

Maria Haenschne

24/II 1916.

VERWALTUNG
UND
LEIHbibliothek
VON
A. KAUFMANN
BIALYSTOK

Verlag v. C. F. W. Neumann

Verlag v. C. F. W. Neumann
Verlag v. C. F. W. Neumann

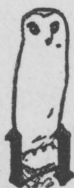
Die schwere Not



Verlag v. C. F. W. Neumann

Allstein-Bücher

Eine Sammlung
zeitgenössischer Romane



Allstein & Co / Berlin und Wien

Die schwere Not

Roman von

Richard Sflowronnet



Allstein & Co / Berlin und Wien



Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Amerikanisches Copyright 1916 by Ullstein & Co, Berlin.

1.

Der Freie und Edle Herr von Heidedorff, Rittmeister im Ingermanländischen Dragonerregiment Großfürst Konstantin, war gegen Mitternacht noch einmal durch die Ställe seiner Schwadron gegangen. Er hatte alles in Ordnung gefunden, die Gäule fraßen ihren Hafer, die Mannschaften waren dabei, ihr Zeug zu rüsten. Er konnte befehlsgemäß im frühesten Morgengrauen anreiten lassen. In besonders ehrenvollem Auftrage, denn seine Schwadron hatte die Aussicht, als erste an den Feind zu kommen. Sie bildete die Spitze einer gemischten Kolonne, die jenseits der deutschen Grenze den Übergang zwischen dem Sdrinsnosee und dem Baranner Moor zu erzwingen hatte. Das Gelände kannte er genau. Er hatte es in Friedenszeiten oft genug durchstreift in der Maske eines philippinischen Hausierers, der — je nach der Jahreszeit — mit Fischen oder Obst handelte. In der Johannisburger Heide lag das große Kirchdorf Dnufrigowen, das ausschließlich von Philipponen bewohnt wurde, einer russischen Sette, die vor langen Jahren ihres Glaubens wegen aus der Heimat vertrieben worden war. Der von ihrem ersten preußischen Landesherrn verliehene Schutzbrief gab ihnen das Recht, für ewige Zeiten an dem keiserlichen Bekenntnis ebenso festzuhalten wie an der überlieferten Tracht.

Keinem Menschen im masurenischen Grenzlande fiel es ein, auch nur den Kopf zu wenden, wenn er einem blondhärtigen Manne in russischem Bauerngewande begegnete, der, neben einem dünnen Klepper herschreitend, einen Karren mit Obst oder Fischen führte...

Der Rittmeister schlenderte gemächlich die vielfach sich winkelnde Straße entlang, die von der Baracke seiner Schwadron zum Ausgang des Truppenlagers lief. Er hatte noch fast zwei Stunden Zeit, aber es lohnte sich nicht mehr, schlafen zu gehen. Er hätte auch wohl keine Ruhe gefunden, freudige Erregung trieb ihm das Blut rascher durch die Adern als sonst. Eine zuverlässige Spionennmeldung hatte die Nachricht gebracht, daß die Sperre zwischen Sdrinsnosee und Baranner Moor von einer Kompagnie des 147. Infanterieregiments und der fünften Schwadron Ordensburger Dragoner gehalten wurde. Mit dem Führer dieser Schwadron aber, dem Baron Foucar von Kerdesac, hatte der Freiherr Egon von Heidedorff eine alte Rechnung zu begleichen. Wegen eines Zusammenstoßes an der Grenze, bei dem er wie ein begossener Pudel hatte abziehen müssen, weil der Herr auf der anderen Seite mit der Zunge gewandter gewesen war. Morgen traf er ihn auf einem Felde, wo solche Kunststücke wenig nützen...

Er mußte auf den schlecht beleuchteten Weg passen, denn das Truppenlager von Grajewo, das noch vor kurzem nicht mehr als eine kriegstarke Division beherbergt hatte, war in den letzten Wochen ums Vielfache gewachsen. Riesenhafte Zelte blähten sich neben langgestreckten Holzbaracken, bildeten eine ganze Stadt, zu

deren Umschreitung man wohl mehr als eine Stunde gebraucht hätte. Und all diese Zelte und Baracken waren mit Menschen überfüllt, so daß die gestern und heute aus dem Innern des Reiches gekommenen Regimenter unter freiem Himmel bivakieren mußten. Auf dem weiten, sich ans Lager schließenden Exerzierplatz standen die angepflöckten Pferde in endlosen Reihen, schier unübersehbar dehnten sich die Bierede der Trostwagen mit ihren hellgrauen Blanddecken, und wie winzige Pünktchen leuchteten die äußersten Wachtfeuer vom fernen Waldrande herüber... An diesen Feuern aber, in den Zelten und Baracken schliefen die Tausende und aber Tausende, die morgen über die deutsche Grenze brechen sollten. Einen Feind zu werfen, der sich in unerträglicher Annäherung überall in den Weg schob, wo das russische Vaterland den so bitter notwendigen Ausgang zum freien Meere suchte... Sie schliefen die letzte Nacht auf heimischem Boden, für viele von ihnen war es vielleicht die letzte Nacht in diesem Leben. Aber was lag daran, wo es um so hohen Einsatz ging? Noch immer galt ja das alte Wort: Nur der Bettler zählt ängstlich die Kopfen — und das große Rußland war reich. Reich an Kraft und an Menschen...

Ebenso wie hier um Grajewo brannten die Lagerfeuer an der ganzen, wohl tausend Werst langen Grenze bis tief hinunter nach Österreich. Und morgen früh erhoben sich die Millionen von Schläfern, nahmen ihre Waffen auf und trugen den Krieg ins feindliche Land. Der russische Riese erwachte und warf sich wie ein Bergsturzgen Westen... Und neben dem Riesen schritt als Füh-

rer ein gewaltiger Kriegermann. Einer, der den Titel „Großfürst“ wahrhaftig von Gottes Gnaden trug, ein Feldherr, an dem die militärische Jugend Rußlands mit glühender Begeisterung hing, von Archangelsk bis Odessa, von Grajewo bis Wladiwostok! Verheißung war er ihr und sichere Hoffnung; er würde die Scharte von Mufden wieder auswehen und dem alten Reiche eine neue Grenze geben. Eine Grenze, mit der Spitze des Schwertes gezogen vom deutschen Ende der Ostsee bis hinab zu den ewigen Frühlingsgestaden der blauen Adria . . . Vor diesem Feldherrn aber wollte er sich auszeichnen und hervortun in zahllosen Heldentaten, um sich aus der wimmelnden Masse auf den Platz zu schwingen, der ihm zukam . . . Und er sah sich nach blutiger Schlacht vor dem Allgewaltigen stehen, von Pulverdampf geschwärzt und von Staub bedeckt. Die sonst so kalten Augen ruhten wohlwollend auf ihm. „Sie also, Herr Rittmeister, haben mit den Resten der zusammengeschossenen Brigade die glorreiche Attacke geritten, die den Erfolg des ganzen Tages entschied? Ich danke Ihnen, Herr Major! Sie aber, mein Lieber“ — so wandte er sich zu seinem Adjutanten — „sorgen mir dafür, daß der Major Freiherr von Heidedorff noch heute das Georgskreuz erhält, und dann wollen wir zusehen, ob sich für ihn nicht ein Platz in der kaiserlichen Garde findet . . .“

So schritt der Freiherr von Heidedorff in kühnen und weit in die Zukunft langenden Träumen dahin. Er schrat heftig zusammen, als am Ausgang des Lagers ein Offizier auf ihn zutrat mit der höflichen Frage, ob er ihm in der Stadt nicht das Haus seines Quartierwirtes zeigen

könne, des Getreidehändlers Zocher Leinenbaum. Ein anscheinend stark überalterter Stabsoffizier war es, der zu einem der am Nachmittag frisch ausgeladenen Infanterieregimenter gehören mochte. Die glimmende Zigarette ließ ein sonnengebräuntes, feistes Gesicht erkennen, in dem unter stumpfer Nase ein kurzgestutzter weißer Schnurrbart saß. Den Namen hatte Heidedorff bei der Vorstellung nicht verstanden.

Die über freies Feld führende Straße lag dunkel vor ihnen, die Nacht war empfindlich kühl. Aus dem Wiesengelände zur Linken hoben sich bleiche, am Boden hinstreichende Nebelschwaden. Zur Rechten, ein paar hundert Schritte vom Wege, stand eine hellerleuchtete Offiziersbaracke. Aus den geöffneten Fenstern drang wüstes Gröhlen und das rhythmische Geräusch im Dreivierteltakte stampfender Füße. Die schmetternde Blechmusik spielte den neuesten, aus einer deutschen Gesangsposse stammenden Gassenhauer, der seinen Weg über die Grenze gefunden hatte.

Der Stabsoffizier schleuderte mit einer unwilligen Bewegung seine Zigarette fort. Wie ein winziges Meteor flog sie im Bogen durchs Dunkel, um im Straßengraben zu erlöschen.

„Widerlich ist das! Diese betrunkenen Schweine sollen nun morgen unsere armen Kerle gegen einen überlegenen Feind führen!“

Der Freiherr von Heidedorff hob förmlich die Hand an den Mühschirm. Seine Stimme klang scharf.

„Euer Hochwohlgeboren werden die Bemerkung gemacht: Dort drüben in der Offiziersbaracke befinden

sich auch meine Regimentskameraden! Mit Seiner Großfürstlichen Hoheit dem Prinzen Pawel Alexandrowitsch an der Spitze!"

Der Stabsoffizier zuckte mit den Achseln.

„Wenn Sie das Wort ‚Schweine‘ stört, das will ich gerne zurücknehmen. Im übrigen aber: Ich war soeben dabei, wie Seine Großfürstliche Hoheit sich infolge allzu reichlichen Champagnergenusses heftig erbrachen. Glauben Sie, daß die Regimentskommandeure auf der anderen Seite der Grenze sich in ähnlicher Weise auf den Krieg vorbereiten?“

Der Rittmeister reckte sich hochmütig heraus.

„Was liegt daran? Ein betrunkenen Russe kann es noch immer mit drei nüchternen Deutschen aufnehmen!“

Der dicke Offizier lächelte ironisch. „Sie meinen natürlich im Trinken, Herr Rittmeister!“ Und während er aus schwergoldener Dose seinem Begleiter eine Zigarette bot, sagte er ingrimmig: „Dieser Krieg ist ein Wahnsinn! Ein irrsinniges Verbrechen an der Zukunft unseres Vaterlandes. Wenn ich die Macht hätte — in die Bleibergwerke Sibiriens würde ich die Menschen schicken, die dieses Verbrechen auf dem Gewissen haben!“

Der Rittmeister blieb stehen, das Blut trat ihm vor Entrüstung in die Wangen.

„Herr — !!... Bei allem Ihrem Range zukommenden Respekt — ich muß es mir versagen, diese Unterhaltung fortzusetzen! Der Krieg ist von unserem allgütigsten Herrn, dem Zaren, befohlen worden, und an diesen Befehle ziemt uns keine Kritik. Ehe ich mich aber verabschiede, muß ich noch einmal um Ihren Namen bitten.“

„Und weshalb, wenn ich fragen darf?“

„Weil ich mich verpflichtet fühle, Sie Ihren Vorgesetzten zu melden. Ich möchte doch untersuchen lassen, ob es angeht, daß ein Herr mit solchen Anschauungen den Rock seines Kaisers noch weiter trägt!“

Der dicke Stabsoffizier verneigte sich leicht, in seinen hinter Fettpolstern vergrabenen Augen blickte es auf.

„Bravo, Herr Rittmeister! Nur möchte ich Ihnen bemerken, falls Sie diese Tätigkeit gewerbsmäßig ausüben, werden Sie sich in der russischen Armee bald recht einsam fühlen! Also ich heiße Graf Schuwalow und bin als eine Art von höherem Schlachtenbummler mit dem Range eines Obersten dem Hauptquartier des zehnten Armee korps zugeteilt. Wenn Sie sich über mich beschweren wollen, müssen Sie so gut sein, sich an den General Variatinsky zu wenden. Aber ich sage Ihnen gleich, Sie werden nicht viel Glück haben. Er ist nämlich ein alter Freund von mir und teilt meine Ansichten.“

Der Rittmeister biß sich auf die Lippen. Er wußte sehr wohl, was der Name Schuwalow in Rußland bedeutete. Für einen kleinen Linienoffizier war es sicherer Selbstmord, sich mit dem dicken Manne da zu verfeinden, aber — der Teufel sollte es holen — deswegen konnte er doch seine Überzeugung nicht verleugnen! Er hob in dienstlicher Haltung die Rechte an den Hüftschirm.

„Herr Graf, ich gestehe offen, daß ich mich in der Form stark vergriffen habe. Ich bitte deshalb um Entschuldigung! Was aber die Sache selbst angeht...“

Der Dicke drückte ihm gutmütig den erhobenen Arm hinunter. „Ist ja schon gut! Und ich bin Ihnen durch-

aus nicht böse! Im Gegenteil, ich liebe junge Leute, die noch Illusionen haben. Aber — nicht wahr — um uns darüber auszusprechen, müssen wir doch nicht unbedingt hier auf der Straße stehenbleiben?“

„Wie es Ihnen beliebt, Herr Graf. Aber — verzeihen Sie — wenn Sie recht hätten, wenn wirklich ein großer Teil unseres Offizierkorps so dächte wie Sie . . .“

„Na, was denn?“

Der junge Rittmeister atmete tief auf: „Dann, Herr Graf, wäre dieser Krieg wirklich ein Verbrechen! Ein Offizierkorps, das nicht unbedingt von der Gerechtigkeit der Sache überzeugt ist, für die es zu fechten hat . . . ja also, das wäre die von vornherein garantierte und besiegelte Niederlage!“

Der Dicke hob überrascht den Kopf.

„Ja, haben Sie denn auch nur einen Augenblick geglaubt, wir würden in diesem Feldzuge nicht genau dieselben Prügel kriegen wie in dem gegen Japan?“

„Wir haben seit diesem Unglücksjahre gearbeitet! Die russische Armee kann es heute mit jeder anderen der Welt aufnehmen!“

„Um . . . na ja, wenn ich gerecht sein will — ich habe diese Behauptung in diesen Tagen von verschiedenen Seiten aufstellen hören, ohne daß sie dadurch für mich an innerer Wahrscheinlichkeit gewonnen hätte. Aber, sagen Sie mal . . . haben Sie sich gelegentlich einmal die Mühe genommen, einen oder den anderen Ihrer Kerle zu fragen, weshalb er eigentlich in den Krieg zieht?“

„Ich muß gestehen, darauf bin ich noch gar nicht verfallen.“

„Na denn tun Sie's mal! Es ist sehr lehrreich. Ich beschäftige mich schon den ganzen Nachmittag damit und habe die amüsantesten Antworten gekriegt. Einer unserer Muschiks zum Beispiel, dem ich einen halben Rubel versprochen hatte, wenn er mir die reine Wahrheit sagte, kratzte sich den Kopf: ‚Wirklich die lauterste Wahrheit, Väterchen?‘ . . . ‚Natürlich, du Dummkopf! Um mich von dir belügen zu lassen, brauch' ich doch kein Geld auszugeben. Und ich lege noch zehn Kopfen zu!‘ . . . Nun denn, Väterchen, du fragst, weshalb ich in den Krieg gehe? Weil ich nicht tief genug ins Stroh gekrochen war. Da hat mich der Polizist gefunden! Und bei meinem Bruder, da sagte die Frau, er wäre nach Amerika ausgewandert. Aber weil sie in die Kleider Mottenpulver gestreut hatte, mußte er im Schrank drinnen niesen. Da lachte der Polizist: ‚Teufel nochmal, Mütterchen, hat dein Mann eine kräftige Nase! Daß man sie von Amerika bis Rußland trompeten hört . . .‘ und hat ihn auch mitgenommen . . . Als ich's heute abend bei Tisch erzählte, haben wir uns die Bäuche gehalten vor Lachen!“

Der Freiherr von Seidedorff zuckte die Achseln.

„Es wäre eher zum Weinen gewesen! Aber was liegt an dem Mann in der Front? Er mag denken, was er will, ich bringe ihn schon vorwärts. Er hat auch nicht zu denken, sondern nur zu gehorchen.“

„Selbstverständlich, Herr Rittmeister! Aber wäre es nicht vorteilhafter, eine Truppe zu führen, die mit Be-

geisterung dem Befehl zum Angriff gehorcht? Wie es zum Beispiel bei den Deutschen drüben der Fall ist? Wo selbst der letzte Bauernjunge weiß, daß er sein Blut für die heiligsten Güter seines Vaterlandes herzugeben hat? . . . Und wenn Sie vorhin behaupteten, wir hätten seit dem verlorenen Krieg gewissenhaft gearbeitet, darf ich Sie da fragen, wo sind die Eisenbahnen im Aufmarschgelände?"

„Die sind leider noch nicht fertig geworden!"

„Ach nein, mein Lieber, sondern die Millionen, die uns Frankreich für diesen Zweck gepumpt hat, sind einen anderen Weg gegangen! In Taschen, die jedermann in Rußland kennt, die aber niemand, dem sein Leben lieb ist, zu nennen wagt!"

Der Rittmeister fuhr auf.

„Herr Graf, wenn Sie das genau wissen, warum stellen Sie sich nicht auf den Markt als öffentlicher Ankläger, damit diese betrügerischen Schufte das unterschlagene Geld wieder herausgeben? . . ." Er brach ab und schlug mit der geballten Faust einen heftigen Lusthieb. Der Kleine aber blinzelte aus vergnügten Augen zu ihm auf.

„Wie alt sind Sie eigentlich, wenn ich fragen darf, Herr Rittmeister?"

„Zweunddreißig!"

„Na, sehen Sie, dann leben Sie eigentlich doch schon lange genug in Rußland, um zu wissen, daß Sie mit einer solchen öffentlichen Festebe sich selbst gerade keinen Gefallen tun würden. Ehe man sich versteht, ist man auf der Reise nach Sibirien!"

„Auch Sie, Herr Graf? Ihr Rang und Name müßte Sie doch vor solchen Nichtswürdigkeiten schützen!"

Der Dicke zuckte mit den Achseln.

„Mein Lieber, gegen die hohen Herren, die das Geld für die Eisenbahnen eingesteckt haben, bin ich eine Null! Man duldet mich freundlich bei Hofe, weil man mich nicht ernst nimmt. Unbequeme Wahrheiten nämlich, die ich beim besten Willen nicht bei mir behalten kann, pflege ich in der Form eines Wizes auszusprechen. Dadurch habe ich zuweilen Gutes gestiftet. Aber die ganz große Torheit, den Krieg mit Deutschland, konnte kein Mensch auf dieser Welt verhindern. Ich tröste mich mit dem Gedanken: Rußland wird auch diese Niederlage verwinden. Dann werden die Verbrecher eine Weile lang den Mund halten müssen, in den Köpfen der anderen aber wird allmählich die Erkenntnis dämmern, daß es für uns kein Heil gibt außer in einem engen Anschluß an Deutschland!"

Der Freiherr von Heidedorff begnügte sich mit einer stummen Verneigung. Gegen so verbohnte Ansichten gab es kein Streiten. Und er entsann sich aus Gesprächen im Kasino, die Schuwalows hatten schon immer als halbe Deutsche gegolten. Einer ihres Namens war als Botschafter am Berliner Hofe der intimste Freund des Mannes gewesen, der Rußland nach dem Türkentriege um das beste Teil der Siegesbeute betrogen hatte . . .

Eine Weile lang gingen sie schweigend nebeneinander her. Die Sterne am tiefdunkeln Himmel, die wie in einer Winternacht gesunkelt hatten, fingen an zu verblässen. Zu beiden Seiten der Straße tauchten die ersten

Häuser des Städtchens auf. Niedrige, strohgedeckte Holzhütten, die einen sauren Geruch von Armut und Unsauberkeit ausströmten, wie zerlumpfte Bettler. Der Graf steckte sich eine neue Zigarette an.

„Abgesehen, wenn ich mich vorhin nicht verhört habe, Sie nannten mir doch bei der Vorstellung einen rein deutschen Namen? Helldorf oder so ähnlich?“

„Heidedorff, Herr Graf. Egon Freiherr von Heidedorff.“

„Um, da ist es doppelt merkwürdig, daß Sie so überzeugter Russe sind. Die Heidedorffs, die ich bisher kennengelernt habe, standen — na sagen wir mal, auf einem anderen Standpunkt.“

„Sehr bedauerlich, Herr Graf, wenn diese Herren, wie ich wohl annehmen muß, gleich uns beiden russische Untertanen sind.“

Aber das runde Gesicht des Grafen ging ein Schmunzeln.

„Danke, das haben Sie mir wieder einmal ganz ausgezeichnet gegeben! Ich werde Sie meinem Freunde Variatinsky empfehlen. Ein so feiner Kopf ist zu schade, um in irgendeinem Linienregiment zu versauern.“

Der Rittmeister verneigte sich leicht.

„Zu gütig, Herr Graf, aber ich fühle mich in meinem Regiment vorläufig recht wohl. Außerdem möchte ich meine Karriere nicht einem gelegentlichen Scherz verdanken, sondern meiner Tüchtigkeit. Ich hoffe mich in diesem Kriege auszuzeichnen und meine Beförderung ehrlich zu verdienen!“

Jetzt bekam der Graf einen Lachanfall, der sein Gesicht blaurot färbte. Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich wieder beruhigte.

„Und Sie wollen kein Deutscher sein? Wissen Sie, was ein Russe dem Grafen Schuwalow auf das Anerbieten eben geantwortet hätte? Zunächst hätte er den Segen des Himmels auf dessen edles Haupt herabgefleht und dann sein Regiment als eine Art von Schweinestall geschildert, in dem es kein anständiger Mensch aushalten könnte.“ Und noch immer lachend fügte er hinzu: „Zu welchen Heidedorffs gehören Sie eigentlich, lieber Baron? Zu denen vom Rauhen Hause oder zu der Rigaer Linie?“

„Das weiß ich nicht, Herr Graf, habe mich auch nie darum gekümmert.“

Egon von Heidedorff antwortete nur widerwillig, es kostete ihn offenbar eine starke Überwindung, das Gespräch fortzusetzen.

„Ich bin ausschließlich von meiner Mutter erzogen worden. Auf meinen Vater besinne ich mich kaum, er starb, als ich sieben Jahre alt war. Meine Mutter aber hatte sich von seinen Verwandten getrennt. Aus Gründen, die mir, als ihrem Sohn, es auch nach ihrem Tode verwehren, jemals eine Annäherung zu versuchen.“

Der dicke Graf wurde ordentlich lebhaft.

„Aber so etwas läßt sich doch aus der Welt schaffen. Wenn es Ihnen recht ist, will ich gerne die Vermittlung übernehmen. Den Heidedorffs gehören zwei ganz große Majorate, ein Besitz, größer als der meinige. Die Rigaer Linie steht nur noch auf zwei Augen; von

denen aus dem Rauhen Hause läuft ja 'ne Masse herum. Aber es ist Krieg, sie können alle totgeschossen werden oder — meinetwegen — an der Cholera sterben. Sie allein bleiben übrig! Soll da der russische Staat den Riesenbesitz schlucken, nur weil Ihre Frau Mama sich aus — entschuldigen Sie gütigst — also vielleicht wegen irgend einer Frauenlaune mit den Verwandten Ihres Herrn Vaters überworfen hat?"

Herr von Heidedorff verneigte sich förmlich.

„Sie sind außerordentlich gütig zu mir, Herr Graf, und ich fürchte, Ihren Unwillen zu erregen, wenn ich auch dieses Anerbieten ablehne. Die Kränkung, die man meiner Mutter angetan hat, trifft auch mich. Außerdem, die Anwartschaft auf irgendein Majorat lockt mich nicht. Meine Mutter stammte aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, ich habe genug zum Leben!“

Graf Schuwalow warf ärgerlich seine Zigarette fort.

„Also gut, mein Lieber! Die Deutschen haben ein Sprichwort: Wem nicht zu raten, dem ist nicht zu helfen! Und Sie sind der komischste Mensch, den ich je getroffen habe.“

Der Freiherr von Heidedorff hob stolz das schmale Gesicht mit dem lang ausgezogenen blonden Schnurrbart.

„Mag sein, Herr Graf! Aber ich habe besondere Gründe, der Welt zu zeigen, daß auch ein ganz allein auf sich selbst gestellter Mann vorwärtskommen kann.“

In dem breiten Gesicht des Grafen zuckte es. Mit wohlwollendem Spott sah er zu seinem Begleiter hinüber.

„In Rußland wollen Sie das fertig kriegen? ... Mein Lieber, so etwas kann sich nur ein Deutscher einbilden! ...“

Sie mußten vor einem Auto zur Seite treten, das mit seinen mächtigen Scheinwerfern die ganze Straße erhellte. Neben dem Führer thronte ein riesenhafter Leibjäger mit Bandelier und Federhut. Eine junge Dame im Innern des Wagens erhob sich rasch und drückte auf den Gummiball. Das Auto hielt an. Graf Schuwalow kratzte sich mit einem Seufzer den Kopf. „Man hat mich erwischt! Schade — ich wollte Sie gerade einladen, mit mir noch auf ein Stündchen in irgendeine Weiberkneipe zu bummeln.“

Die junge Dame öffnete die Wagentür, winkte lebhaft. Und während der Graf näher trat, überschüttete sie ihn in französischer Sprache mit einer Flut von Vorwürfen. Eine unverzeihliche Rücksichtslosigkeit sei es, sie den ganzen Abend allein zu lassen; wenn der General sich ihrer nicht angenommen hätte, wäre sie vor Langeweile gestorben. Und wenn sie die Aussicht hätte, daß sich solche Abende noch öfter wiederholen könnten, würde sie morgen früh ihre Koffer packen und nach Petersburg zurückreisen.

Der Graf küßte ihr mit der Entschuldigung die Hand, er habe sich studienhalber die ganze Zeit im Truppenlager umhergetrieben. Der Freiherr Egon von Heidedorff war diskret zur Seite getreten. Er zerbrach sich den Kopf, wo er die elegante junge Dame gesehen haben mochte. Sie war wie zu einem Balle gekleidet, über den entblößten Schultern hing ein kost-

barer Mantel aus Zobelpelz, in dem hochfrisierten blonden Haar steckte ein kostbarer Reiter an blinkender Brillantagraffe. Und plötzlich fiel ihm ein, woher er dieses künstlich zurechtgemachte und geschminkte Puppen-gesichtchen kannte. Aus einer illustrierten Zeitung, die er vor Monaten einmal in einer Konditorei von Suwalki durchblättert hatte. Die junge Dame da war die berühmte Jelena Napierowna, eine der ersten Tänzerinnen des kaiserlichen Balletts an der Petersburger Oper! Jetzt hatte sie ihn auch bemerkt. Mit lebhafter Bewegung streckte sie ihm die von Ringen funkelnde Hand entgegen.

„Aber, mein lieber Baron, wollen Sie mich nicht mehr kennen, oder haben Sie mich schon vergessen?“

Er trat näher, die Hand am Mützenschirm.

„Pardon, Madame, es ist wohl eine Verwechslung. Ich habe heute zum ersten Male das Glück, der berühmtesten Künstlerin Petersburgs von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen.“

Sie lachte hell auf, zeigte zwei Reihen blütenweißer Zähne und in der Wange ein entzückendes Grübchen.

„Nein, wie Sie sich verstellen können, lieber Baron! Aber es ist nicht nötig! Mein guter Sascha“ — sie tätschelte dem Grafen die dicke Wange — „mein Sascha weiß, daß er nicht eifersüchtig sein darf. Auf das, was gewesen ist, am allerwenigsten. Und was war das für ein entzückender Abend in der Eremitage, als ich mit dem dicken Moskauer Getreidehändler mich langweilte und Sie sich, kurz entschlossen, an unseren Tisch setzten!...“

Egon von Heidedorff zog die kleine Hand, die sich ihm entgegenstreckte, an die Lippen. Sie war weiß gepudert wie das lächelnde Gesichtchen, zwischen den blinkenden Ringen stieg ein aufreizender Duft empor. Er wollte beteuern, daß er leider nicht der Mann sei, ein so festes Stücklein auszuführen. Die Napierowna aber hatte inzwischen ihren Irrtum schon selbst eingesehen. Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, diese Ähnlichkeit? Ich hätte darauf geschworen, mein Herr, Sie sind der Baron Fedor von Heidedorff von den Garde-Manen! Aber eben sehe ich, Sie haben einen hübscheren Mund und kleinere Ohren. Auch küssen Sie nicht so frech. Er hätte mir schon längst den kleinen Finger verschluckt!“

Der dicke Graf Schuwalow, der gleichmütig dabei gestanden hatte, räusperte sich: „Du wirst dich erkälten, mein Täubchen! Das Klima ist hier sehr gefährlich, und bei deiner leichten Kleidung...“

Die Napierowna hob lächelnd die bloßen Schultern.

„Ah bah, ich bin doch keine Sängerin! Aber gibt es in diesem elenden Nest nicht irgendeinen Ort, wo man dem Phänomen dieser fabelhaften Ähnlichkeit bei einem Glase Sekt auf den Grund gehen könnte?...“

Sie sandte unter halbgeschlossenen Lidern dem jungen Offizier einen Blick zu, der diesen vom Kopf bis zu den Füßen erschauern ließ.

Der dicke Graf aber verabschiedete sich und gab dem Führer ein Zeichen, anzufahren. Das Auto zog an, die Napierowna rief zum offenen Fenster hinaus: „Und wo sieht man Sie wieder, Herr Rittmeister?“

Er rechte die schlanke Gestalt in den Hüften und schwenkte die Mütze.

„In Berlin, meine schöne Dame! So wahr uns Gott helfe und die heilige Jungfrau!...“

Mitten im Ruf aber verzogen sich seine Lippen zu einem Lächeln. Er sah deutlich, wie die beiden Insassen des Autos sich beim Hören der heiligen Namen fromm bekreuzigten; der steptische Graf, der ihm die sichere Niederlage Rußlands hatte beweisen wollen, und die sich an den Meißbietenden verkaufende Kurtisane — — —

2.

Das Auto war in einer dicken Staubwolke verschwunden. Egon von Heidedorff ging langsam seinem Quartier zu. Eigentlich hatte er dort nichts mehr zu suchen. Ridziwon, sein braver Bursche, hatte sicherlich das ganze bißchen Habe schon längst gepackt und auf den Schwadronswagen verladen. Einen schmalen Koffer füllte es gerade; und außer einer ganz abgetragenen Dienstuniform, die nicht einmal mehr an einen Trödler zu verkaufen war, ließ der Baron nichts zurück. Aus diesem schmalen Koffer hatte er auch in Friedenszeiten gelebt. Um sich irgendwelchen unnützen Kram anzuschaffen, war er zu arm. Sein Gehalt teilte er in zwei Hälften. Mit der einen schränkte er sich ein, die andere schickte er nach Lodz. An das kleine Mütterchen, das sich selbst nicht mehr ernähren konnte, weil es sich in jungen Jahren zuschanden gearbeitet hatte, dem abgöttisch geliebten Einzigen die Offizierslaufbahn zu ermöglichen. Ebenso wie sie sich vorher vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht gequält und ihre Gesundheit geopfert hatte, den verkommenen und trunksüchtigen Mann zu ernähren, der sie mißhandelte, wenn sie nicht genug Geld verdiente. Und der ihr täglich vorwarf, daß er sich ihretwegen mit seiner reichen Familie überworfen hätte. Denn das kleine Mütterchen war eine Jüdin...

Ein bitteres Gefühl stieg ihm im Halse empor, er mußte sich mit dem Handrücken über die Augen fahren. Einen Ingrimm empfand er gegen alle die Menschen, die mit höhnischen Worten und Gebärden ihm ihre Verwunderung zeigten, daß ein Freiherr von Heidedorff in einem schäbigen Linienregiment diente! Mit Kerlen zusammen, die unter den Tisch spuckten und mit der Gabel in den Zähnen stocherten, weil sie's zu Hause nicht anders gelernt hatten . . . Was hätte wohl der Graf Schuwalow, der ihm so eifrig seine Vermittlerdienste anbot, für ein Gesicht gemacht, wenn er ihm statt des Märchens von der wohlhabenden Kaufmannstochter die Wahrheit erzählt hätte? Ob er nicht dann geringschätzig zu ihm gesagt hätte: „Ja, mein Lieber, da haben die Heidedorffs ganz recht, wenn sie von einer solchen Verwandtschaft nichts wissen wollen! Und — offen gestanden — ich begreife nicht recht, daß Sie mit einem derartigen — entschuldigen Sie tausendmal, aber ich finde wirklich keinen anderen Ausdruck — also mit einem derartigen Makel überhaupt haben Offizier werden können!“ Da verneigte man sich abweisend: „Ja, sehen Sie, mein verehrter Herr Graf, deshalb hänge ich das Geheimnis dieses Makels auch nicht jedem Tropf auf die Nase! Und, um Sie mit Ihren eigenen Worten zu schlagen: Sie leben doch auch schon lange genug in Rußland, um zu wissen, daß man mit ein paar Rubeln in der Hand manches erreichen kann. Zum Beispiel, daß ein armer Teufel von Pape sich in einem Taufschein verschreibt? An Stelle eines jüdischen Mutternamens einen echt russischen setzt?

Und ein paar Jahre später — ebenfalls nach dem Kirchenbuche — bescheinigt, daß die Freifrau Anastasia von Heidedorff, geborene Smirnow, am so und so vielten Januar des Jahres Achtundneunzig an den Blattern verstorben ist! Denn — denken Sie mal, Herr Graf, solche Mütter gibt es, die sich lieber für tot erklären lassen, als daß sie dem geliebten Sohne die Karriere verderben! . . .“

Gitte Silberring hatte das kleine Mütterchen geheißt, war Studentin der Medizin in Lausanne und ihrerzeit eins der schönsten Mädchen gewesen. Und weil sie auf anderem Wege nicht zu erobern war, hatte der elegante Freiherr von Heidedorff, der als Student der Rechte ein paar Semester an der Schweizer Universität verbummelte, sie geheiratet. Vielleicht hatte er's damals wirklich ehrlich gemeint oder gedacht, die Ehefessel nach kurzer Zeit mit einer Abfindung wieder abzustreifen, aber er hatte die Rechnung ohne das kluge Köpfchen der schönen Gitte gemacht. Vor der Hochzeit war sie zum orthodoxen Glaubensbekenntnis übergetreten, die Trauung war vom Popen der russischen Gemeinde in Genf vollzogen worden und die Ehe kaum durch einen Spruch des Heiligen Synod mehr zu trennen . . . Zu einem solchen Spruch aber gehörten sehr, sehr hohe Verbindungen und viele tausend Rubel Geld. Und diese Tausende konnte der Freiherr von Heidedorff nicht aufbringen . . .

Bei der Heimkehr hatte es nämlich eine große Enttäuschung gegeben. Der Inhaber des Majorates von der Rigaer Linie war kinderlos. Er hatte die Wahl zwischen zwei ihm gleich nahe stehenden Vettern. Er

adoptierte den, der eine aus altem baltischen Geschlecht stammende Gräfin Stadelnberg geheiratet hatte. Der Mann der Jüdin wurde mit einer Summe abgefunden, die gerade hinreichte, seine dringendsten Gläubiger zu befriedigen . . . Und von der Zeit an begann das Elend, der Leidensweg einer Frau, der von Arbeit, Entbehrungen und Mißhandlungen übersät war wie mit spitzen Dornen . . . Niemals aber war eine Klage über ihre Lippen gekommen. Was Egon von der Ehe seiner Mutter wußte, hatte er von einem ihrer Brüder gehört, einem Gemischtwarenhändler, der in der jüdischen Vorstadt einen Laden führte. Der hatte ihm zuweilen ein paar Kopfen zugesteckt, wenn er ihn auf der Straße traf. Ganz heimlich, denn die schöne, zum Christentum übergetretene Gitta war von ihrer strenggläubigen Familie ebenso in Acht und Bann getan worden wie der Freiherr von Heidedorff von der seinigen . . . Aus den Erzählungen des kleinen Gemischtwarenhändlers David Silberring und eigenen Erinnerungen hatte er sich dann später ein Bild zu rechtgemacht. Drei Stunden waren es, die sich wie Inseln aus dem Meer der Vergessenheit hoben . . .

Fünf oder sechs Jahre mochte er alt gewesen sein, als ihn eine laute Männerstimme aus dem Schläfe weckte. Der Vater stand mit rotem Gesicht in der Stube und schrie, daß die Scheiben klirrten, er müsse Geld haben. Die Mutter sagte, sie habe keins; er solle nicht so laut sein, um das Kind nicht aufzuwecken. Er schrie wieder, sie solle froh sein, daß er den Judenbengel nicht totschiene, und er wisse genau, sie habe

noch zwanzig Rubel, und damit könne er alles wiedergewinnen, was er verloren habe. Sie warf sich auf die Knie, er möge ihr das Geld lassen, sie wisse sonst nicht, wie sie Fleisch und Brot kaufen solle und Milch für das Kind. Der Vater stieß sie mit dem Fuß gegen die Brust, und als sie umfiel, schlug er mit dem Stock. Da schleppte sie sich wimmernd zum Schrank, holte aus einem Tuche die schmutzigen Scheine hervor und sagte: „Viel Glück,“ als er danach griff . . . Der Knabe aber kroch unter die Bettdecke und stellte sich schlafend vor Angst, als die Mutter ins Bett kam und über seinem Kopf schluchzte und weinte. Und er mußte immer denken: Weshalb sticht sie dem Vater nicht lieber ein Messer in den Leib, statt ihm immer wieder Geld zu geben? . . .

Und ein oder zwei Jahre später brachten zwei Kerle den Vater angeschleppt, auch mitten in der Nacht. Legten ihn auf die Diele und sagten: „Da hast du deinen Baron, du armes Weib! In dem schlechten Haus der Modrelewna ist er die Treppe hinuntergefallen, weil er Streit angefangen hatte. Wie er auf das Pflaster fiel, war er schon tot. Und Gott sei seiner Seele barmherzig, denn sie ist betrunken aus seinem Munde gefahren . . .“

Die Mutter warf sich über den Leichnam, schrie und riß sich die Haare. Küßte den blutigen Mund des Toten und flehte zu Gott, er möge ihn doch nur für eine einzige Minute noch zu sich kommen lassen! Er aber stand zornig dabei und rüttelte sie an der Schulter: „Mutter, um den Mann weinst du? Wo er dich immer mit Füßen getreten hat? . . .“ Da schlug sie

ihn heftig, zum ersten und einzigen Male im Leben, und zwang ihn, dem Toten die Hand zu küssen. „Du gottvergessenes Kind, das hier ist dein Vater! Und was weißt du, welch ein Edelmann zugrunde gegangen ist, weil ich's nicht verwinden konnte, ihn wieder loszulassen? Hundertmal dürfte er mich prügeln jeden Tag, wenn ich ihm noch einmal das Leben einhauchen könnte, so wie er zum erstenmal vor mich hingetreten ist...“

Und wiederum ein oder zwei Jahre später stand er auf einer weiten Schloßterrasse. Unten schlug das Meer gegen die Steinmauer, die grünen Wellen kamen langsam gezogen im weichen Sommerwinde, erst die siebente immer hob sich mit weißer Schaumkrone empor. Wie eins jener schwermütigen Lieder hörte es sich an, die die Mädchen des Abends auf der Straße sangen. Jedesmal am Ende einer Strophe stiegen die Stimmen an, wie hier an der Mauer die Welle... Und plötzlich kam das kleine Mütterchen aus dem Hause mit den vielen Fenstern zurück. Ein Diener in bunter Livree zerrte sie an der Hand und gab ihr einen Stoß, daß sie gegen das steinerne Geländer taumelte. Das kleine Mütterchen richtete sich auf und strich die Haare aus dem Gesicht. Nicht anders als früher, als sie noch von ihrem Manne geschlagen wurde. Nur als sie nach einer ganzen Weile wieder auf der Höhe standen, von der man weit über den Park, das Haus mit den vielen Fenstern und das Meer blicken konnte, hob sie die Hand... Er aber in seinem frühreifen Jungengesicht wußte, was diese Gebärde bedeutete. Von den Kindern der Gasse, mit denen er

spielte, wenn die Mutter zum Verdienen aus war, hatte er erfahren, was für einen Zweck die Reise nach Riga hatte. Die reichen Verwandten seines Vaters sollten Geld hergeben, damit der Mutter seine Erziehung nicht so schwer werde. Aber die Kinder hatten gleich gesagt, die Verwandten würden ihn hinauswerfen trotz seines feinen und so gut wie neuen Anzuges... Da hatte er den stummen Eid seiner Mutter mitgeschworen, diese Menschen zu hassen. Und jedesmal, wenn irgendein neugieriger Tropf wie dieser geschwähige Graf Schuwalow nach seinem Zusammenhang mit den baltischen Heidedorffs fragte, flackerte der Haß von neuem auf...

Die Russen hatte er auch nicht geliebt, weil sie die Stammesgenossen seiner Mutter unterdrückten und schikanirten. Aber irgendwo mußte er mit seinen Empfindungen doch bleiben. Er konnte keine Sonderklasse für sich bilden auf der Kadettenschule von Brest-Litowsk. Und weil das kleine Mütterchen alles tat, um aus seinem Leben zu verschwinden, hatte er allmählich seinen heimatischen Ursprung vergessen. So bescheiden war die von Krankheit gekrümmte alte Frau, daß sie nicht mal verlangte, er solle sie in Uniform besuchen, wenn er alle vier oder fünf Jahre für einen Tag auf Urlaub kam. Sie war schon ganz zufrieden, wenn er im Dunkeln zu ihr schlich und in einem Anzuge, hinter dem kein Mensch den russischen Offizier vermutet hätte... Dann freute sie sich an ihm, dankte für alle Wohlthaten und zeigte ihm das Bild eines schönen blonden Mannes, dem er ähnlich

sah wie nur je ein Sohn seinem Vater. Und wenn ihm die Augen dunkel wurden vor Haß, strich sie ihm begütigend über die Wange. In späteren Jahren werde er vielleicht einsehen, daß auch sie nicht ohne Schuld sei an all dem Elend. Sie hätte den Mann nicht an einem Bande festhalten dürfen, das zu einer wundscheuernden Kette werden mußte, sobald er aus der Raste gestoßen war, zu der er durch Geburt und Erziehung gehörte. Und sie hätte klüger sein müssen schon damals vor jenen dreißig Jahren, sich sagen, wie alles kommen mußte, wenn eine arme polnische Jüdin davon träumte, als Freifrau auf einem baltischen Edelsitz zu leben... So pukte sie in verzeihender Liebe an dem Bilde des Toten herum; und nach einigen Stunden schon drängte sie immer zum Aufbruch. Die Nachbarn könnten herkommen und das Geheimnis auspionieren. Das Geheimnis, daß ein stolzer Dragoneroffizier eine arme jüdische Mutter hatte...

Ein heißer Strahl von Liebe flog aus seinem Herzen über die schlafende russische Erde nach dem niedrigen Hause in der Vorstadt von Lodz. Gott sei Dank, es gab Krieg, und die Gelegenheit kam bald, sich in ehrgeizigem Drange hervorzutun! Vielleicht kam auch der Tag, wo er bekennen durfte: Das da habe ich erreicht, trotzdem ein Blut in meinen Adern fließt, das in euren Augen für verächtlich gilt. Oder vielleicht gerade deswegen... Weil es mich hinaushob über eure Trägheit und wie eine Peitsche vorwärts trieb...

Er wollte sich zwingen, an etwas anderes zu denken, aber die Erinnerungen an die in trostlosem Dunkel ver-

lebte Jugend kamen immer wieder. Und irgend etwas in seinem Blute hatte sich entzündet. Vielleicht an dem faden Abenteuer, das die Papierowna mit lachendem Munde erzählt hatte aus dem anderen Kreise seiner Verwandtschaft... von dem eleganten Vetter bei den Garde-Manen, dem er angeblich wie ein Zwilling Bruder glich. Nur mit dem Unterschied, daß der andere im Überflusse besaß, was er entbehrte, um der Laune einer kurzen Stunde willen verschleudern durfte, wofür er in hartem Dienste jahrelang frohnen mußte... Und er sah ihn vor sich, diesen Herrn von Seidedorff, wie er in dem feinen Petersburger Restaurant nachlässig zu dem Tische hinüberschlenderte, an dem die schöne Tänzerin mit dem fetten Moskauer Getreidehändler saß. Der Dummkopf fühlte sich vielleicht noch geehrt durch den Besuch des vornehmen Gardeoffiziers und merkte es nicht, daß der nur gekommen war, ihm die köstliche Beute abzujauchen. Die aber warf dem Offizier denselben Blick zu, unter dem auch er vorhin erschauert war... Vielleicht hatte sie ihn für ebenso reich gehalten wie seinen eleganten Vetter von den Garde-Manen...

Da überfiel ihn bitterer Neid und das brennende Verlangen, auch einmal den Rausch zügellosen Genießens zu kosten. In der letzten Stunde vor dem Ausreiten perlenden Champagner zu trinken und rote Mädchenlippen zu küssen, die sich in heuchlerischem Abschiedsschmerz zum Weinen verzogen... Eine Stunde später hingen sie am Munde eines anderen, aber was lag daran? Man nahm die Grimasse für Wahrheit, hatte ein paar Augenblicke lang die Emp-

findung, man werde in einem Menschenherzen vermist werden, wenn man irgendwo, weit drüben in Deutschland unter schmalen Hügeln begraben lag...

An dem Restaurant des Polen Ogradnik, der vor wenigen Wochen noch den deutschen Namen Gärtner geführt hatte, waren die Fensterläden sorgfältig geschlossen. Kein Lichtschimmer verriet, daß es dahinter gar lustig zuging. Das strenge Alkoholverbot, das für die ganze Armee erlassen worden war, mußte auch von den Offizieren respektiert werden. Natürlich nur zum Schein, damit die Kerle in der Front, die den Brantwein nur murrend entbehrten, nicht auffällig wurden. Die Polizeidrücke beide Augen zu, solange die Herren Offiziere gewisse Formen wahrten und der Gastwirt Ogradnik ihr von seinem sündhaften Gewinn angemessene Prozente abgab. Der hinter der Tür stehende Hausknecht aber hatte feine Ohren. Wenn auf dem holprigen Pflaster draußen leises Sporenklirren zu vernehmen war oder das leichte Rasseln eines Säbels, schob er den Riegel zurück...

In dem langgestreckten, niedrigen Raume saßen an ungedeckten Tischen wohl hundert Offiziere aller Waffen mit ihren grell gepuderten und geschminkten Troßdinnen. Mitten darunter aber auch ehrbare Leutnants- und Hauptmannsfrauen, die zu einem letzten Abschied ins Lager gekommen waren. Und sie vertrugen sich leidlich. Auch die Dirnen hatte der liebe Gott erschaffen, man durfte ihnen den Platz auf der Welt nicht verwehren...

Die Luft war zum Schneiden. Zigarettenrauch mischte sich mit aufdringlichem Moschusgeruch und der Ausdünstung schwitzender Menschen, verschlug dem von

draußen Kommenden den Atem und legte sich in dichten Schwaden um die von der Decke herabhängenden Petroleumlampen. In einer Ecke neben dem mit bunten Flaschen aufgeputzten Büfett quälte eine Art von Musik. Das Orchester bestand aus Geige, Ziehharmonika und Triangel. Die Musiker, mit Ringellocken und langem Kasten, ersetzt durch Fleiß und Eifer den oft mangelnden Zusammenklang. Unermüdlich spielten sie auf, was man von ihnen verlangte. Wenn sie eine Pause machen wollten, fing ihr Publikum zu pfeifen und zu trampeln an. Aber es zahlte sich aus, daß sie wieder zu den Instrumenten griffen. Der Absammler, der als Hüterinnen seiner Ehrlichkeit zwei lebendige Fliegen in der zur Faust geballten Linken mit sich führen mußte, kam nach jedem Rundgange mit einem bis zum Rande gefüllten Teller zurück. Den Herren Offizieren, die nicht wußten, ob sie lebend aus dem Kriege heimkehren würden, saß das Geld locker in der Tasche. Am reichlichsten aber gaben die kleinen Mädchen, denn sie hatten mitleidige Herzen, und wenn sie im Überflusse waren, durften die Künstler nicht darben...

Egon von Heidedorff stand auf der Schwelle, unschlüssig, ob er nicht wieder umkehren solle. Eine der deutschen Kellnerinnen aber hatte ihn erspäht und führte ihn zu einem Tische, an dem noch ein Platz frei war. Auf den übrigen Stühlen saßen zwei Offiziere, ein Hauptmann und ein Leutnant von der Infanterie, beide schon stark betrunken. Die dazugehörigen Damen, eine einfach gekleidete ältere Frau und ein geschminktes Mädchen, die auf dem Sofa saßen, unter-

hielten sich lebhaft. Soviel er verstehen konnte, klagte das Mädchen, daß von dem reichlichen Verdienst dieser guten Zeit leider wenig zu erübrigen sei. Die wucherischen alten Hexen, bei denen sie die eleganten Hüte und Kleider und die Wäsche kaufen mußten, schlugen zu viel drauf. Die Hauptmannsrau aber blickte neidisch drein und rang bei den Preisen, die sie hörte, vor Erstaunen die verarbeiteten Hände...

Der Freiherr von Heidedorff nahm mit kurzer Verneigung Platz. Infanterieoffizieren pflegte man sich nicht vorzustellen. Die beiden wandten auch kaum den Kopf nach ihm, der Trunk hatte bei ihnen die Rührseligkeit ausgelöst, die bei den Russen looserer sitzt als bei anderen Nationen. Sie tranken aus einem Glase, küßten sich mit feuchten Bärten und schworen beim blutenden Herzen der heiligen Jungfrau, es den niederträchtigen Deutschen gründlich auszuzahlen.

Die Kellnerin stieß ihn vertraulich in die Seite; sie sprach Deutsch.

„Na, wie is nu, Rittmeisterchen? Ein Flaschchen franzel'sche ‚Brauselimonade‘? Und soll ich mal den kleinen Moische 'rüberschicken auf die andere Seite vom Flur, ob in den Schamber separees 'was frei is?“

Er schüttelte den Kopf und bestellte ein Glas Bier. Die Lust zum „zügellosten Genießen“ war verflogen. Die Kellnerin entfernte sich. Er hörte wieder zu, wie die beiden Infanteristen sich unterhielten.

Der Hauptmann hatte sich heftig die Nase geschnaubt und wickelte schluchzend das buntgeblünte Taschentuch zu einer länglichen Wurst zusammen.

„Wir werden ja gewinnen, daran ist kein Zweifel. Schon weil wir zehn Millionen Soldaten ins Feld stellen können und die Deutschen kaum die Hälfte. Die Franzosen und Engländer werden auch einen Teil auf sich ziehen — aber was hilft das uns, wo wir zuerst ins Feuer müssen? Wir werden beide fallen, geliebtes Bruderherz, denn die Deutschen schießen wie die Teufel. Ich lasse vier unerzogene Kinder zurück und eine Frau, die so dumm ist, daß sie sich von jeder Hökerin auf dem Markt betrügen läßt...“

Der Leutnant hatte den betrunkenen Schluckauf. Er mußte nach ein paar Worten immer eine Pause machen.

„Na und ich, Väterchen? ... Ich steh' allein, aber kein Mensch läßt gern vom Leben ... Und wir haben ja nicht gewußt, daß es Krieg geben soll ... Zum Manöver sind wir ausgerückt ... erst heute nachmittag haben wir scharfe Patronen gekriegt ... Sonst ... ah, Väterchen ... ich habe einen Onkel, der ist Diener beim Gouverneur von Warschau ... eine sehr einflußreiche Persönlichkeit, und du wirst mich verstehen ... es gibt ja auch Posten hinter der Front ... jetzt ist's natürlich zu spät ... die einzige Hoffnung, man wird gleich zu Anfang leicht verwundet oder gefangen...“ Er griff nach dem hohen Stangenglase mit schalem polnischen Bier und stürzte den Rest auf einen Zug hinunter...

Der Hauptmann hatte es trotz seiner elegischen Stimmung fertigbekommen, sich der Geliebten des Leutnants in unziemlicher Weise zu nähern. Die mißtrauische Gattin hatte es leider gemerkt. Mit zornrotem Gesicht beschuldigte sie ihre Nachbarin, sie habe

ihrem Manne schon die ganze Nacht über süße Augen gemacht. Das Mädchen antwortete grob, und im nächsten Augenblick lagen die beiden Frauenzimmer sich in den Haaren.

Neben dem Büfett stand die deutsche Kellnerin, hob die Lippe über weißen Zähnen und sah mit höhnischem Lächeln zu den sich balgenden Frauen hinüber. Egon von Heidedorff sprang auf und entfernte sich. Der Ekel würgte ihn am Halse.

Draußen erst, in der kühlen Nachtluft, fing er an sich zu beruhigen. Eine unsäglich Traurigkeit senkte sich ihm ins Herz. Und das spöttische Wort des Grafen Schuwalow fiel ihm wieder ein: „Glauben Sie, daß die Herren auf der anderen Seite der Grenze sich in ähnlicher Weise auf den Krieg vorbereiten? . . .“ Was er in der letzten Stunde gesehen hatte, war widerlich gewesen. Und nur ein ungesunder Körper trieb solche Auswüchse. Aber man konnte sich das alles auch unter einem anderen Bilde vorstellen . . . Nur am Rande, wo der Wind die Wellen ans Ufer trieb, war das Wasser schmutzig, allerhand Unrat schwamm darin umher. Fuhr man ein Stückchen weiter zur Mitte, war es gesund und klar wie Kristall . . .

Fern im Osten dämmerte der erste bleiche Schein des kommenden Tages. Schwarz hob sich das plumpe Massiv der Kirche gegen den Himmel ab, über ihrem Turme neigte sich das verblässende Sternbild des Großen Bären, das himmlische Wahrzeichen Rußlands, zum Untergange. Wenn man abergläubisch war, konnte man darin ein unheil kündendes Zeichen sehen — — —

3.

Der Aufbruch des Regiments verzögerte sich um eine reichliche Stunde; der Herr Kommandeur hatte die Zeit verschlafen. Der Adjutant berichtete mit mokantem Lächeln, Seine Großfürstliche Hoheit hätten allen Weckversuchen die ärgerliche Äußerung entgegengesetzt, man möge ihn in Frieden lassen; er für seine Person sei schon immer gegen diesen dummen Krieg gewesen . . . Endlich kam das prinzliche Büßchlein angeritten, vor Kagenjammer grün im Gesicht wie eine unreife Pflaume. Mißvergnügt nahm es die Meldungen entgegen, nälste etwas zu dem Adjutanten. Der quittierte durch Handheben in untertäniger Haltung und trieb seinen Gaul ein paar Schritte vor.

„Meine Herren, Seine Großfürstliche Hoheit haben mir den ehrenvollen Befehl erteilt, Sie auf die Bedeutung des erhabenen Augenblickes aufmerksam zu machen, in dem wir gegen einen verhassten Gegner das Schwert ziehen und im Begriffe sind, die feindliche Grenze zu überschreiten. Das tue ich hiermit! . . . Aber die allgemeine Lage sind Sie unterrichtet, meine Herren. In den Ihnen schon gestern bekanntgegebenen Dispositionen hat sich aber eine Kleinigkeit geändert. Das Regiment hat nicht anzugreifen, sondern über Bogussen und Groß-Heinrichsdorf bis zum Sdrinsnosee vorzustoßen und dort in Bereitschaftsstellung weitere Befehle zu er-

warten. Die feindliche Stellung vor Neuendorf wird nach Erschütterung durch Artilleriefener von dem 84. Infanterieregiment genommen werden."

Der Rittmeister von Heidedorff hob sich im Sattel, die Hand am Mützenkirm.

"Großfürstliche Hoheit, schon gestern erlaubte ich mir zu melden, ich kenne einen Übergang über das Baranner Moor, der in Reihe zu einem zu passieren ist. Ich habe Grund zu der Annahme, daß dieser Übergang dem Gegner nicht so bekannt ist wie mir, es wäre also doch wohl möglich, durch einen raschen Handstreich..."

Der kleine Prinz unterbrach ihn durch eine Bewegung und hob gelangweilt die schlaffen Augenlider.

"Herr Rittmeister, was Sie eben vom Herrn Regimentsadjutanten gehört haben, ist Befehl des Oberkommandos. Wir wollen doch hier nicht eine Art von Nebengeneralstab errichten. Lassen Sie bitte anreiten!"

Egon von Heidedorff verschluckte einen Fluch und sprengte zu seiner Schwadron zurück.

"Erste Eskadron stillgeessen! Wachmeister Otm mit dem ersten Zug die Spitze. Hinter Bogussen links ab den Landweg zur Grenze und weiter nach Groß-Heinrichsdorf."

Der lange Wachmeister riß den Säbel aus der Scheide.

"Zu Befehl! Der erste Zug mit Sektionen rechts schwenken... Trab!"

Der Leutnant Opalkin, der den Zug bisher geführt hatte, machte eine erstaunte Bewegung.

"Verzeihung, Herr Rittmeister, und ich?"

"Sie schließen beim zweiten Zug!"

Der junge Offizier machte den Versuch, eine straffe Haltung anzunehmen.

"Pardon, aber wenn ich gehorsamst fragen darf, weshalb diese Zurücksetzung?"

Egon von Heidedorff trieb seinen Gaul dicht an den des anderen heran, seine Augen sprühten vor Zorn.

"Weil die Führung der Spitze eine Ehre ist, Herr Leutnant Opalkin, und eine verantwortliche Aufgabe! Sie befinden sich in einem Zustand, in dem ich Ihnen die Sicherheit von dreißig braven Soldaten nicht anvertrauen darf. Und danken Sie Gott, wenn ich davon absehe, Sie wegen Trunkenheit im Dienste dem Herrn Regimentskommandeur zu melden!"

Der Leutnant lächelte höhnisch.

"Gestatte mir gehorsamst zu bemerken, ich bitte um diese Meldung! Ich habe nämlich die Nacht in Gesellschaft Seiner Großfürstlichen Hoheit des Prinzen Pawel Alexandrowitsch verbracht!"

Der Rittmeister zuckte mit den Achseln.

"Das ist mir bekannt! Ich unterlasse die Anzeige nur aus dem Grunde, um Seine Großfürstliche Hoheit mit der Beurteilung eines Zustandes, in dem sie sich höchstselbst noch befinden, nicht in Verlegenheit zu setzen."

Als er seinen Gaul umwandte, glaubte er von der Stimme des Leutnants Opalkin die halblauten Worte: „Langweiliger Deutscher“ zu vernehmen. Einen Augenblick riß es ihn, den Frechen auf dem Fleck zu stellen und seine strenge Bestrafung durchzusetzen. Dann siegte die ruhige Überlegung. Es ging nicht an, die Szene hier vor der Mannschaft, die schon aufzumerken begann,

weiterzuspielen. Unwillkürlich aber mußte er denken, weshalb wohl solche echt russischen Leute wie dieser Leutnant Opalkin und gestern der Graf Schuwalow alles, was gegen ihren Schlendrian ging, mit dem Schimpfswort „deutsch“ belegten . . .

Die Spitze war tausend Meter voraus, hatte Verbindungsleute zurückgelassen und Patrouillen vorgeschickt. Der Wachtmeister Ofun arbeitete gelassen wie bei einer Felddienstübung. Egon von Heidedorff setzte sich an die Spitze des zweiten Zuges und ließ die Eskadron antraben. Von dem Hochgefühl aber, mit dem er diesem Augenblicke noch gestern entgegengesehen hatte, war wenig übrig. Der erste Vorstoß in Feindesland war wirklich nicht mehr als eine harmlose Felddienstübung. Wenn nicht ein ganz unberechenbarer Zufall eintrat, bekam die Truppe auf dem Wege zum Sdrinsnosee kein Pulver zu riechen. Die sogenannte Bereitschaftsstellung dort bedeutete nichts anderes als ein gemächliches Abwarten, bis Artillerie und Infanterie die schwache feindliche Stellung vor Neuendorf niedergekämpft hatten. Der Grund lag klar auf der Hand: das kostbare Leben des jungen, mit dem Kaiserhause noch ziemlich nahe verwandten Prinzen, den die Ingermanländischen Dragoner vor einigen Wochen zum Kommandeur gekriegt hatten, durfte unter keinen Umständen in Gefahr gebracht werden! Wenn das eine Weile so weiter ging, kriegte das Regiment den Ruf einer zuverlässigen Lebensversicherungsanstalt . . .

Nur ein Trost war dabei, es kamen — falls der Feldzug nicht in wenigen Wochen zu Ende war — recht bald

schon bessere Zeiten. Dank der hervorragenden Intelligenz, die sie vor gewöhnlichen Sterblichen auszeichnete, avancierten russische Prinzen ziemlich rasch. Um sich die Kenntnisse eines Brigadefommandeurs anzueignen, brauchten sie ein Regiment kaum zwei Monate zu führen. Die Ingermanländischen Dragoner aber bekamen endlich Besseres zu tun, als einen prinziplichen Küchenwagen nebst Wohnzelt und weiblichem Inhalt zu bewachen . . . Und dann zog vielleicht auch ein Tag herauf, an dem er dem Leutnant Opalkin Gelegenheit geben konnte, mehr Mut zu zeigen als bei der Führung einer ungefährdeten Spitze. Sollte den Tropf dabei der Teufel, tat er ein gutes Werk und befreite das russische Heer von einem jener Schädlinge, die mit tausend unwürdigen Eigenschaften dem Manne in der Front ein schlechtes Beispiel gaben . . .

Mit einer gewissen Verwunderung über sich selbst schüttelte er den Kopf. Was war denn nur in ihn gefahren, daß er seit ein paar Stunden Gedanken dachte, die ihm vorher fremd gewesen waren? Hatte er mit einem Male andere Augen bekommen, die ihm Erscheinungen, an denen er früher achtlos vorübergegangen war, in einem ganz neuen Lichte zeigten? . . . Solche Regungen durfte man erst gar nicht aufkommen lassen, sonst gehörte man — weiß Gott — zu jener Klasse von Offizieren, denen eigentlich die Epaulettes abgerissen werden mußten, weil sie ohne rechte Überzeugung, wohl gar mit höhnischem Zweifel an der guten und gerechten Sache des Vaterlandes, ins Feld zogen . . . An das törichte Gerede dieses Grafen Schuwalow brauchte man sich nicht zu kehren. Das war einer jener geist-

reichelnden Schwäger, die sich ein besonderes Ansehen zu geben glaubten, wenn sie mit spöttischer Miene vor dem Kriege schon die kommende Niederlage prophezeiten. Aufhängen mußte man solche Kerle! Oder — was vielleicht das Gescheitere war — über sie die Achseln zucken. Was verschlug es der ungebrochenen Urkraft des großen Russischen Reiches, wenn im Troß des Heeres ein paar tausend solcher Koltraben mitliefen? Das konnte das riesige alte Mütterchen Rußland immer noch aushalten. Wie eine starke Bauernfrau, die auch dem lästigen Ungeziefer nachsichtige Duldung angedeihen ließ. Gott hatte es ebenso geschaffen wie den Menschen. Weshalb sollte man da unnütze Mühe aufwenden, es zu vertilgen . . . ?

Und plötzlich mußte er mitten im Grübeln laut auf-lachen. Das war eine schöne Sorte von Buxprediger, dieser dicke Graf Schuwalow! Nahm selbst seine Mä-tresse ins Lager mit, obwohl er sicherlich eine Frau zu Hause hatte. Prophezeite aber dem Russischen Reiche den Untergang, weil ein kleines Prinzelein mit einem paar Dukend Offizieren in der letzten Nacht vorm Krieg einige Flaschen Sekt zuviel getrunken hatte — — —

Schwerer Nebel quoll in dichten Schwaden aus dem Boden. Man ritt wie in einem Sack. Nur an einigen hohen Pappelbäumen, die über dem grauen Gewebe in die Luft ragten, vermochte der Rittmeister festzu-stellen, daß er sich in der Nähe des deutschen Gutes Groß-Heinrichsdorf befinden mußte, das die Spitze wohl schon erreicht hatte. Der scharfe Knall eines Büchsen-schusses kam über die Höhe, gleich danach ein dumpfes Dröhnen, wie von der Entladung eines Schrotgewehres.

Er hob mit einem ärgerlichen Fluche die Hand, die nachfolgende Schwadron fiel in Schritt. Seine stren-gen Ermahnungen hatten nichts gefruchtet, die Spitze schien mit der Zivilbevölkerung anzubinden. Dann aber fing es hinter der Berglehne zu knattern an. Sein geübtes Ohr vernahm deutlich, daß es deutsche Kara-biner waren, die da vorn sprachen. Der helle Klang war nicht zu verkennen. Die Verbindungsleute kamen zurückgeprescht. Sie schrien schon von weitem, die Spitze sei auf deutsche Dragoner gestoßen, mindestens in der Stärke eines Regiments.

Da flutete ihm eine wilde Freude durchs Herz: der Vorstoß wurde doch mehr als eine harmlose Felddienst-übung, Gott sei Dank! Er schickte die Meldung der Ver-bindungsleute an den prinziplichen Regimentskomman-deur, schrie laut „Trubatsch, Karjer“ und setzte dem Gaul die Sporen ein . . . Fünzig Schritte vor seinen Leuten her jagte er in das offene Biered des Gutshofes, die Pistole in der Faust. In der Mitte hielt auf stark-knochigem Pferde ein schwächtiges Kerlchen von preu-ßischem Offizier, reckte sich triumphierend im Sattel. Auf der anderen Seite rasselte ein mit Frauenzimmern besetzter Leiterwagen hinaus. Heidedorff hob im Heran-jagen die Hand. Gleich der erste, halb aufs Geratewohl abgegebene Schuß war ein Treffer. Der Gaul stieg auf der Hinterhand, der preußische Offizier breitete die Arme und stürzte vornüber aus dem Sattel. Die Helm-spitze bohrte sich in den weichen Boden, der Körper über-schlug sich und blieb mit nach oben gekehrtem Gesicht regungslos liegen.

Der Rittmeister ließ seine in den Hof sprengende Schwadron halten. Mit einem einzigen Blick hatte er die Situation übersehen. Das von den zurückpreschenden Verbindungsmannschaften gemeldete feindliche Regiment hatte aus nicht mehr als einer kleinen Offizierspatrouille bestanden! Aber sie hatte verdammt saubere Arbeit geleistet. Acht seiner Kerle lagen anscheinend tot, darunter der Wachmeister Oskun, drei krümmten sich, laut schreiend, am Boden. Der Rest kam, ganz verprellt, aus den Ställen und Wirtschaftsgebäuden gekrochen, die Säule, die sich den Haltern aus den Händen gerissen hatten, trabten im Obstgarten umher. Der Zorn schüttelte den Rittmeister so, daß er kaum die notwendigen nächsten Befehle erteilen konnte. Ein Halbzug zur Verfolgung der feindlichen Patrouille, Posten ins Vorgelände.

Ein Unteroffizier der Spitze kam ihm in den Wurf, er schrie ihn an: „Du Sohn einer Hündin, was hat's hier gegeben? Wie habt ihr vierzig Mann euch von einer Handvoll Deutscher zusammenhauen lassen?“

Der Unteroffizier fingerte verlegen an der Hosennaht. „Herr Rittmeister, da sind nur die Frauenzimmer daran schuld und der liebliche Geruch.“

„Was, zum Teufel?“

Der Unteroffizier wies mit den Augen nach einem roten Ziegelbau an der Seite des Hofes.

„Von dort her, Barin, von der Branntweinbrennerei! Wie die Kerle den in die Nase kriegten und dazu noch die Frauenzimmer, wurden sie wie toll. Kein Halten mehr, der Wachmeister schrie sich heiser. Dann kamen die

Deutschen, schossen wie verrückt, jede Kugel ein Treffer. Und weiter weiß ich nichts mehr, weil ich wieder in den Stall gelaufen war.“

Egon von Heidedorff zuckte mit den Achseln, da war nichts zu machen. Ein nüchterner Offizier an der Spitze hätte die nach Schnaps und Mädchen ausgehungerten Kerle vielleicht im Zaume halten können, aber so...? Es war ein wenig verheißungsvoller Anfang.

Er stieg ab, um sich den preußischen Leutnant anzusehen, den er eigenhändig aus dem Sattel geschossen hatte. Aber blizenden Zähnen hob sich eine schmale Oberlippe. Es nahm sich aus, als wenn der Tote mit einem lustigen Lachen hinübergewandert wäre. Der Helm war ein paar Schritte zur Seite gerollt, mitten in der weißen Stirn saß ein kreisrundes Loch, aus dem ein schmales Blutgerinnsel geflossen war. Ein Loch, nicht größer als der vierte Teil eines Fingernagels, und doch war es weit genug gewesen, ein blühendes Menschenleben hinauszulassen...

Egon von Heidedorff fühlte einen leichten Schauer im Nacken. Da vor ihm lag der erste Mensch, den er mit Bewußtsein und Absicht getötet hatte. Und es reute ihn fast, daß seine Kugel so gut gefessen hatte. Ein Schuß durch den Arm wäre auch genug gewesen... Aber das war eine törichte Regung. Einen Augenblick später den Finger am Drücker, und es wäre vielleicht umgekehrt gekommen...

Neben der rechten Hand des Gefallenen lag eine besonders fein gearbeitete Mehrladepistole; der Schaft zeigte ein in Silber eingelegetes Wappen. Der Ritt-

meister wog sie prüfend in der Rechten. Es war eine kostbare Waffe, besser als sein ausgeleierter Browning. Sie lag ihm gut und schoß dieselbe Munition. Da steckte er das Beutestück in die Tasche, und seine haßerfüllten Gedanken flogen zu einem, mit dem er in diesen nächsten Tagen hoffentlich auch noch zusammenwachsen würde . .

Der prinzliche Regimentskommandeur kam ungnädig in den Hof geritten, fragte scharf, was da vorne los sei, und weshalb man ihm noch keine eingehende Meldung geschickt habe. Der Rittmeister antwortete gemessen, er sei bis zu diesem Augenblicke mit den tatsächlichen Feststellungen beschäftigt gewesen, und erstattete kurzen Bericht.

Prinz Pawel sah sich um.

„Na und der alte Mann da im hellen Staubmantel, der über einer Flinte auf dem Bauch liegt?“

„Den Fall habe ich noch nicht untersucht, Großfürstliche Hoheit!“

„Na, dann bitte!“

Egon von Heidedorff wandte sich wieder an den Unteroffizier.

„Weshalb habt ihr den Mann erschossen?“

„Weil er zuerst auf uns gefeuert hat.“

Ihm schwoll die Ader auf der Stirn.

„Das ist eine Lüge! Ich habe es ganz genau gehört, zuerst fiel ein Büchsenchuß aus einem Militärkarabiner. Dann erst kam der dumpfe Knall eines Flintenschusses. Wahrscheinlich hat sich dem alten Herrn im Hinfallen das Gewehr mit beiden Läufen zugleich entladen.“

Der Prinz hob den Kopf, sprach plötzlich Deutsch und betonte den Namen seines Untergebenen auffällig stark

„Herr Rittmeister von Heidedorff, sind Sie etwa der Anwalt der feindlichen Zivilbevölkerung?“

Er reckte sich heraus, die Hand am Mützenkirm.

„Nein, Großfürstliche Hoheit, aber es erscheint mir als ein Gebot der Gerechtigkeit . . .“

Prinz Pawel schnitt ihm mit einer kurzen Bewegung die Rede ab.

„Mir hingegen scheint, wir führen Krieg! Und der Unteroffizier ist doch Augenzeuge gewesen, während Sie, Herr Rittmeister, nur nach dem Gehör urteilen . . .“

Von den Ställen her kam Geschrei, drei Arbeiter wurden zur Mitte des Hofes geschleppt, die von herumstöbernden Soldaten im Stroh gefunden worden waren.

Der Regimentskommandeur herrschte sie an.

„Weshalb habt ihr euch vor uns versteckt?“

Die drei Deutschen warfen sich auf die Knie. Der älteste, ein weißhaariger Greis, hob die zitternden Hände.

„Goldenster, traufster Herr General, nur aus Angst! Weil unsere gnädige Herrschaft hier nicht alles im Stich lassen wollte, sind wir auch geblieben. Und nachher, wie Ihre Leute kamen, sind wir ins Stroh gekrochen . . .“

Prinz Pawel wandte sich an den Unteroffizier.

„Sie heißen, mein Lieber?“

„Ruropatkin, Großfürstliche Hoheit.“

Um die bartlosen Lippen des jungen Herrn flog ein Lächeln.

„Ein berühmter Name, aber nicht gerade in gutem Sinne! Und du hast genau gesehen, mein Sohn, daß man in diesem Gehöft hier auf unsere Soldaten gefeuert hat?“

„Befehl, Großfürstliche Hoheit!“

„Es ist gut! Die drei Mann werden erschossen, das Gehöft ist zu plündern und in Brand zu stecken!“

Egon von Heidedorff fühlte, wie ihm ein Knäuel im Halse aufstieg. Er mußte erst schlucken, ehe er sprechen konnte.

„Großfürstliche Hoheit, die Schuld dieser armen Menschen ist doch durch nichts erwiesen! Ich bitte ganz gehorsamt, sie durch ein Kriegsgericht aburteilen zu lassen, denn es erscheint mir dringend notwendig, außer dem Unteroffizier Kuropatkin noch mehr Zeugen vernehmen zu lassen...“

Der Prinz erwiderte schroff: „Ich habe befohlen und bitte, meinen Befehl ausführen zu lassen...“

Da klappte der Rittmeister ingrimmig die Haden zusammen.

„Sehr wohl, Großfürstliche Hoheit! Und Sie, Leutnant Opalkin, Sie haben sich vorhin wegen ungerechtfertigter Zurücksetzung beschwert. Ich erteile Ihnen nunmehr den ehrenvollen Befehl, die drei armen Teufel hinrichten zu lassen. Nehmen Sie sechs Mann vom zweiten Zuge und vorwärts, Feuer!“

Der Führer der zweiten Schwadron, Rittmeister Jergunow, stieß ihn in die Seite, raunte leise:

„Heidedorff, Sie werden sich um den Kraken reden! Sind Sie denn plötzlich verrückt geworden?“

„Ah nein,“ erwiderte er laut, „ich hatte mir nur bisher eingebildet, ich wäre kein Kasak, sondern Ingermanländischer Dragoner!“

Der Prinz Pawel tat, als hätte er nichts gehört, und sah mit vorgestrecktem Halse zu, wie die wehrlosen

drei Menschen zu der roten Ziegelmauer der Brennerei geschleppt wurden. Sie leisteten keinen Widerstand, hoben die gefalteten Hände zum Gebet, die Salve trachte. Zwei von ihnen rührten sich nicht mehr, der weißhaarige Alte krümmte sich auf dem Boden und schrie laut:

„Herr Gott, warum öffnest du nicht den Schlund deiner Erde, um diese verruchten Mörder zu verschlucken...?“ Er wurde erst still, als er einen Gnaden-schuß durch den Kopf bekam...

Egon von Heidedorff hatte ein Gefühl, als müßte er sich erbrechen. Er hatte genau gesehen, wie bei der Exekution sich ein gieriges Lächeln um den Mund des jungen Prinzen legte, indes die Nasenflügel sich blähten. Und ein wahnsinniger Gedanke flog ihn an... wie das hochgeborene Bürschlein wohl schreien würde, wenn man auch ihm eine Kugel in die Gedärme jagen wollte...

Prinz Pawel wandte sich zu dem Regimentsadjutanten: „Jewgen Gawrilowitsch, wann sollen wir an diesem See sein, dessen Namen ich mir nicht merken kann?“

Der Leutnant verneigte sich geschmeidig. Als geborener Adjutant erriet er die Wünsche von Vorgesetzten, ehe sie ausgesprochen waren.

„Das steht ganz im Belieben Eurer Großfürstlichen Hoheit, in dem Befehl ist keine bestimmte Zeit angegeben. Und da wir nach der Vertreibung der feindlichen Patrouille unser militärisches Tagewerk für heute wohl geschafft haben...“

Der Prinz nickte befriedigt.

„Dann sehe ich nicht ein, weshalb wir in dem Garten

da drüben nicht frühstücken sollen? Mir klebt die Zunge am Gaumen! Sorgen Sie also für das Nötige, Jewgen Sawrilowitsch, und Sie, Herr Rittmeister von Heidedorff, ersuche ich, den zweiten Teil meines Befehls auszuführen: Anstecken und plündern! Das deutsche Pöbel soll lernen, daß Zivilisten keinen Krieg zu führen haben!“

Egon von Heidedorff hob schweigend die Hand an den Mützenkamm. Das Brennen war sinnlos, man konnte nicht wissen, ob man später einmal nicht froh war, in den besetzten Gebieten ein leidlich heiles Dach über dem Kopf zu haben. Aber er hatte keine Lust, sich noch einmal dem häßlichen Vorwurf auszusetzen, er nähme die Partei der Deutschen! Er wandte sich kurz um: „Leutnant Opalkin!“

„Herr Rittmeister?“

„Sie haben eben in so hervorragender Weise die Erschießung der drei Arbeiter geleitet — bitte übernehmen Sie jetzt auch die Oberaufsicht über die Zerstörung des feindlichen Gehöftes!“

Der Leutnant klappte die Hacken zusammen, in seinen tiefstehenden, kleinen Augen bligte es tückisch auf.

„Herr Rittmeister dürfen versichert sein, daß ich die Auszeichnung, die auch in diesem Befehle liegt, zu würdigen weiß...“

Der zur Verfolgung der feindlichen Patrouille ausgeschickte Halbzug kehrte zurück, zwei Sättel waren leer. Der Führer, Leutnant Chrzesczynski, meldete, dicht vor dem Waldrande auf der Höhe hätte er gutgezieltes Feuer bekommen. Verlust zwei Tote und fünf Leichtverwundete. Als er attackierte, wäre bei dem zwischen

den Stämmen hängenden dichten Nebel vom Feinde nichts mehr zu finden gewesen. Auch der Wagen wie von der Erde verschwunden. Aber vielleicht, wenn man nach dem Fallen des Rebels den Wald planmäßig von zwei oder drei Schwadronen durchsuchen lassen würde...

„Danke,“ sagte der Rittmeister, „ich für meine Person wünsche gegen Frauenzimmer und Kinder keinen Krieg zu führen.“ Er hob grüßend die Hand, nahm ein Duzend seiner Leute zusammen, um auf einer stillen Wiese im Schloßpark den Gefallenen ein gemeinsames Grab schaufeln zu lassen. Als der kleine Leutnant herbeigetragen wurde, den er aus dem Sattel geschossen hatte, ließ er ihn nach einem Erkennungszeichen durchforschen, das über seine Persönlichkeit Aufschluß gegeben hätte. Aber nichts fand sich mehr in seinen Taschen, die Plünderer hatten rasche und gründliche Arbeit getan. Da ließ er ihn in ein Einzelgrab betten, schrieb auf ein glattes Brett, das in der Nähe lag, mit deutscher Schrift die Worte: „Hier ruht ein tapferer deutscher Offizier vom siebzehnten Dragonerregiment. Das Wappen auf der ihm abgenommenen Waffe zeigte in schräggeteiltem Schild links eine Sichel, rechts ein Kreuz.“ Das Brett stieß er zu Häupten des frisch aufgeworfenen Hügels tief in die Erde, nahm die Mühe ab und sprach für das Seelenheil des von seiner Hand Gefallenen ein stilles Gebet...

In einer geräumigen Laube des Gartens hatte sich um den prinziplichen Kommandeur fast das ganze Offizierkorps des Regiments versammelt. Einer der Herren schien Wige zu erzählen, von Zeit zu Zeit brach die

Gesellschaft in lautes Lachen aus. Der Hofraum war voll von abgessenen Reitern, aus der Brennerei kam das geliebte und — ach — so lange entbehrte feurige Wässerchen in allen möglichen Gefäßen, die Kerle schöpften mit Kochgeschirrdeckeln, tranken, so viel in sie hineinging. Ein Teil von ihnen sang schon schwermütige Lieder, noch eine knappe Stunde, und das ganze Regiment lag in viehischer Besoffenheit auf der Erde. Mit einer Art zorniger Verbissenheit mußte Heidedorff denken: dann ein einziger Zug deutscher Infanterie über die Gesellschaft! Wie eine Herde wehrloser Hammel wurde sie abgeschlachtet... Unwillkürlich bekreuzigte er sich, solche Gedanken durfte man nicht einmal im Spaß fassen, sonst trafen sie ein... Zur Sicherheit aber gedachte er, für sein Teil die Pflicht zu erfüllen, die Posten zu revidieren, die er bei der Besetzung des Gehöftes ins Vorgelände geschickt hatte. Er war im Begriff, seinen Gaul zu besteigen. Die Treitrepppe des im Dachstuhl schon brennenden Schlosses kamen dreißig oder vierzig Dragoner herab, bepackt mit allerhand unnützen Beutestücken. Ein halb Duzend von den Kerlen hatte sich mit Weiberröcken ausgestattet. Einer schleppte ein fast mannhohes Bild in schwerem Rahmen. Er winkte ihn heran und mußte unwillkürlich lachen: „Mein Sohn, willst du dir das Bildchen da vielleicht als Andenken mitnehmen?“

Der Dragoner riß die Hacken zusammen.

„Nein, Herr Rittmeister, aber es sieht aus wie ein lebendiger Mensch. Und ich bekam Angst, das Weib da mit seinen Augen könnte mir was Böses anwünschen, wenn ich's nicht aus dem Feuer trag'.“

„Na denn stell's mal da hin...“

Das Bild zeigte eine Dame von etwa dreißig Jahren in Reifrock und gepudelter, hoher Perücke. Und der abergläubische Dragoner hatte recht gehabt, das Gesicht nahm sich aus, als wenn es lebte. Zwei hochmütig blickende Augen folgten dem Beschauer, wohin er sich auch wenden mochte. In der Ecke rechts oben stand eine französische Inschrift: „Amélie de Gorski, née Baronne de Heidedorff, 1704—31“... Ein Wappen war daneben gemalt, es zeigte in schräg geteiltem Schilde links eine Sichel, rechts ein Kreuz... Es war das gleiche Wappen, das die dem preußischen Offizier abgenommene Pistole zeigte...

Da flog dem Rittmeister ein seltsames Frösteln über den Rücken. Er hatte einen getötet, dem er durch gemeinsames Blut verbunden war! Ein paar Augenblicke stand er im Banne dieser Empfindung. Dann schüttelte er sie ab, schwang sich mit einem trockenen Auflachen in den Sattel. Der baltische Adel war mit dem deutschen noch vielfach verschwägert. Das konnte eine schöne Bescherung werden, wenn er sich jedesmal vor einem Angriff fragen sollte: Schießest du da nicht vielleicht einen aus deiner väterlichen Sippe über den Haufen?... Der Teufel sollte sie alle holen, sie hatten — weiß Gott — nicht dafür gesorgt, daß er irgend etwas mit ihnen gemeinsam hatte außer dem leeren Namen! Dem Namen, der ihm jedesmal, wenn er seine Pflicht zu erfüllen glaubte, den Schimpf eintrug, er wäre ein verkappter Deutscher...

Es dauerte eine ganze Weile, bis er seinen ersten Doppelposten fand. Die beiden Kerle hielten in einem

Gebüsch, das ihnen gute Deckung, aber wenig Aussicht bot. Da führte er sie auf die zunächst liegende Höhe und fragte sich im stillen, ob er denn ein so schlechter Lehrer gewesen sei, daß seine Kerle beim ersten Ernstfalle alles mühsam Eingepaukte vergaßen . . . ?

Einer der beiden Dragoner war ein evangelischer Lette, soviel er sich entsann, aus einer besonders fegerischen Sekte, die den Sonnabend heilig hielt, aber die eine gute Eigenschaft besaß, die Lüge wie eine Pest zu verabscheuen.

„Priskupatis,“ fragte er, „wie war das, als du mit der Spitze in den Hof kamst? Hat da der alte Herr im weißen Staubmantel zuerst geschossen oder einer von unseren Kerls?“

„Einer von uns, Herr Rittmeister. Die Frauenzimmer schrien alle durcheinander, weil der mit der Hasenscharte, der Golubj, ein feines junges Fräulein gefangen hatte. Er trug sie mit Lachen und schrie, sie sollte sich freuen, er hätte schon seit 'nem halben Jahr kein Weib gehabt. Da kam der alte Baron mit der Flinte aus dem Haus, sah sich um. Aber er stand kaum, da fiel er auch schon, einer von uns hatte geschossen. Wer, weiß ich nicht. Und wie der Baron umfiel, gab es aus seiner Flinte einen Knall. Der Wachtmeister Okun faßte nach dem Leib, schrie laut, er würd' sein Weib nicht mehr sehen, auch nicht seine Kinder, aber bald wurde er still. Und in dem Augenblick kamen auch schon die Deutschen . . .“

Egon von Heidedorff nickte, er hatte recht gehört. Aber was nützte die nachträgliche Feststellung? Die drei unschuldig Erschossenen waren nicht mehr aufzu-

wecken! Zugleich aber gab er sich einen Ruck. Das war wohl ein wehleidiges Erbteil von Mutterseite, daß er sich im harten Krieg mit so weichlichen Grübeleien plagte! Und wer mochte wissen, wie die Deutschen in seinem Vaterlande hausten würden, wenn sie zu einem Einbruch genug Menschen gehabt hätten?

Vor seinen Augen breitete sich plötzlich ein gleißender Schein über den grünen Wiesenhang. Er wandte den Kopf. Aus dem Brennergebäude lohnte eine himmelanstiegende Flamme, kurz danach kam das dumpfe Dröhnen einer gewaltigen Explosion. Und wenige Augenblicke später ein seltsames Geräusch; wie das ins Riesenhafte vergrößerte Steppen einer Nähmaschine hörte es sich an. Tausend Menschenstimmen brüllten auf in einem einzigen Schrei, ein abergläubischer Schreck preßte ihm eine Sekunde lang das Herz zusammen. Er hatte es vorhin berufen gehabt, das Unglück! . . . Aber das war Narretei, eine einzige Schwadron feindlicher Reiter versuchte da einen frechen Überfall, mehr konnte nicht unterwegs sein, falls die Nachrichten nicht getrogen hatten. Und wenn man da unten im Gehöft nicht den Kopf verlor, war es ein leichtes, die ganze Gesellschaft zusammenzuhauen oder gefangenzunehmen, trotz der zwei oder drei Maschinengewehre, die sie mit sich führte . . . Er stieß seinem Gaul die Sporen in die Flanken, jagte den Weg zurück, den er gekommen war. Aus dem breiten Tor zwischen den beiden ersten Scheunen flutete ihm ein Strom von schreienden Menschen entgegen, zu Fuß und zu Pferde durcheinander. Er setzte über den Graben zur Seite der Straße, um

nicht mitgerissen zu werden, brüllte: „Halt, halt!“, daß ihm fast die Adern plagten. Es war fruchtloses Beginnen, ebensogut hätte er einen Bergsturz aufhalten können mit dem Schall seiner Stimme...

Auf der anderen Seite des brennenden Gehöftes erscholl brausendes Hurra, aber auch die Überfallenen schienen sich zum Widerstand zusammenzuschließen. Schüsse knatterten auf, er hörte russische Signale...

Unter den zu Fuß Flüchtenden erspähte er den Prinzen. Der rannte, mit einer weißen Serviette in der Linken, in der Rechten ein Tismesser — es war ein lächerlich trostloser Anblick! Aber vielleicht — so überlegte er kurz — wenn er das Großfürstliche Regimentskommandeurlein in einen Sattel brachte, war noch alles zu retten. Die Leute krochen vor ihm, als einem Angehörigen des Kaiserhauses, in unterwürfiger Scheu, ein herrischer Befehl aus seinem Munde brachte sie vielleicht zum Stehen...

Er setzte über den Graben, schwang sich aus dem Sattel, rannte — den Gaul am Zügel — mitten im Gewimmel neben dem Prinzen her. Er schrie ihn an: „Großfürstliche Hoheit, hier ist ein Pferd, auf und rauf, wir müssen die Leute zum Stehen bringen!“... Der junge Herr sah ihn aus weit aufgerissenen Augen ohne Verständnis an, Speichel rann ihm aus dem Munde. Endlich aber schien er begriffen zu haben; eine kräftige Nachhilfe, er flog in den Sattel, mit dem Kopf auf den Hals des Pferdes. Ein paar Augenblicke dauerte es noch, bis er Bügel und Zügel hatte. Statt aber zu halten, hieb er die Sporen ein, jagte wie ein Besessener

davon. Der Rittmeister rannte ihm nach, wie mit einer Art vor den Kopf geschlagen, ganz betäubt und dumm... Aber das ging doch nicht... ging nicht, der Regimentskommandeur hatte ihn offenbar mißverstanden... Und plötzlich schrie er auf in einem Zustand zwischen Lachen und Weinen: „O Schmach... Schmach über die Welt... ein ganzes Regiment reißt aus mit einer Großfürstlichen Hoheit an der Spitze... die Ingermanländischen Dragoner reißten aus, weil sie einen Jammerlappen zum Führer haben... ein feiges Kaninchen, dessen Vater ein Hase war... da seht, Leute, wie ihn die Angst gepackt hat... meinen sauberen Sattel beschmutzt mir das feige Nas.“... So schrie er im Rennen, erschöpfte sich in unflätigen Schimpfworten, bis ihm eine Kruste von Staub und Speichel vor dem Munde stand, die heifere Stimme den Dienst versagte...

Die Deutschen waren mit einem Maschinengewehr um das Gehöft gejagt, bestrichen den in einer dichten Staubwolke dahinrasenden Strom der Flüchtlinge von der Seite. Die ersten Kugeln piffen zischend über die Köpfe, dann saßten sie, und die Kerle fielen wie Halme unter einer mähenden Sense. Brüllende Menschenstimmen mischten sich mit den gräßlichen Aufschreien der getroffenen Pferde... Und überall dazwischen undurchdringlicher Staub, der Mund und Nase füllte, das Atmen zu einer Qual machte... Da kroch auch ihm das Grauen über den Rücken, die sinnlose Angst der anderen überfiel ihn wie ein ansteckendes Fieber... Ein reiterloser Gaul neben ihm schleppte die Zügel, er faßte sie, stolpernd, ließ sich ein Ende mitschleifen,

kam in den Sattel. Und dann jagte er mit, immer nur den einzigen Gedanken im Kopf: Für diesmal bist du noch glücklich entronnen. . .

Erst weit jenseits der Proßter Landstraße kam die sinnlose Flucht zum Stehen. Zunächst vielleicht, weil der Prinz vor Erschöpfung sich nicht mehr in den Steigbügeln halten konnte. Dann aber auch, weil die Leute aus dem Anblick frischer Truppen, an denen sie vorbeigeraßt waren, Vertrauen geschöpft hatten, sie wären endlich in Sicherheit. Der Regimentsarzt bemühte sich um den jungen Kommandeur, der in einem ohnmachtähnlichen Zustande auf der Erde lag, der Rittmeister von Heidedorff sammelte in einer Talmulde, was von den Ingermanländischen Dragonern übrig war. Die Scham fraß ihm am Herzen, nur mit Mühe gelang ihm der Aufwand an Energie und Stimme, der nötig war, in den versprengten Trümmern Ordnung zu schaffen. . . Zwei Schwadronen brachte er schließlich zusammen, bei dem Geschäft des Reurangierens kehrte ihm allmählich die Sicherheit wieder. Zugleich mit der Hoffnung, die Niederlage wäre vielleicht gar nicht so groß gewesen. Auf der anderen Seite des Gehöftes hatten doch auch drei Schwadronen gehalten, mit Posten nach der Flanke. . . Die hatten sicherlich zähen Widerstand geleistet, den Feind womöglich im Gegenstoß geworfen. . .

Aber die Höhe kam ein einzelner Reiter auf abgetriebnem Gaul. Schon von weitem erkannte er mit seinen scharfen Augen den Führer der zweiten Schwadron, sprengte ihm entgegen.

„Na, wie steht's?“

Der Rittmeister Jergunow sah ihn verständnislos an, er mußte seine Frage wiederholen. Aber auch danach dauerte es eine ganze Weile, bis er sich zu einer Antwort entschloß.

„Wie's steht? Gott und der heiligen Jungfrau sei Dank, gut! Ich bin noch am Leben!“

„Na, und die anderen?“

Der Rittmeister zuckte mit den Achseln.

„Was weiß ich? Vielleicht sind sie gefangengenommen oder tot. . . ich habe nicht hinter mich gesehen. Ich war froh, wie ich aus dieser Hölle draußen war!“

Egon von Heidedorff rüttelte ihn an der Schulter.

„Herr, nehmen Sie sich zusammen, wir müssen doch Herrschaft ablegen, werden vor ein Kriegsgericht gestellt! Ich kann ja nachweisen, daß ich bei meiner Schwadron keine Vorsichtsmaßregel außer acht gelassen habe. . .“

Der andere lachte trocken auf.

„Heidedorff, was faseln Sie da? Ein Kriegsgericht, wo wir einen Verwandten des Kaiserhauses zum Kommandeur haben? Belobt wird er werden, weil es ihm gelungen ist, einen Teil des Regiments aus einem mit gewaltiger ‚Übermacht‘ ausgeführten Angriff der Deutschen zu retten. Und da die aus einer einzigen Schwadron bestehende Übermacht nach dem gelungenen Handstreich sich wieder zurückgezogen hat, wird im Tagesbefehl ein Sieg gemeldet werden. Darin sind die hohen Herren vom Oberkommando Meister — noch von Muffen her! So werden wir auch in diesem Feldzug siegen, bis es eines Tages heißen wird: die Gefechtsfront ist aus strategischen Rücksichten rückwärts verlegt worden, in die Nähe von Petersburg!“

„Jergunow, zu Ihrer Ehre will ich annehmen, Sie haben Ihren Verstand noch nicht beisammen! Was hat dieses Vorpostenscharmügel mit dem Ausgang des Krieges zu tun? Das hier ist doch eine Ausnahme, bei der tausend unglückliche Zufälle sich ereigneten. Nicht zuletzt die blödsinnige Meinung, wir könnten bei unserem Spazierritt zum Sdrinsnosee unter keinen Umständen auf feindliche Kräfte stoßen...“

Der Führer der zweiten Schwadron nickte.

„Sie haben recht, es war ein Zufall! Aber warum soll der sich nicht im großen wiederholen? Und nicht einmal, sondern so oft, bis wir wieder am Boden liegen? ... Vorhin, als ich der großen Staubwolke nachritt, die mir den Weg des Regiments zeigte, hatte ich eine Art Vision. Tausende sah ich schreiend durcheinanderrennen, weil ihre Führer den Kopf verloren hatten. Tausende fielen um wie Halme unter der Sichel des Schnitters, und aber Tausende jagten davon in sinnloser Flucht... Man reitet unter sie, haut mit der flachen Klinge dazwischen: ‚Kanailen, wollt ihr wohl stehen? ...‘ Sie sehen einen aus verblödeten Augen an, rennen weiter. Und immer da hinten die Schreie der nachstürmenden Sieger. Da packt einen schließlich auch eine Angst, man rennt mit, nur den einen Gedanken im Kopf, das eigene bißchen Leben zu retten... Und jetzt seien Sie mal ehrlich, Heidedorff! ... Was haben Sie gedacht, als Sie ausreißen mußten?“

Egon von Heidedorff schluckte auf, seine Stimme klang heiser.

„Genau dasselbe wie Sie, Jergunow! Man wird

angesteckt von dem Wahnsinn der Masse. Aber, verlassen Sie sich darauf, ehe morgen die Sonne aufgeht, ist der Fleck vom Schild der Ingermanländischen Dragoner getilgt!“

Der andere machte eine trostlose Handbewegung. „Redensarten! Oder vielleicht in dem erlogenen Korpsbefehl. Das bringt uns nicht drüber weg, daß wir...“ Die Stimme schlug ihm plötzlich um, seine Nerven brachen in einem Aufschludzen zusammen... „Vor einer Handvoll Menschen sind wir ausgerissen, kaum mehr als hundert machten es sein, ... ich pflichtvergessener Hund war gerade auf dem Wege zum Prinzen, sagte mir: ‚Wozu sollst du allein bei deiner Schwadron bleiben, wenn alle anderen Offiziere sich da in der Laube mit allerhand guten Sachen mästen?‘ Champagnerpfropfen knallten da, und die Kerle im Hof soffen Schnaps... Seine Großfürstliche Hoheit lachte aus vollem Hals, weil ein paar Dragoner in gestohlenen Weiberröcken vor ihm einen unzuchtigen Tanz aufführten... Der Adjutant Czapka kommandierte, ich aber — Heidedorff, ich schwör’ Ihnen — ich ekelte mich! Und ich dachte, mit einer Kanone voll Dreck müßte man diesen Prinzen erschießen, samt seinem Adjutanten, die beiden Kerle verderben uns die ganze Disziplin! Und da mit einemmal das Unglück. In der Brennerlei platzt ein Kessel. Feuer fliegt aus dem Dach. Alles duckt sich, hält den Atem an. Eine unheimliche Stille. Und mitten hinein, wie ein Messer, ein deutsches Kommando... Bruder Heidedorff, den Augenblick vergess’ ich nie mehr wieder im Leben! Du besinnst

dich, die eine Seite des Hofes ist frei, da hielt, keine zweihundert Schritte von uns, dieser preußische Rittmeister, der dich damals so abgefertigt hatte bei dem Zusammenstoß an der Grenze . . . Die ersten Sonnenstrahlen bligten auf seinem hochgehobenen Säbel, und mit diesem Zeichen ließ er den Tod auf uns los! Wie Hunde bellten die Maschinengewehre, wie tausend bissige Hunde, und unsere Kerle brüllten auf in einem einzigen Schrei! Schreien und rennen durcheinander, fallen und wälzen sich, springen wieder auf und fallen von neuem . . . überall seh ich Blut spritzen, rotes Blut, ganze Klumpen von Menschen, rot von Blut, und immer diese gräßlichen Schreie . . . einer von den Kerlen im Weiberrock rennt immer im Kreise, brüllt: „O, meine Augen . . . helft, Brüder, ich bin blind, werd' nie mehr meine Mutter sehen . . .“ Ich denk — ganz blöd — an einen Hasen auf der Treibjagd, der auch so im Kreise rannte, weil ich ihm die Augen ausgeschossen hatte . . . Vor mir auf dem Tisch Tuch ist plötzlich ein großer Blutpfleck, der Rittmeister Rasum stützt sich auf die Hände und erbricht Blut . . . Da, Bruder, sind mir die Ängste wie Froschhauer über den Rücken gesagt! Ich laufe durch den Garten, vor mir hat der Leutnant Krasnij ein Pferd eingefangen, schwingt sich hinauf . . . und da — Vater im Himmel, vergib mir — ich hatte schon die Pistole gezogen! . . . Ich hab' eine Frau zu Haus' und zwei kleine Kinder, aber ich brauchte die Tat nicht auszuführen, der Feind besorgte sie für mich . . . der Leutnant fiel auf der anderen Seite hinunter. Das Pferd war frei.“

Der Rittmeister Jergunow ließ den Kopf auf die Brust sinken, die klaren Tränen rannen ihm unaufhaltsam aus den Augen in den Bart. Egon von Heidedorff hatte schon längst nicht mehr zugehört, ein Gedanke war plötzlich in ihm aufgeflammt wie ein blendendes Licht, füllte seine Adern mit neuem Leben, beherrschte ihn ganz und gar. Diese Niederlage war sein Aufstieg! Das Schicksal bereitete ihm einen Triumph, wie er köstlicher nicht ausdenken war. Und mit Frohlocken dachte er an das stolze Wort, das er — kaum ein paar Stunden war es her — zu dem spöttischen Grafen Schuwalow gesprochen hatte: aus eigener Kraft wolle er sich sein Schicksal bereiten . . .

Da vor ihm, mit niedrigen Birken und Kusselkiefern bewachsen, dehnte sich — eine Viertelmeile in der Breite und wohl drei Meilen lang — das Baranner Moor. Die Feinde drüben betrachteten es als eine unüberwindliche Schutzmauer, er aber kannte einen Weg! Einen Weg, den er mit Lebensgefahr erst vor wenigen Wochen erkundet und fest seinem Gedächtnis eingeprägt hatte. Verlassene schmale Pfade von Torfstechern waren es, kaum breit genug, einen einzelnen Reiter zu tragen, liefen im Zickzack zwischen tüdtschen Löchern und schwappenden Mooswiesen. Er aber kannte diese Pfade so genau, daß er sie auch im schwachen Lichte eines eben aufdämmernden Morgens wiederzufinden und zu passieren hoffte. Auf der anderen Seite sammelte er seine zweihundert Kerle, die mit ihren kleinen struppigen Gäulen wie Füchse durchs Moor geschlichen waren, holte in weitem Bogen hinter dem Rücken des Feindes aus

— und dann, Herr Baron Foucar, gab es ein Wiedersehen! Eine blutige Vergeltung für den Zusammenstoß damals an der Grenze und das Stücklein von heute früh. Die heiße Vorfreude sprengte ihm fast die Brust, es konnte kein Mißlingen geben! Nur wenn die feindliche Stellung, auf die seit einer halben Stunde die Granaten hämmerten, vorzeitig von der andringenden Übermacht eingedrückt wurde, war sein Traum von Ehre und raschem Aufstieg wieder einmal eine Seifenblase gewesen ... Und da schickte er aus tiefstem Herzensgrund ein inbrünstiges Gebet zu seinem Schutzheiligen empor, zu Sanct Georg, dem Schirmherrn aller tapferen Reiter. Bat ihn, den Widerstand der Deutschen da drüben einen Tag und eine Nacht lang zu stärken, bis er mit seiner Schar wie ein Ungewitter über sie käme. Ohne es zu wissen, sprach er in Gedanken das Gebet in der Sprache der Feinde. Es war eine Angewohnheit aus frühester Jugendzeit. Als er ganz klein war, pflegte er mit seiner jüdischen Mutter auf deutsch zu beten — — —

4.

Der Tag war glutheiß gewesen. Die Sonne, die gleichmütig zugeesehen hatte, wie unten auf der kleinen Erde das Menschengewürm sich wieder einmal gegenseitig vernichtete, neigte sich zum Untergange. Sie sank langsam in eine am Horizont stehende Wolkenbank, dunstige Schleier schoben sich vor ihre matt rötlich schimmernde Scheibe — sichere Vorboten von Regen und schlecht Wetter.

In dem Schützengraben, dicht vor dem kleinen Flecken Neuendorf, der die Enge zwischen Sdrinsnojee und Baranner Moor sperrte, sah es trostlos aus. Von dem Vierteltausend, das ihn am frühen Morgen bezogen hatte, war kaum die Hälfte noch übrig. Die russische Artillerie war besser, als man sie im Frieden eingeschätzt hatte. Nach dem ersten, mehr zur Probe vorgeschickten Infanterieangriff hatte sie — dank ihren vorzüglichen Beobachtern — die Lage der deutschen Verteidigungslinie genau erfasst und deckte den Graben mit Schrapnellfeuer zu. Aber jedesmal, wenn ihre oberste Führung annahm, da drüben könnte keine Maus mehr am Leben sein, erhielten die zum Sturm angeführten Infanteriekolonnen so wütendes Feuer, daß sie auseinanderstapften, platt am Boden zurückkrochen, bis sie hinter einer leichten Erdwelle vor dem vernichtenden Bleihagel in Sicherheit waren. Viermal hatte

die Artillerie vorgearbeitet, viermal stürmte die Infanterie nach. Die ersten Spritzer der heranjagenden Brandung kamen nur bis an die stachelbewehrten Drahtverhaue und blieben dort hängen. Die große Flut hinter ihnen ebhte zurück. Auf ihrer Spur lagen hundert und aber hundert Klümpchen, wie sie die sand- und schliefbeschwerte Uferwelle liegen läßt, wenn sie wieder meerswärts rollt. Und wenige von den liegeengebliebenen Klümpchen regten sich noch . . .

Da beschloß der General Variatinsky, in dem Angriff eine Pause eintreten zu lassen, das Herankommen schwerer Artillerie abzuwarten. Die deutschen Stellungen schienen stärker zu sein, als die Spionennmeldungen angegeben hatten. Um ihren Widerstand zu brechen, hätte er Tausende opfern müssen, und da standen Einsatz und Gewinn in schlechtem Verhältnis. Es wäre sehr angenehm gewesen, auch das ostpreußische Seendefilee mit seinen vorgeschobenen Stellungen im allerersten Anlauf zu nehmen, schon des moralischen Eindrucks halber, für den Gesamterfolg aber machten ein paar Tage Verzögerung nichts aus. Im Norden wälzte sich die Armee des Generals Rennenkampf von Kowno her über die feindliche Grenze, von Südosten aus Warschau kamen die Heeresssäulen des Generals Sasonow . . .

Die Spionennmeldung jedoch war schon ganz richtig gewesen. Mehr als eine Kompanie von den Hundertsiebenundvierzigern und eine Schwadron Ordensburger Dragoner waren für die Verteidigung der Sperre nicht eingesetzt. Aber es waren lauter handfeste Maschinengewehre, die für ihre Heimat fochten . . . Hinter

der Brustwehr, die sie hielten, rafften die Eltern und Geschwister das bißchen bewegliche Habe zusammen, trieben das Vieh in Sicherheit und retteten sich vor Totschlag und Schändung . . . Da achtete man nicht darauf, ob rechts und links die getroffenen Kameraden aufschrien oder still zusammensackten, zielte und schoß, bis man die glühende Zinte nicht mehr in den Händen halten konnte. Zu einer Maschine wurde man, die mechanisch immer dieselben Bewegungen vollführte. Ein hebelnder Griff, der von der Tasche her den Patronenrahmen in die Kammer drückte, fünfmal danach krümmte sich langsam der Zeigefinger unter dem sorgfältig zielenden Auge, und einen heißen Atemzug gab es jedesmal, wenn in der Verlängerung der Visierlinie einer Kopfüber stürzte oder mit gellendem Aufschrei die Arme in die Luft warf. Abgerissene Zurufe dazwischen, höhnisch geschriene Fragen, die in der anstürmenden Masse mit einem Aufbrüllen beantwortet wurden oder einem stummen Zusammenbrechen . . . „Hast du nu genug, du graues Beest, oder willst noch eine?“ „Wie ist dir denn zumut, du Awasfresser, daß du jetzt Blei schlucken mußt? Schmeckt nicht gut, he?“ „Und — nicht wahr — Bruder Ruß, unsere Mädchen küssen fein? Bloß ein bißchen heiß, was?“

So höhnten und feuerten sie, die Maschinengewehre rasselten, bis wieder einmal ein Ansturm abgeschlagen war. Dann aber gab es so viel zu tun, daß man gar nicht zum Nachdenken kam. Die eingeschossenen Stellen des Grabens waren wieder auszuheben, die Schwerverwundeten und Toten mußten nach rückwärts ge-

Schafft werden, frische Munition wurde herbeigeschleppt und Wasser für die Verschmachtenden. Die Lücken hinter der Brustwehr wurden von Dragonern ausgefüllt, und nun konnten sie wieder kommen die Russen. Aber sie durften sich darauf verlassen, an dieser Stelle brachen sie nicht durch...

Der Rittmeister von Foucar war im Graben zu seinem Schicksalsgenossen von der Infanterie hinübergegangen, dem Hauptmann Haberland von der fünften Kompagnie der Hundertsiebenundvierziger. Stumm schüttelte er dem untersehten, schwarzbärtigen Herrn die Hand und spähte an seiner Seite sorgenvoll in den sinkenden Abend hinaus. Die am frühen Morgen gefallenen Russen gingen schon in Verwesung über. Sie hatten einen ganzen Tag lang im glühenden Sonnenbrand gelegen. Der von Osten kommende laue Wind brachte einen schier unerträglichen Geruch herüber. Der dicke kleine Hauptmann steckte sich eine Zigarre an und bot seinem Nachbar die gefüllte Tasche.

„Da, Foucar! Sie duftet auch nicht lieblich, aber gegen die Pest da ist es der reine Rosengarten. Und passen Sie auf, morgen früh werden unsere Kerls vor lauter Speien nicht schießen können!“

Der Rittmeister von Foucar lächelte trübe.

„Morgen früh?... Lieber Haberland, ich schähe, um die Zeit werden auch wir schon die ersten Vorbeereitungen getroffen haben, uns durch üblen Geruch unangenehm bemerkbar zu machen! Gegen Mitternacht haben wir den ersten Bajonettangriff zu erwarten — den werden wir abweisen, denn unsere Drahtver-

haue sind noch intakt. Den zweiten halten wir nicht mehr aus, weil unseren paar Männerchen die Nerven durchgehen werden. Zwei Nächte und einen heißen Tag haben sie gewacht. Die da drüben aber schicken immer frische Truppen vor...“

Der dicke Hauptmann stieß eine heftige Rauchwolke aus.

„Na schön, ein paar Stunden früher oder später! ... Als wir diese im Frieden oft geübte Türkenstellung für den Ernstfall bezogen, hab' ich mich keinen Illusionen hingegeben, wir könnten mit klingendem Spiel wieder in Ordensburg einrücken. Und mein Testament ist gemacht. Die liebe Meinige, mit der ich in ebenso glücklicher wie kinderloser Ehe lebe, ist längst schon unterwegs nach Berlin. Mit dem Dackel Männe. Den wird sie dick futtern, bis er vor Asthma nicht mehr jappen kann, und im Laufe der Jahre immer seltener fragen: ‚Wo ist Herrchen? Kommt Herrchen nie mehr wieder...?‘ Und ich werde gerührt, mit ’nem vertrockneten Lorbeerkranz um den Ebenholzrahmen, von der Wand auf die Gruppe herniedersehen... Aber Sie, lieber Foucar — ich habe zu meinem lebhaftesten Bedauern gehört, Ihre Frau Gemahlin hat wegen Krankheit im Städtchen zurückbleiben müssen. Ich, als der Ältere, bin ja Kommandierender vons Ganze hier. Wollen Sie Urlaub haben?... In zwei Stunden können Sie mit Ihrem guten Gaul zurück sein, und vielleicht ist das liebe junge Frauchen doch in einen Wagen zu packen, wenigstens bis Böben zu spedieren?“

Gaston von Foucar mußte erst heftig die Nase schneuzen, ehe er mit klarer Stimme antworten konnte.

„Heißen Dank, liebster Haberland — es geht nicht! Meine Dragoner haben in diesen Stunden mehr Recht an mich als meine Frau. Ich mühte zudem jedem einzelnen erklären, weshalb ich zurückrette, und da könnten sie alle auf den Gedanken kommen, aus ähnlichen Gründen um Urlaub zu bitten. Also das geht nicht. Außerdem würde meine Frau sich nicht fortstehlen lassen. Sie hat ein zu großes Verantwortlichkeitsgefühl als Erbin von Kalinginnen und hält es für ihre Pflicht, mit ihren Leuten auch die schwere Not der Kriegszeit zu teilen. Da kann ich nicht dreinreden. Ich verstehe dieses Empfinden auch aus ihrer ganzen Wesensart . . .“

Der Hauptmann Haberland machte eine unwillige Bewegung.

„Entschuldigen Sie, Foucar, wenn ich mich da einmische, aber wenn man einen Fuß schon in dem kleinen Kahn hat, der einen ans andere Ufer bringen soll, darf man wohl offener sprechen als sonst. Also das ist vielleicht sehr adlig, aber ein bißchen verstiegen! In Kalinginnen die Gutsarbeiter und Tagelöhner sind nämlich auch schon längst ausgerissen, das Schloß ist abgebrannt. Was will sie da? . . . Und ich möchte doch ergebenst bemerken, unsere Herren Gegner drüben sind von üblen Sitten. Im betrunkenen Zustande, der bei ihnen der häufigere ist, eine zügellose Horde.“

Gaston von Foucar zuckte mit den Achseln.

„Alles schon gesagt, Verehrtester, und leider wie gegen eine Wand gesprochen. Es spielen da Dinge mit, die ich Ihnen im Augenblick nicht so erklären kann . . .“

Meine Frau hält es nach dem plötzlichen Tode ihres Vaters doppelt für ihre Pflicht, an seiner Stelle auszuhalten, nachdem er — na also, Sie wissen ja wohl Bescheid — nachdem er unter Hintansetzung aller seiner Herrenpflichten freiwillig in den Tod gegangen ist. Das lastet auf ihr, und das möchte sie wettmachen . . . Ich habe sie hart angeschrien, sie hätte doch auch Pflichten gegen mich und unseren Jungen. Sie schüttelte nur den Kopf: „Das verstehst du nicht!“ . . . Vielleicht verstehe ich's wirklich nicht, weil mein Geschlecht schon seit mehr als hundert Jahren landflüchtig ist, in Mietwohnungen lebt . . . Aber Sie können sich denken, lieber Haberland, ich würde hier mit leichterem Herzen meine Pflicht tun, wenn ich Weib und Kind in Sicherheit wüßte.“

Der dicke kleine Hauptmann nickte. Er von seinem Standpunkte aus fand es verrückt, daß Frau von Foucar nicht abgereist war wie die anderen Offiziersdamen. Aber wer wollte sich in die Empfindungen dieser ostpreußischen Edelsfräuleins hineinversetzen, die in ganz besonderen Überlieferungen aufgewachsen waren? In einem Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Herrschaft und Gefinde, das nur mit dem Worte Treue zu erklären war? Altmodisch, unpraktisch und gefährlich, aber schön . . . Und nach einer achtungsvollen Pause fragte er: „Haben Sie denn wenigstens eine zuverlässige Persönlichkeit im Hause, die mit der — sehen wir der Sache doch vernünftig ins Auge — also die mit der russischen Einquartierung deutsch reden kann? Von meiner Frau hörte ich nämlich, Ihre liebe Gattin

wäre nach den furchtbaren Erschütterungen der letzten Wochen noch bettlägerig?“

„Eine ihrer Ausrufen ist bei ihr, die Amelie Gorski. Die dritte der sechs Schwestern aus Groß-Heinrichsdorf.“

„Jamos,“ sagte der Hauptmann Haberland, „ich habe die Ehre, die junge Dame zu kennen. Sie macht den Eindruck, als würde sie auch in schwieriger Lage den Kopf oben behalten. Aber die armen Mädels können einem Leid tun! In einer einzigen Stunde den Vater und einen Bruder zu verlieren . . .“

Gaston sah starr geradeaus mit schwimmenden Augen. Es dauerte eine ganze Weile, bis er seine Stimme wieder in der Gewalt hatte.

„Mein lieber Haberland . . . halten Sie mich nicht für ein altes Weib . . . wenn mich der liebe Gott heil bewahren sollte — ich weiß heute noch nicht, wie ich's verwinden werde, daß dieser Junge aus meinem Leben fort ist! Immer ist mir zumute, als müßte er aus dem Dunkel auf mich zutreten, mit einem lustigen Wort auf den Lippen. Gott allein weiß, welch ein Edelmann da durch eine blinde Kugel ausgelöscht wurde! Wieviel da mit dem kleinen preussischen Leutnant Karl von Gorski vernichtet worden ist. Noch war er in den Brausejahren, dieser behende und sprühende Geist . . . wer will ermessen, wie er sich nach der Abklärung entwickelt hätte? Das ist nun alles aus, und Fragen sind müßig. Aber, Gott sei Dank“ — über das sonnengebräunte Gesicht des Rittmeisters flog ein wildes Lächeln — „eine Totenfeier hab' ich ihm gerüstet . . . kein germanischer Heerkönig hätte sich ihrer zu schämen brau-

hen! Er ist mit großem Gefolge da oben eingezogen in Walhall. Fehlte nicht viel, und ich hätte ihm einen Prinzen aus russischem Kaiserhause nachschicken können zu seiner persönlichen Bedienung. Das Bürschlein war mit drin in dem Wurstkessel, wie nachher die Gefangenen berichteten. Leider ist's ihm gelungen zu entweichen . . .“ Und plötzlich lachte Foucar auf. Es war ein seltsames Lachen, das immerfort mit einem Stoß Rührung zu kämpfen hatte: „Wissen Sie, Kollege Haberland, was der Kleine sagen würde, wenn er noch für einen Augenblick zu uns zurückkehren könnte?“

„Na?“

„Weshalb trauerst du um mich, lieber Vetter Foucar? Mir geht es ausgezeichnet! Ich hab' mancherlei aus dem Kopf, was in der letzten Zeit höchst unbequem war, immer hin und her gewälzt zu werden. Und du glaubst ja gar nicht, welch ein Jubel bei meinen hochgeehrten Herren Vorfahren ausbrach, als ich mich an dem langen Tische meldete, an dem die Sippe derer von Gorski sitzt. Prost Karlehen, schrien sie alle! Wie nachher mein glänzendes Gefolge kam, plakten sie allerdings vor Neid — selbst der Seniorchef, so aus dem Jahr Dreihundert ante Christum natum, hatte nur vier an seinem Grabe geschlachtete Sklaven aufzuweisen. Aber ich hoffe ihn bald zu versöhnen, denn ich habe einen Sack voll neuer Wiße mitgebracht“ . . .“

Gaston von Foucar brach ab, machte sich an seiner Zigarre zu schaffen. Und mit wehmütiger Freude dachte er an den frühen Morgen zurück, an dem sich'sgefügt hatte, daß er den Tod des liebsten Freundes

hatte rächen dürfen. Ohne den Groß-Heinrichsdorfer Gärtnerburschen freilich, der auf seinem Rade entronnen war und die Meldung brachte, die Russen hätten sich über die Schnapsvorräte in der Brennerei hergemacht, wäre der verwegene Überfall nicht so glänzend gelungen. Auch nicht ohne die Helden seiner fünften Schwadron! Hei, wie hatten die Augen geleuchtet, als er sich im Sattel rückwärts wandte: „Jungens, der liebe Gott selbst hat uns die Bande in die Hand gegeben! Elende Mordbrenner sind's, hat mir eben hier der Gärtner berichtet. Also vorwärts, in Gottes Namen...“ Ein Aufstöhnen hatte es darauf nur gegeben in der ganzen Front, dann waren sie still und heimlich weiter geritten... Und seine Phantasie sprang an, zeigte ihm ein Bild, wie an Stelle des kleinen Überfalles eine Schlacht sich hätte entwickeln können. Nur statt einer Schwadron mit drei beigegebenen Maschinengewehren hätte er ein Geschwader von vier Regimentern führen müssen mit der dazugehörigen leichten Artillerie! Dann wäre es vielleicht gelungen, eine ganze Armee zu übrumpeln und in die Pfanne zu hauen wie bei Groß-Heinrichsdorf heute früh ein in sträflicher Sorglosigkeit laufendes und hummelndes Regiment... Er entsann sich, den Plan zu einer Schlacht vor der Neuen-dorfer Sperre hatte er einmal ausgearbeitet, etwas mehr als ein Jahr war es her. Auch einen Vortrag hatte er darüber gehalten an einem Kriegsspielabend im Kasino, aber junge Rittmeister mußten leider immer erst alte Generale werden, ehe sie so verwegene Pläne ausführen durften... Mit einer Division in stich-

dunkler Nacht am Ostufer des Sdrinsnosees entlang, hinter dem feindlichen Lager weit ausholend, und dann die ganze Pastete gegen das Baranner Moor, den See und die in der Mitte bereitstehende Infanterie gejagt...

Er schrak zusammen, der Hauptmann Haberland neben ihm hatte nach langer Pause des Schweigens eine Frage an ihn gerichtet.

„Wie belieben?“ fragte er zurück. „Und entschuldigen Sie gütigst, ich habe eben ein paar Augenblicke still gedöst...“

„Ach, es war ja auch nichts Besonderes,“ sagte der dicke Hauptmann. „In einer Stunde, die wahrscheinlich eine der letzten ist in diesem Leben, denkt man so allerhand. Was in das sogenannte Jenseits hinüberlangt... Also ich hatte mir erlaubt zu fragen, sind Sie überzeugter Christ, lieber Foucar?“

Gaston hob überrascht den Kopf. „Natürlich, selbstverständlich...“

„Nee, mein Lieber, das ist mir nicht präzise genug! Ich meine nicht so die Gesangbuchchristen, die äußerlich ihre Pflicht erfüllen und bei der Predigt ungeduldig an den saftigen Sonntagsbraten denken. Ich wollte Sie fragen, ob Sie glauben, daß Sie mit Ihrem persönlichen Schicksal fest in Gottes Hand stehen. Daß nichts in Ihrem Leben ohne seinen Willen geschieht!“

„Ja,“ erwiderte der Rittmeister von Foucar, „daran glaube ich felsenfest. Ich glaube, wenn Gott es in seinem unerforschlichen Ratsschlusse bestimmt hat, werde ich heil davontommen. Wenn er es anders will, muß

ich mich in Demut fügen. Und das ist mir ein starker Schild in aller Not und Gefahr..."

Der Hauptmann Haberland seufzte auf.

„Bei mir ist es schon einige Jahre her, daß mir dieser Glaube abhanden gekommen ist!... Wissen Sie, wir hatten nach zehnjähriger Ehe endlich das heiß-ersehnte Kindchen bekommen. Einen prachtvollen, strammen Jungen, und die Freude war groß, denn ich bin das letzte der Haberländer aus der litauischen Linie. Mein schwächliches kleines Frauchen kriegte bei der Geburt einen Knacks weg, weiterer Kinderseggen war ausgeschlossen, aber... na, wir hatten ja unseren Jungen! Er gedieh prächtig, lief wie ein Brummkreisel im Garten umher. Da komm' ich eines Tages auf meinem alten Gefechtsefel vom Dienst nach Hause, einem lammfrommen Tier, das eigentlich schon längst hätte pensioniert werden müssen. Ich halte auf dem Hofe, spreche mit dem Burschen. Plötzlich teilt der alte Schinder hinten aus, 'ne Bremse hatte ihn wohl am Bauch gestochen. Ich höre einen dumpfen, breiigen Schlag, einen japsenden Aufschrei, drehe mich um... mein Bübchen liegt da! Aus der Stirn rieselt Blut, das Mäulchen ist aufgerissen, aber es gibt keinen Laut mehr... Ich 'runter, das Kind in die Arme, renn' zum Arzt — nach den ersten zwanzig Schritten merk' ich schon, es ist aus, da kann kein Doktor mehr helfen... Einen Tag lang hab' ich gebrüllt wie ein Berrücker, dann ist der alte Pastor Sturz gekommen. Zum Trösten. Was Gott täte, wär' wohlgetan... Uns armen Menschenkindern ziemte nicht zu forschen, warum

und weshalb... Vielleicht wär' es eine Prüfung! Ich begehre auf: 'Warum, Herr Superintendent? Ich stehle keine silbernen Löffel, meine Frau ist ein ordentliches Weib, hat an vielen armen Kindern in der Nachbarschaft Gutes getan, auch noch, als sie schon ein eigenes hatte. Also weshalb sollen wir beide gerade so hart geprüft werden?'... Da meinte der Herr Pfarrer, ein solches Hadern mit dem himmlischen Vater wäre lästerlich, wir müßten uns in Demut unter seinen unerforschlichen Willen beugen. Ich aber blieb hartnäckig. 'Herr Pfarrer,' sagte ich, 'wir gehen im Kreise! Bitte, erklären Sie mir, wieso hat der Herr im Himmel gewollt, daß mein süßes kleines Bübchen gerade hinzulief, als das alte Beest von Gaul unter dem Bremsenschild hinten ausfeuerte? Also da werde ich Ihnen sagen, Herr Superintendent, ein blöder und blinder Zufall hat dieses unschuldige Menschenlichtlein ausgeblasen! Und das von der Prüfung für uns Eltern ist eine hilflose Redensart. Ich war vorhin zu bescheiden, als ich von uns sprach. Meine Frau ist das gutherzigste, hilfsbereiteste, zimperlichste Persönchen, das man sich vorstellen kann, und ich — Herr Pastor, ich gebe Ihnen mein Wort — ich habe ein so großes Bedürfnis nach innerlicher Sauberkeit, daß ich nicht 'mal in Gedanken Böses gewälzt habe! Also wozu diese furchtbare Züchtigung? Sollen wir noch besser werden, als wir schon sind?' Da hat der Herr Pastor sanft den Kopf geschüttelt zu meiner Verstocktheit, etwas von dem Trost der Zeit gesprochen und ist gegangen. Ich aber habe tags drauf mein liebes Bübchen begraben" — der Haupt-

mann griff sich mit Daumen und Zeigefinger leicht in die Augenwinkel, seine Stimme schwankte ein wenig — „na ja, und wie der kleine Hügel aufgeschüttet war, habe ich mir den Rest meines Lebens ohne diesen Gott eingerichtet, der Eltern züchtigt, indem er unschuldige Kinder tötet...“

Der Rittmeister von Foucar hatte mit herzlicher Teilnahme zugehört. Seine Gedanken flogen zu dem eigenen kleinen Sohn, der unter der Obhut der Mutter jetzt noch friedlich schlummerte, in dem Häuschen vor dem Deutschen Thor... Und weiter mußte er denken, daß eine schwere Zeit, wie die jetzt hereingebrochene, für den einzelnen gar nicht zu überstehen wäre ohne das feste Vertrauen, daß sein Schicksal sowohl wie das seiner ganzen Volksgemeinschaft sicher in Gottes Hand stände. Und diesem Gedanken gab er Ausdruck. Der dicke Hauptmann aber schüttelte den Kopf.

„Dieser Krieg? Mein lieber Foucar, wie mich der Tod meines Bübchens zum Leugner des landläufigen Gottesbegriffes werden ließ, so mußte diese ungeheuerlichste Katastrophe seit Bestehen der Welt die ganze Menschheit eigentlich zum Unglauben bringen! Ströme von Blut werden fließen, Hunderttausende blühender Menschenleben werden ausgelöscht werden. Städte werden brennen und Dörfer, ein großer Teil der bewohnten Erde wird ein einziger Trümmerhaufen, ein Leichenfeld werden. Und nun frage ich Sie, ebenso wie bei meinem kleinen Einzelschicksal damals den Pastor, weshalb? Wenn es eine Vorsehung da oben gibt, die die Geschehnisse der Menschheit hier unten lenkt,

weshalb hat sie diesen frevelhaften Überfall auf ein friedlich lebendes Volk zugelassen? Sollen wir Deutschen ‚geprüft‘ werden?... Ich schätze, wir sind immer noch das ehrlichste und anständigste Volk der Welt! Und wenn es vielleicht ein paar geringfügige Auswüchse gibt... sagen wir, meinerwegen, sogar Entartungserscheinungen... muß dafür wirklich das ganze Volk büßen? Oder — um ein Einzelbeispiel herauszugreifen — mein braver Bursche Podleschny neben mir einen hundsgemeinen Bauchschuß kriegen? Es war ein Querschläger, und der arme Kerl liegt im Sterben, zweihundert Schritte hinter uns, stirbt einen wahnsinnig qualvollen Tod... Oder, nehmen wir einen anderen Grund aus der Predigtentonnen unserer Herren Pastoren: die anderen Nationen sollen gezüchtigt, durch Strafen auf den Weg der Tugend zurückgeführt werden! Muß das durchaus durch uns geschehen, und zwar in der Weise, daß über diesem Werke Hunderttausende von deutschen Müttern weinen müssen?... Der liebe Gott ist allmächtig. Meinem bescheidenen Dafürhalten nach — so würde ich dem Herrn Pastor antworten — könnte er diesen löblichen Zweck auf andere Weise erreichen, durch Erdbeben, Pestilenz oder Hungersnot... meinerwegen durch alle drei Heimsuchungen zusammen!... Und nun bliebe noch das dritte Argument: unser deutsches Volk, als das auserwählte, sollte über die anderen erhöht werden! Da frage ich bescheiden und gehorsamst: Mußte das durchaus mit Blutvergießen geschehen? Wir waren friedlich auf dem besten Wege zu diesem Ziel. Unsere Fa-

briken arbeiteten, unsere Kaufleute schlugen durch Fleiß und Tüchtigkeit alle Konkurrenz aus dem Felde ... der Zeitpunkt war abzusehen, wo deutsche Ware die ganze Welt eroberte, und mit ihr deutsches Wesen. Erst kommt der Kaufmann und eine ganze Weile danach der deutsche Geist. Weshalb mußte diese friedliche Entwicklung durch eine Pestilenz unterbrochen werden, deren Nachwehen in Jahrhunderten nicht aus der Welt zu schaffen sind?“

Der Rittmeister von Foucar zuckte mit den Achseln.

„Liebster Haberland, Sie hämmern da mit Argumenten auf mich ein, denen ich im Augenblick nicht gewachsen bin. Ich frage Sie nur, was soll aus der Menschheit werden, wenn Sie die Sinnlosigkeit und den Zufall als leitendes Prinzip hinstellen?“

Der kleine Hauptmann sah ein paar Augenblicke nachdenklich vor sich hin.

„Wir werden schon noch zusammenkommen, lieber Foucar! Wissen Sie, wie ich damals nach dem Tode meines Bübchens einen Trost gefunden habe? Nicht aus gelehrten oder heiligen Büchern, sondern draußen im Wald ... Ich strich eines Tages auf einem Pirschgange durch eine blühende Kiefernshonung. Als ich nach Hause kam, war mein ganzer Rock voll Staub. Ich säuberte ihn und mußte plötzlich denken: Das sind Hunderttausende von lebendigen Keimen, die du da vernichtest! Und du jammertest, daß dir eine einzige kleine Menschenblüte vor der Zeit vernichtet worden ist? ... Es wurde Abend, ich saß auf der Bank vor meinem Jagdhäuschen, und mein Blick lenkte sich nach oben. Nach dem ewigen Dom,

zu dem wir aufsehen, wenn wir uns in unserer Winzigkeit keinen Rat mehr wissen. Und da drang mein Auge weit über die Grenze, die unseren schärfsten Fernrohren gezogen ist. Ich sah die Ursonne im Weltenraum schweben, so unsäglich groß, daß, an ihr gemessen, all die Sonnen und Sterne unseres Himmels nur winzige Staubkörner waren, Stäubchen, die, vom Winde getrieben, in der Atmosphäre dieser Ursonne durcheinandervirbelten. Und auf einem dieser Staubkörner stand ich, sah zu meinen Füßen wiederum ein wimmelndes Leben von so unermessbarer Kleinheit, daß jede Vorstellung versagte, es könnte darin etwas wie ein Einzelwesen geben. Und da überfiel mich der Gedanke: Du Wurm du, du Mikrobe erschreckst dich, an ein persönliches Verhältnis zwischen dir und dem Lenker dieser Ungeheuerlichkeit zu glauben? Wo ist vor seinen Augen ein Unterschied zwischen dir und dem wimmelnden Bakterienzeug, daß du dir einbildest, ausgerechnet deine winzigen Schicksale würden gelenkt und überwacht? Daß du dir kein Bein brichst oder die böse Lungenentzündung zuziehst oder in einem Banffrach dein Geld verlierst? Größenwahn ist das! Das ewige Wesen da oben, von dem die Sonnen und Mikroben stammen, hat mehr zu tun. Vielleicht erschöpft es seine Tätigkeit in einem ewigen Gebären, um immer das zu erneuern, was im Betrieb des Weltalls verbraucht oder abgestoßen wird? ...“

Gaston von Foucar machte eine Bewegung.

„Jetzt fehlt nur noch: die russischen, französischen und englischen Bakterien sind über die deutschen und österreichischen hergefallen, um sie aufzufressen ...“

„Na, viel was anderes ist es auch nicht, wenn Sie nämlich diesen Krieg etwa vom Sirius aus betrachten wollten . . .“

„Ach was, das ist unfruchtbares Spintisieren! Und — nehmen Sie's mir nicht übel, lieber Haberland — ein Herabwürdigen all des Erhabenen und Herrlichen, das jetzt sich in unserem Vaterlande offenbart. Die lohende Begeisterung, mit der sich Hunderttausende zu den Fahnen drängen, das feste Vertrauen auf Sieg, mit dem sie ins Feld eilen, das sollte nicht göttlichen Ursprunges sein? Und weil wir diese Empfindungen hegen dürfen, stehen wir auch in einem ganz persönlichen Verhältnis zu dem, der sie uns in die Brust gepflanzt hat. Hoch über uns die Gestirne wandeln in den ewigen Bahnen, die er ihnen vorgeschrieben hat, und seine Allgewalt ist so unermesslich, daß er zugleich auch das Kleinste hier unten zu betreuen, das Schicksal jedes einzelnen Menschen zu lenken vermag. Ich möchte fast sagen, ich bedaure Sie, lieber Haberland, daß Sie ohne die feste Stütze dieses Glaubens ins Feld gezogen sind!“

Der kleine Hauptmann hob den Kopf, um seine bärtigen Lippen huschte etwas wie ein nachsichtiges Lächeln.

„Wieso, lieber Foucar? Ich denke, auch ohne diese Stütze habe ich mich heute ganz brav geschlagen! . . . Und ich bin für meine Person mit der winzigen Rolle, die mir in diesen Geschehnissen angewiesen ist, ganz zufrieden. Ich habe mit zweihundertfünfzig meinesgleichen die Aufgabe, möglichst viele Wesen zu vertilgen, die sich Russen nennen. Das will ich gründlich

besorgen. Wenn die Übermacht zu groß ist, werd' ich mit meinen paar letzten Männerchen vorwärts aus dem Graben brechen, um als ordentlicher Soldat zu sterben. Aber ich werde das nicht mit dem Größenwahn tun, daß dieses Ende meines Lebens mir von einer höheren Macht von Unbeginn der Welt vorausbestimmt wäre. Ich werde vielmehr denken, wenn die deutsche Heeresleitung sich mit dem Hauptteil ihrer Macht nicht nach Westen geworfen hätte, könnte ich noch ein Weilchen länger leben. Und ich sage Ihnen, lieber Kollege Foucar, das ist das einzige, was mich dabei bekümmert. Ich finde es infam, ins Gras beißen zu müssen und nie, nie mehr zu erfahren, ob die deutsche Sache, die einem am Herzen liegt, den Sieg davongetragen hat . . .“

Der Rittmeister von Foucar sah seinen Nachbar ordentlich erschreckt an.

„Was für seltsame Gedanken, lieber Haberland! Sie könnten ruhig sterben ohne den sicheren Glauben, daß Sie danach zu einem besseren und schöneren Leben eingehen? Jetzt eine verirrte Kugel von drüben, und Sie wären nichts weiter als ein zur Verwesung bestimmter Klumpen Fleisch?“

Der kleine Hauptmann steckte sich eine neue Zigarre an. Das Streichholz flammte auf und beleuchtete einen Augenblick lang sein gebräuntes Gesicht, in dem der schwarze Vollbart bis zur Mitte der Wangen wuchs. Mit Wohlbehagen sog er den ersten Zug tief in die Lungen.

„So, lieber Foucar, entschuldigen Sie die kleine Pause . . . und ja, ich bin schon wieder im Bilde. Ich

bin ein so leidenschaftlicher Raucher, daß ich wohl mit der Zigarre im Munde sterben werde. Also zu der Frage eben: In ein paar Stunden werden wir ganz genau wissen, ob dieser Schützengraben hier für uns der endgültige Abschluß ist oder das dunkle Tor, durch das wir zu einem neuen Leben eingeht. Ich glaube nicht daran, aber das beweist ja nichts. Nur ich meine, die Menschheit wäre vielleicht schon ein ganzes Ende weiter in der Entwicklung nach oben, wenn sie nicht immer nach — na eben nach „oben“ geschielt hätte. Aus Furcht vor Strafe oder in der Hoffnung einer Belohnung. In diesem Krieg schon sind Hunderttausende unterwegs, denen es genug ist, daß sie für Weib und Kind daheim kämpfen, für die Bewahrung ihrer deutschen Eigenart, und daß sie nach der Heimkehr wieder ihren gesicherten Verdienst finden. Das — schätze ich — ist so erhaben und herrlich, daß ich darin einen Reim sehe zu einer stolzen Fortentwicklung des Menschengeschlechts. Zu einer Stufe, auf der es in prachtvoller Freiheit die selbstgegebenen Gesetze befolgt, nicht aus Angst vor Strafe, sondern in dem Bewußtsein, daß sie dazu dienen, alles, was Menschenantlig trägt, zu immer höherer Vollkommenheit zu führen! Und, lieber Foucar“ — der kleine Hauptmann erhob seine Stimme — „fühlt ihr denn nicht, wie ihr das höchste Wesen, an dessen Existenz ich ebenso fest glaube wie Sie, nur unter einem anderen Denkwinkel sozusagen . . . also fühlt ihr nicht, wie ihr dieses Wesen erniedrigt, wenn ihr ihm die Verantwortung zuschiebt für eure winzigen Schicksale? Ist es nicht genug, daß

dieses höchste Wesen ein Gesetz erlassen hat, nach dem das bißchen Erde, auf dem wir stehen, schon seit einigen Millionen Jahren sich zu dem Ziel entwickelt, das ihr gesteckt ist? Was tüchtig ist in dem Kampfe aller gegen alle, bleibt bestehen, was sich untüchtig zeigt, muß untergehen!“

Der Rittmeister von Foucar schüttelte den Kopf. „Lieber Haberland — da kann ich nicht mit! Da steht Meinung gegen Meinung oder vielleicht, besser gesagt, Glaube gegen Unglaube . . .“

„Wieso?“ erwiderte der kleine Hauptmann. „Ich glaube auch! Auch ich glaube an den Sieg deutschen Wesens, aber an einen Sieg aus eigener Kraft. Nicht im Vertrauen auf eine übernatürliche, von oben kommende Hilfe. Darauf hoffen die anderen ja auch, und der unterliegende Teil hadert und schimpft mit dem lieben Gott, wie ich damals, als ich mir noch einbildete, er hätte mein heißgeliebtes Bübchen aus irgendeinem menschlich-niedrigen Grunde erschlagen. Heute weiß ich, es war eine der zahllosen Blüten, die er mit verschwenderischer Fülle über Mensch und Tier und Baum und Strauch verstreut . . . daß diese kleine Menschenblüte vor der Zeit welkte, hat er nicht gewollt. Sie war vor ihm nicht mehr als der Staub, den ich vernichtete, weil ich achtlos durch eine im Gebären begriffene Kieferschönung strich . . . Aber ich will Ihnen meine in harten Kämpfen errungenen Anschauungen um Himmels willen nicht aufdrängen, lieber Kollege! Das ist, wie der große Menschenkenner Fontane in einem seiner schönsten Bücher sagt,

ein weites Feld . . . Nur eins möchte ich noch sagen: Wissen Sie, weshalb ich so unbedingt und zuversichtlich auf den Sieg unserer guten deutschen Sache hoffe? . . .“

„Na? . . .“

„Also zeigen Sie mir, bitte, zwei Kapitäne drüben bei unseren Feinden, die im vordersten Schützengraben in Dreck und Speck, in Not und Gefahr über die letzten Dinge der Menschheit streiten! . . . Ist das nicht im allerbesten Sinne deutsch? Wir könnten uns ja auch besaufen, um über das Bangen der letzten Stunden hinwegzukommen, wie heute früh Ihre Russen, die Sie so glorreich in die Pfanne gehauen haben — —“

Die sanft ansteigende Dorfstraße hinaus kam ein Leutnant in gebückter Haltung. Das war notwendige Vorsicht, denn die Russen hatten sich mit einer Halbkompagnie auf fünfhundert Meter Entfernung eingegraben und feuerten in Gruppen, sobald sich in der deutschen Stellung irgend etwas regte . . .

„Herr Hauptmann,“ meldete der Offizier halblaut, „Ihr Bursche, der brave Podleschny, ist im Verscheiden. Und er bittet, ob Herr Hauptmann in den letzten Minuten nicht bei ihm sein möchten. Dann würd' es ihm vielleicht ein bißchen leichter werden . . .“

Der dicke kleine Kompagniechef warf seine Zigarre fort, sprang mit einem Satz aus dem Graben und rannte mit seinen kurzen Beinen der Dorfschule zu, in der die Verwundeten vom Stabsarzt Döring und etlichen Sanitätern betreut wurden. Der Rittmeister von Foucar lief mit. Auch von seiner Schwadron lagen einige Verletzte dort, die vorderste Front aber durfte er

ruhig verlassen, die war wohl versehen. Hundert Schritte vor den Drahthindernissen lagen die Horchposten, neben den vor Erschöpfung im Graben eingeschlafenen Mannschaften wachten die Leutnants und Unteroffiziere. Die höhere Verantwortlichkeit hielt sie aufrecht.

Die Russen, die in ihrer Linie mit vorzüglichen Gläsern ausgerüstete Beobachter haben mußten, eröffneten ein wütendes Feuer. In der Dämmerung aber nahmen sie zu volles Korn, die Kugeln flogen zu hoch. Und so stark war schon die Gewöhnung des ersten Kampftages, daß die beiden Offiziere sich nach den zischenden und pfeifenden Geräuschen nicht mehr umhien. Ab und zu gab es einen tief brummenden Ton dazwischen: einen Querschläger, der wie ein dider Abendkäfer durch einen im hellen Distant singenden Müdenschwarm summt . . .

Der Stabsarzt Döring, der beim kümmerlichen Lichte einer Stallaterne einem tapfer seinen Schmerz verbeißenden Dragoner den durchschossenen Unterarm schiente, sprach leise, um von dem in der Nähe liegenden Musketier Podleschny nicht verstanden zu werden.

„Ich habe dem armen Kerl eine gehörige Portion Morphinum gegeben. Ich hoffte, ihm schon damit den Übergang zu erleichtern, aber die rasenden Schmerzen haben ihn wieder aufgeweckt. Sagen Sie ihm Lebewohl, lieber Herr Hauptmann, und dann will ich nochmal zu einer Dosis greifen . . . Es ist nicht nötig, daß er für seine Tapferkeit die paar letzten Lebensstunden mit Qualen bestraft wird, wie sie ärger kein Teufel ersinnen könnte . . .“

Der kleine Kompagniechef schnüffelte mit der Nase.

„Ist denn gar keine Rettung mehr möglich?“

Der Stabsarzt im weißen Operationsittel schüttelte den Kopf.

„Die ganzen Eingeweide ein einziger Brei von Rot und Blut ... auf dem Rücken ein Ausschuß wie zwei Fäuste so groß ... der arme Kerl muß eine Pferdenatur haben ... jeder andere wäre in einer halben Stunde nach so einer Verletzung abgeschwommen ...“

„Na dann ...“

Der Hauptmann Haberland warf den Kopf in den Nacken und ging mit einem lustigen Auflachen zu dem Lager seines Burschen.

„Was sind das für Dummheiten, mein Jungchen? Du hast dem Herrn Stabsarzt gesagt, du willst abtragen und mich im Stich lassen?“

Der Sterbende bemühte sich, auf seinem Strohlager eine militärische Haltung anzunehmen. Er legte die ausgestreckten Hände an die Oberschenkel, biß die Zähne zusammen und sagte stoßend: „Nicht böse sein, Herr Hauptmann ... zu sehr nach Herrn Hauptmann gebangt ... immer gut zu mich gewesen ... besser wie eigene Vater ... und da müßt' ich doch noch zum letztenmal ...“

„Na, na, na,“ erwiderte der dicke Kompagniechef und ließ sich zu Häupten des Strohlagers auf den Boden nieder. „Das Abschiednehmen wollen wir uns doch gefälligst verkneifen. Eben hat mir der Herr Stabsarzt gesagt, ein ganz ungefährlicher Bauchschuß. In vier Wochen springst du wieder wie ein junger Hengst auf der Weide!“

Aber das wachsgelbe Gesicht des Burschen flog ein heller Schein. Mit einem Aufschrecken griff er nach der Hand seines Vorgesetzten und versuchte, sie an die Lippen zu ziehen.

„Ach Gott, Herr Hauptmann ... wahrhaftig?“

„Ich schwör's dir, mein Jungchen! Du glaubst ja gar nicht, was unsere Herren Doktoren heutzutage alles können! Fehlt noch bloß, daß sie 'nem Menschen einen neuen Kopf aufsetzen, wenn der alte abgerissen ist! ...“

„Aber es brennt doch da drin, Herr Hauptmann, wie Feuer und Scheidewasser! Und vorhin hab' ich gefühlt, mein Bauch ist wie 'ne Trommel geschwollen ...“

„Du dummer Kerl, das muß doch sein! Das ist die notwendige Arbeit von den Eingeweiden, um die Hitze von der Kugel wieder abzustößen. Und da steht der Herr Rittmeister von Joucar. Der hat mit eigenen Ohren gehört, wie der Herr Stabsarzt vorhin sagte: ‚Ihr Bursche Podleschny, Herr Hauptmann? Eine Sache von vier Wochen! Dann denkt er nicht mehr an die Kugel.‘“

Gaston von Joucar nickte bestätigend. Erst mußte er einen Kloß runterschlucken, der ihm im Halse aufstieg, dann sprach er klar und frei: „Ja, Podleschny! Der Herr Stabsarzt hat gesagt, Sie würden bald wieder gesund sein. Und weil Sie ein so guter Soldat sind, wird er sich mit Ihnen besonders viel Mühe geben.“

Der Sterbende legte sich lächelnd zurück. Gleich danach aber krümmte er sich unter neu einsetzenden Schmerzen, schrie einmal kurz auf und preßte dann ein blutiges Taschentuch zwischen die Zähne. Eine

ganze Weile dauerte es, bis er in abgerissenen Sätzen wieder sprechen konnte.

„Ich glaub' ja, Herr Hauptmann ... aber könnt' auch sein, Herr Hauptmann, daß es anders kommt ... ich hab' nämlich eine Braut, die Maria Kelbassa ... kein Geld, und mein Vater is Halbhufner in Helmahnen. Wie die reichen Bauern so sind, Geld soll zu Geld ... Aber die Maria bloß Dienstmädchen beim Herrn Förster, und sie kriegt ein Kind von mir ... wenn Herr Hauptmann da dem Vater schreiben möcht', er soll anständig sein zu dem Mädchen, und weil doch das Kind von mir is ...“ Er krümmte die Beine an den Leib, die Schmerzen bissen in seine Eingeweide wie hungrige Wölfe. Und er schlug mit den Armen um sich, brüllte auf: „Ich will nich sterben, ich will nich ... Herrgott, himmlischer Vater, warum straffst du mich so, ich hab' doch nie was gegen deine Gebote getan? ... Und das mit dem Mädchen war nur, weil ... da hätt' der Vater doch eher ja gesagt, weil ich sie wieder ehrlich machen muß ...“

Er sank erschöpft zurück, nur seine Beine zuckten noch, auf seinen Lippen stand weißlicher Schaum. Der Hauptmann nahm seine beiden Hände in die Linke und strich ihm mit der Rechten über das sture blonde Haar.

„Unsinn, wenn du wieder gesund bist, geb' ich dir Urlaub und schreib deinem Vater einen sauberen Brief. Das heilige Donnerwetter soll ihm in den Magen fahren, wenn er nicht seine Zustimmung gibt! Dann machst du mit deiner Maria Kriegstraumung, und bei dem Jungen will ich Pate sein ...“

„Ach Gott, Herr Hauptmann ...“

Der Stabsarzt war mit dem Verbande fertig. Er kam heran und tauschte mit dem kleinen Kompagniechef einen fragenden Blick. Der nickte. Da flackerte in den dunkeln Augen des Arztes ein seltsames Licht auf. Er nahm den Arm des Verwundeten, stach eine spitze, hohle Nadel ein und trieb durch sie langsam den wasserhellen Inhalt einer kleinen Spritze in das Muskelgewebe. Dann beugte er sich tief hinab, auf sein zerhacktes Studentengesicht trat ein feierlicher Ausdruck.

„So, mein guter Junge! Bald wirst du ganz gesund sein ...“

Der masurische Bauernsohn lächelte dankbar, die Schmerzen waren wie fortgeblasen. Wie der liebe Herr Jesus Christus war der gute Herr Doktor. Er brauchte nur die Kranken zu berühren, und schon kam die Genesung ...

Der Sterbende streckte sich wohligh, eine Wonne war es, keinen Schmerz mehr zu spüren. Wenn der gedunsene Leib nicht gewesen wäre, hätte er sich einbilden können, er hätte den furchtbaren Riß durch die Eingeweide und all die gräßlichen Qualen der letzten Stunden nur geträumt. Und plötzlich setzte nach der wohlthätigen Gabe des Arztes der Rauschzustand ein, der dem Ende vorausging. Aber es war ein heiterer Rausch mit lauter freundlichen Bildern ... Der arme Bursch sprach mit lachendem Munde von seinen Zukunftshoffnungen. Augen wie Untertassen so groß würde der Vater machen, wenn er den Brief bekäme. Ein paar Stunden lang schimpfen und fluchen, schließ-

lich jedoch sich den Kopf fassen und klein begeben, denn einem preussischen Herrn Hauptmann dürfte man doch nicht widersprechen. Und den Tag drauf wurde Hochzeit gefeiert, die Maria Kelsassa zog als richtige Schwiegertochter auf den Hof...

Die Augenlider wurden dem Sterbenden schwer. „Nicht böse sein, Herr Hauptmann,“ sagte er langsam, „auf einmal so müde ... muß schlafen gehen ...“

Der kleine Kompagniechef faltete ihm die verarbeiteten Hände über der Brust.

„Ja, mein Junge, schlaf gut!“ Und er sprach klar und laut ein Vaterunser. Bei den Worten: „Dein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden,“ reckte sich die stämmige Gestalt, neben der er kniete, lang aus. Da geriet ihm die Stimme ins Schwanken, er konnte das Gebet nur mühsam zu Ende sprechen...

Eine Weile später standen die beiden Truppenführer wieder im Schützengraben. Eine Patrouille, die unter dem Schutze der Dunkelheit dicht an die vorderste Stellung der Russen geschlichen war, hatte die Meldung zurückgebracht, drüben wäre alles ruhig. Nichts lasse auf die Vorbereitungen zu einem plötzlichen Angriff schließen. Da steckte sich der Hauptmann Haberland, tief auf den Grund des Grabens gebückt, eine neue Zigarre an. Als er wieder auftauchte, fragte er:

„Na, wie ist's nun? Eine Stunde schlafen oder weiter disziplinieren? Ich möchte Sie nämlich nur noch kurz fragen, ob Sie auch zu dem Fall des armen Burschen, den wir eben sterben gesehen haben ... ja also, ob Sie dazu mehr zu sagen haben als die

landläufige Erklärung: „Was Gott tut, ist wohlgetan“? Und wir dürfen nicht forschen und fragen, müssen uns in Demut beugen? ...“ Und als der Rittmeister nicht antwortete, schlug der kleine Hauptmann mit der geballten Faust sich zornig auf den Schenkel.

„Den Deuwel ist's wohlgetan! Ein anständiger Kerl, wie's wenige gegeben hat, kriegt einen hunds-föttischen Bauchschuß, tausend verbrecherische Lumpen, die sich drücken, dürfen weiterleben. Bis zu ihrem sogenannten natürlichen Ende im bequemen Bett! Und weiter muß ich Ihnen sagen, der masurische Bauernjunge da gehörte zu der Sekte der Gromadki, einer besonders frommen Gemeinschaft von evangelischen Gläubigen, die nicht fluchen, nicht schwören, nicht stehlen, noch betrügen, die nüchtern sind und arbeitsam, das Tagewerk mit Gebet anfangen und beschließen ... Also weshalb hat euer Gott gerade dieses Leben so jäh abgeschnitten? Es hätte in seinem Sinne doch nur Gutes gewirkt. Auch Pflichten erfüllt, die ihm noch die letzte irdische Stunde verbittert haben. Das arme Mädel, das ein Kind unterm Herzen trägt, bleibt ohne Schutz zurück, ihr Junge, der nach dem Willen seines Vaters einen reichen Hof hätte erben können, verdirbt ... wird vielleicht ein Landstreicher und Verbrecher ... Wo bleibt da — entschuldigen Sie freundlichst, mein lieber Foucar — eure vielgerühmte sittliche und göttliche Weltordnung?“

Der Rittmeister sah verdorren vor sich hin.

„Mein guter Haberland, was soll ich Ihnen darauf antworten? Spräche ich Ihnen von menschlicher

Kurzichtigkeit, würden Sie sofort mit einem Gegenargument bei der Hand sein, würden vielleicht sagen: Wieso sind der menschlichen Erkenntnis gerade in dieser wichtigsten aller Fragen so enge Grenzen gezogen? Ich weiß es nicht. Ich empfinde es als eine Wohltat, daß unserem Grübeln und Denken da ebenso eine Schranke aufgerichtet ist wie dem neugierigen Blick, der spähend die nächste irdische Zukunft erforschen möchte. Da setzt bei mir der Glaube ein. Aber vielleicht ist auch der Zweifel eine Art von Gottesdienst. Und der Herr da oben — wenn wir in wenigen Stunden vor ihm stehen werden — sagt zu Ihnen: Auch du warst ein getreuer Knecht! Du hast nicht aufgehört, mich zu suchen, und jetzt hast du mich endlich gefunden...“

Der kleine Hauptmann tat einen tiefen Zug aus seiner Zigarre.

„Von Ihnen könnte ein Pastor lernen, lieber Foucar! Aber wollen jetzt aufhören — mir fällt nämlich ein, ich könnte mich da oben beim lieben Gott durch ein sogenanntes gutes Werk noch ein bißchen schustern. Ich hatte meinem braven Podleschny doch einen Brief versprochen an seinen halsstarrigen Vater. Den könnte ich vielleicht jetzt noch rasch schreiben beim Schein meiner Elektrischen, ehe die Russen zum letzten Angriff kommen...“

Der Rittmeister schüttelte seinem Kameraden von der Infanterie die Hand.

„Das ist jedenfalls besser als unfruchtbares Debattieren! Na Gute Nacht denn, Haberland.“

„Gute Nacht, Foucar! Und sollten wir uns vor der gemeinschaftlichen Reise nach oben nicht wiedersehen: Raschen Soldatentod und vergnügte Urständ!“

„Danke, gleichfalls...“

Gaston von Foucar ging zu den Ställen der königlichen Domäne am anderen Ende des Dorfes, in denen die Gäule der Schwadron untergebracht waren. Hufschläge klapperten auf der Straße, vor dem Hoftor schwang sich ein Reiter aus dem Sattel. Der Kriegsfreiwillige Heurich, ein Mann von mehr als sechzig Jahren. Er trug das Eiserne Kreuz vom Jahre Siebenzig und war Reibkutscher in Kalinzingen, dem schwiegerväterlichen Gute des Rittmeisters, gewesen. Beim Ausbruche des Krieges war er beim alten Regiment wieder eingetreten. Einmal aus Pflichtgefühl, zum anderen aber, weil er der Tochter seines verstorbenen gnädigen Herrn gelobt hatte, er würde über ihrem Manne wachen, als wenn er sie selbst zu schützen hätte.

Gaston fuhr ihn unwillig an.

„Zum Donnerwetter, Heurich, wo kommen Sie her?“

Der Alte rechte seine sehnige Gestalt in dienstliche Haltung.

„Von der gnädigen Frau, Herr Rittmeister!“

„Und wer hat Ihnen Urlaub gegeben?“

„Der Herr Wachmeister. Weil Herr Rittmeister im Augenblick nicht zu finden waren...“

„Fauler Schwindel! Na aber, schön... Wie steht's zu Hause?“

„Gut und auch wieder nich gut, Herr Rittmeister. Die gnäd'ge Frau fühlen sich besser, wollen spätestens

übermorgen nach Kallinzinnen übersiedeln, in die Verwalterwohnung. Ich hab' gebeten und gebarmt: Gnädigste Frau Rittmeister, trauste, goldenste Frau Baronin, was wollen Sie bloß dort? Alles is ausgerissen, bloß ein paar alte Weiber sind dageblieben. Wänn die von den Russen dotgeschlagen werden, is nich viel Schade — in ein paar Jahren hätten sie sowieso starben müssen. Also steigen Sie in den Wagen, die Damen aus Groß-Heinrichsdorf sind kaum 'ne Stunde voraus. Vielleicht holen Sie die noch ein... wenn nich, is auch egal, morgen früh können Sie in Lözen sein. Und von dort geht noch Eisenbahn'... Die gnädige Frau schüttelt den Kopf: „Heurich, das verstehst du nicht! Es ist meine Pflicht, bei diesen Leuten auszuharren, mit ihnen Not und Gefahr zu teilen“... „Befehl“, sag' ich, aber innerlich heben mich die Ängste: was soll bloß aus unserem kleinen Härn Baronchen werden, wenn die Russen kommen? Unterwegs in Beldahnen, beim Gastwirt Bubrikty, hatt' ich einen Schnaps getrunken. Da wurden mir die schräcklichsten Sachen erzählt. In Borzynnien hat so ein Vieh von Kasak ein kleines Kind mit dem Fuß in' Leib getreten, weil's ihm aus Versehen in' Weg gelaufen war. 'ne halbe Stund' hat sich's noch gequält, dann is es gestorben... Also ich steh' da und dänk': so was soll vielleicht unserm kleinen Härn Baronchen passieren? Die Amm', die Sochia, steht mit ihm neben mir und zeigt, wänn man ihm am Rinn frabbelt, lacht er schon. Da krieg' ich eine Idee. Mensch, Heurich, sag' ich zu mir, was bist du bloß

für'n Kindvieh, daß dir das nich früher eingefallen is? ... und fünf Minuten drauf hatt' ich unser kleines Härchen gestohlen!“

Gaston fuhr auf.

„Was haben Sie?“

Der Alte nickte vergnügt.

„Gestohlen, Herr Rittmeister! Es war ganz einfach. Der damnlischen Margell sag' ich, sie sollt' mir was zum Trinken bringen, ich würd' das Baronchen so lange halten. Sie meint, ob ich auch mit kleinen Kindern umzugehen versteh', und ich darauf: „Bässer wie ihr alle hier, ihr blöden Gänse“... Entschuldigung, Herr Rittmeister, die gnäd'ge Frau hatt' ich damit natürlich nich gemeint! Also wie die Sochia im Haus war, ich mit dem kleinen weißen Bündel in Sattel, los auf der Chaussee nach Lözen. Die Margell hat hinter mir hergeschrien, die gnädige Frau auch mit dem gnädigen Fräulein — ich dacht' mir, besser, ihr schreit jetzt als nachher, wenn es zu spät is!... In 'ner knappen halben Stund' hatt' ich den Groß-Heinrichsdorfer Wagen eingeholt, die Fräuleins haben immer gelacht und geweint durcheinander. Ein Tagelöhnerweib war auf dem Wagen mit 'nem Brustkind, aber sie hatte Milch für zwei. Und die gnädige Frau aus Groß-Heinrichsdorf gab mir 'ne Quittung, wegen richtiger Ablieferung. Den Zättel hab' ich auf'm Rückweg abgeworfen, aber ich hielt mich nich lang dabei auf, denn gnädige Frau waren sehr zornig...“

Dem Rittmeister rannen die klaren Tränen übers Gesicht, aber er schämte sich ihrer nicht. Er rüttelte

dem Getreuen an der Schulter: „Heurich, du guter alter Kerl, Gott lohn's dir! Und hätt'st du nur auch gleich meine Frau in einen Wagen gepackt, meinestwegen mit Gewalt...“

Der Alte hob die Achseln.

„Gedacht hab' ich schon, Herr Rittmeister, bloß es ging nich, wegen Respäck. Aber ich sag' mir, der liebe Gott wird hálfen. Unsere liebe gnädige Frau werden sich doch so nach dem lieben Härrn Baronchen bängen, daß sie den Einspänner nehmen und nachfahren werden...“

Der Rittmeister konnte nicht sprechen, quetschte dem Getreuen nur die Hand...

5.

Die kurze Sommernacht war rasch herumgegangen, im Osten über dem Sdrinsnosee hob sich mit blassem Licht ein regnerischer Morgen. Es begann leise zu tröpfeln, weit her vom Baranner Moor kamen zahlreiche Schöfe Wildenten geflogen. Mit pfeifendem Flügelschlag sausten sie über das Dorf. Irgend-eine Störung mußte sie aus den Schlupfwinkeln losgemacht haben, in die sie sich am Tag vor dem Anallen der Gewehre, dem Dröhnen der Kanonen geflüchtet hatten. Und der alte Heurich, der in seiner Jugend ein Wildschütz gewesen war, begann aufzumerken... Vom Ostrande des Bruchs waren die ersten Schöfe gekommen, jetzt kamen sie aus der Mitte und eine Weile später aus Westen. Da weckte er seinen Rittmeister, der auf einer hölzernen Bank vor dem Dorftruge sich zu kurzer Ruhe ausgestreckt hatte, ein Bündel Heu unterm Kopf, und ramnte laut rufend zum Schützengraben hinauf: „Trompeter, blas' Alarm, die Russen kommen...“

Der dicke Hauptmann Haberland schnob ihn heftig an: „Was brüllst du so, alter Esel? Das seh' ich allein! Da vorn kommen sie zum letzten Bajonettangriff, aber ich werd's ihnen gründlich versalzen...“

„Nei, Herr Hauptmann,“ schrie er zurück, „auch durchs Moor sind sie gekommen, ich weiß es ganz genau...“

„Unsinn, können die Kerls vielleicht fliegen? ...“

Die Erde dröhnte von dumpfem Hufschlag, ein markererschütterndes Geheul kam aus Hunderten von rauhen Kehlen. Die Dorfstraße entlang und aus allen Gehöften quoll es, jagte heran wie ein Rudel hungriger Wölfe. Aus der dichten Schwarmreihe, die sich von der anderen Seite her gegen die Drahtverhaue in Lauffschritt setzte, kam Antwort. Ein gellendes Kommando, gleich danach ein zorniges Aufbrüllen, ähnlich wie das deutsche Hurra klang es, nur dumpfer.

Der Hauptmann Haberland sprang auf den Rand des Schützengrabens. Scharf wie ein Messer drang seine helle Stimme durch das Getöse.

„Jungens, es geht auf'n Rest, ein Hundsfoth, der Pardon nimmt. Die geraden Rotten kehrt! ... Schnellfeuer auf die Kavallerie, die ungeraden ruhig und langsam auf die Schwarmlinie vorn! ...“

Die Überraschung war zu plötzlich gekommen, das Feuer nach rückwärts plackerte nur. Die grauen Reiter auf ihren struppigen Gäulen waren im Sturm heran, ein wütendes Handgemenge entspann sich ... Lanze gegen Bajonett ... Pferde stürzten in den Graben, schlugen um sich, Kolben sausten auf frachende Schädel, Messer blitzten auf, kurze Aufschreie dazwischen, Mann rang gegen Mann.

Der Hauptmann Haberland hatte seinen Revolver verfeuert, einen Lanzenstich mit dem Säbel pariert und den Reiter aus dem Sattel gestochen. Ein blutjunges Bürschchen von Leutnant schrie ihn an: „Ergeben Sie sich, Herr Kamerad! Jeder Widerstand ist nutzlos! ...“

Er schrie zurück: „Der Deuwel ist Ihr Kamerad, Sie Mordbrenner!“ und schleuderte ihm den Revolver ins Gesicht. Einen Augenblick später warf er die Arme in die Luft, stürzte vornüber mit zerschmetterter Stirn, hatte keine Zeit mehr zu denken, wer nun eigentlich recht gehabt hatte, vorhin bei der Diskussion über die letzten Dinge dieser Welt, er oder der Rittmeister von Foucar ...

Der Graben lag gestrichen voll von blutenden und sterbenden Menschen, Feind und Freund durcheinander. Ein Häuflein Gefangener wurde zusammengetrieben. Es waren ihrer kaum zwanzig, die meisten verwundet. Der Führer der russischen Truppe, Rittmeister von Heidedorff, durchmusterte sie. Der, den er mit heißem Hasse suchte, war nicht darunter. Er entsann sich, daß er beim Hervorbrechen aus dem Dorfrande einen einzelnen deutschen Offizier gesehen hatte, der mit gezogenem Säbel gegen die anreitende Schwarmlinie rannte. Der war überritten und niedergeschlagen worden, aber er suchte ihn vergebens auf dem freien Gelände zwischen Schützengrabens und Dorf. Da ließ er dreißig Mann vom ersten Zuge abziehen, jedes einzelne Gehöft des kleinen Dorfes bis in den letzten Winkel durchforschen. Der Verwundete konnte doch nicht von der Erde verschluckt sein ...

Aus einem offenen Torweg sprengte ein deutscher Dragoner, vor sich im Sattel eine anscheinend leblose menschliche Gestalt. Einen Augenblick lang sah sich der Reiter um, dann schoß sein Gaul, ein prachtvoll gebauter Dunkelbrauner, wie ein von der Sehne ge-

schnellster Pfeil davon, die Dorfstraße entlang. Der Rittmeister von Heidedorff riß einem seiner Kerle den Karabiner aus der Hand, aber der Zorn verdarb ihm das ruhige Abkommen, die Kugeln piffen vorbei. Da schleuderte er die nutzlose Waffe mit einem Fluch zu Boden, stieß seinem Roß die Sporen in die Weichen und jagte dem Fliehenden nach. Von Minute zu Minute jedoch mußte er sehen, daß der Abstand sich immer mehr vergrößerte. Das da vorne war hochgezogenes, edles Blut, streckte sich willig unter doppelter Last, sein dürrer Klepper aber ein gewöhnlicher Mannschaftsgaul; derselbe noch, den er bei der schimpflichen Flucht aus Groß-Heinrichsdorf aufgegriffen hatte. Und wenn er den auch blutig spornte, seine mageren Rippen mit der flachen Klinge drosch — mehr, als in ihm war, konnte er nicht hergeben an Kraft. Da steckte Heidedorff nach einer Viertelstunde die Verfolgung auf. Mit Zorn und Ingrimim im Herzen, daß dem so glorreich gelungenen Überfall die letzte Krönung fehlte, die Gefangennahme des bitterlich gehaßten feindlichen Führers... Den Rückweg mußte er gar langsam reiten, denn seinem abgetriebenen Rößlein floß helles Blut aus den Nüstern, die Brust arbeitete wie ein Blasebalg — jeden Augenblick konnte es unter einem Lungenschlag zusammenbrechen, und er hätte zu Fuß laufen müssen... Erst ganz allmählich kehrte ihm die Freude wieder an dem errungenen Sieg. Und mit heißen Wangen dachte er an den Augenblick, wo er dem Kommandierenden General Meldung erstatten dürfte von seinem ver-

wegenen Reiterstücklein... „Ein Teufelskerl sind Sie, mein lieber Heidedorff,“ sagte der General, „und wer hat Ihnen diesen Weg durch das Baranner Moor verraten?“... „Ich selbst hab' ihn mir mühsam gesucht, Excellenz, schon vor Monaten. Aber, wenn ich mir gehorsamst gestatten darf, das ist nur ein bescheidener Anfang. Ich hoffe, unter Eurer Excellenz genialer Führung dem Vaterlande noch bessere Dienste zu leisten...“

Der alte Heurich hatte einen Blick rückwärts geworfen, er durfte langsamer reiten. Sein braver Hannoveraner hätte noch eine Stunde Galopp ausgehalten ohne ein nasses Haar an den Glanzen, aber er mußte Rücksicht auf seinen schwer getroffenen Rittmeister nehmen. Bei jedem Sprung rieselte ein neues Brünnelein roten Blutes aus dem klaffenden Hieb, der, den Scheitel entlang, über dem ganzen Kopfe saß bis weit ins Gesicht hinein. Wie „Hieb rechts vom Pferde“ sah es aus. Und der Getroffene lag regungslos, die Augen geschlossen. Die Nase wurde immer spitzer...

Da fing der Alte an zu barmen und zu beten: „Trautstes, liebes Härrgottchen, Du wirst mir meinen Härrn Rittmeister doch nicht so hundsgeheim stürben lassen? Wie soll ich vor unserem Annemariechen bestehen, wänn se mich fragt: ‚Heurich, so schlächt hast du aufgepaßt?‘...“ Und mitten im Beten suchte er mit tastendem Finger nach der Ader, aus der das pumpende Brünnelein spritzte. Wenn auch vom lieben Gott allein die Gnade kam, deswegen durfte der Mensch doch nicht die Hände untätig in den Schoß

legen... Und endlich hatte er an der Schläfe die richtige Stelle gefunden, wo er mit scharf eingesehtem Daumnagel den dahinfließenden Strom des Lebens aufhielt und hemmte, ihn zwang, wieder den Weg in den Körper zu suchen. Es war ja nicht das erstemal, daß er bei Mensch oder Tier spritzendes Blut zum Stehen brachte... Und er entsann sich, vor langen, langen Jahren hatte er schon einmal einen Schwerverwunden vor sich im Sattel gehalten. Den Leutnant Freiherrn von Stauenhofen von den Königsberger Kürassieren, bei jener Patrouille, die ihm das Eisene Kreuz eingebracht hatte... Nur diesmal trug er Schwerver, denn er dachte an den Kummer seiner jungen Herrin, die er als sechs- oder siebenjähriges Gissel zum erstenmal auf einen Pferderücken gehoben hatte. Und wieder eine Spanne Zeit weiter, als sie schon lange Kleider trug, pflegte sie seine scharlachkranken Enkelkinder, ohne der Gefahr eigener Ansteckung zu achten... So was vergaß sich nicht zwischen Herrschaft und Gesinde, und da mußte man sich bei gegebener Gelegenheit revanchieren...

Aber wohin jetzt mit dem Schwerverwundenen? Der mußte bald in ordentliche Pflege kommen, weit durfte er mit ihm nicht mehr reiten. Und in der Stadt war er nicht zu verstecken, da fanden ihn die Russen schon in der ersten Stunde... Aber wohin nur, wohin?... So rasch die Hände des Alten im Augenblicke der Gefahr zugriffen, so langsam arbeiteten seine Gedanken. Bis ihm plötzlich einfiel, daß er am gestrigen Spätnachmittag in der Schenke des

Arugwirtes Bubritzky unter vielem Grausigen auch etwas Erfreuliches gehört hatte. Von der Herrin des Gutes Marcinowen, dem groben Fräulein von Streit, das seinem Hofgesinde in einer dichten Schonung des Beldahner Waldes einen sicheren Zufluchtsort geschaffen hatte... Er konnte sich schon ungefähr denken, wo... Vor etwa achtzehn oder zwanzig Jahren hatte die Nonne einen Schlag Kiefern kahlgefressen von mehr als tausend Morgen. Da stand jetzt junger Nachwuchs, wie eine Bürste so dicht... Und er lenkte seinen Gaul von der Ordensburger Chaussee quer in den hochstämmigen Wald, bis hinter einem Seeauge sich hügeliges Gelände hob, mit undurchdringlicher Kiefern Schonung bestanden. Hinter einem der Hügel stieg eine feine Rauchsäule mit leichten blauen Wirbeln in die nach dem Morgenregen doppelt klare und weitsichtige Luft. Da wußte er, wohin er zu reiten hatte. Zugleich aber nahm er sich vor, dem Fräulein von Streit mit allem schuldigen Respekt eine Vorlesung zu halten, wie man ein Feuer anzumachen und zu nähren hatte, ohne daß sich über Baumwipfeln verräterischer Rauch entwickelte...

Der Rittmeister von Heidedorff hatte die letzten paar hundert Schritte sein versagendes Röhllein am Zügel führen müssen, sonst wäre es unter ihm zusammengebrochen. Er befahl einem Dragoner, es zu tränken und gründlich mit rauhem Strohwisch zu reiben, damit es sich wieder erholte, und eilte laufend einem Kreise berittener Offiziere zu, in dessen Mitte

der Kommandierende General, Graf Variatinskij, auf einem tadellos gebauten englischen Jagdpferde hielt. Dicht hinter ihm der dicke Graf Schuwalow mit einer Zigarette zwischen den — wie es Seidedorff scheinen wollte — mokant lächelnden Lippen. Vor dem Gaul des Generals, Kopf an Kopf, stand ein struppiges Dragonerpferd, im Sattel die schwächliche Gestalt des prinziplichen Regimentskommandeurs. Aber nicht geschniegelt und wie aus dem Ei geschält war er wie sonst, sondern in nasser und von oben bis unten mit moorigem Schlamm bedeckter Uniform. Neben ihm, rechts und links, hielten in ähnlicher Aufmachung der Regimentsadjutant Tzapfa und der Leutnant Opalkin.

Der General schien am Schlusse einer feierlichen Rede zu sein. Er sprach mit weithin schallender Stimme:

„... Und so beglückwünsche ich Eure Großfürstliche Hoheit aus vollem Herzen zu dieser neuen Waffentat. Sie reiht sich glorreich dem Siege an, den Hoheit am gestrigen Morgen in Groß-Heinrichsdorf über einen weit überlegenen Feind davongetragen haben. Er mußte geschlagen das Feld räumen, während Eure Großfürstliche Hoheit Höchsthren Truppen in genialem Erfassen der strategischen Lage denjenigen Platz anwiesen, der jetzt diesen so hochbedeutsamen taktischen Erfolg vorbereitete. Dankerfüllten Herzens beuge ich mich dieser höheren Einsicht, gestehe offen, daß ich mit beschränktem Verstande einen Durchbruch dieser gewaltigen Stellung nur mit dem Einsatz starker Opfer für möglich hielt. Eure Großfürstliche Hoheit haben mich eines Besseren belehrt, und jubelnd breche ich in die Worte aus: Der

alte Feldherrngeist des erhabenen Hauses Romanow lebt noch, dem Himmel und der heiligen Mutter Gottes sei Dank! Ich schätze es mir zur Ehre, Eurer Großfürstlichen Hoheit von meiner Brust das Georgskreuz überreichen zu dürfen, das ich mir vor zehn Jahren im fernen Osten unter unserem glorreichen Führer General von Rennenkampff verdiente. Auf meinen untertänigsten Bericht hin wird unser allergnädigster Herr, der Zar, zu diesem schlichten Zeichen der Tapferkeit sicher noch eine andere, glänzende Auszeichnung auf die junge Heldenbrust Eurer Großfürstlichen Hoheit heften. Ich aber reiße meinen Säbel aus der Scheide und rufe mit übervollem Herzen: Unser allerhöchster Kriegsherr, der erhabene Zar, hurra, hurra, hurra! ...“

Der Ruf pflanzte sich vom Kreise der Offiziere zu den aufmarschierenden Truppen fort, das Musikkorps eines Infanterieregiments intonierte die Zarenhymne. Feierlich zogen die getragenen Akkorde über das blutgetränkte Feld, Tausende von Männerkehlen sangen den Text ...

Der Rittmeister von Seidedorff stand wie in einer Erstarrung, er wollte schreien, aber die Stimme versagte ihm den Dienst. Während er hinter seinem verwundeten Feinde herjagte, hatte dieser kleine Prinz ihm die Siegespalme gestohlen! ... Er sah sich wirr um, erblickte das höhnisch lächelnde Gesicht des Leutnants Opalkin, und da erfaßte er den Zusammenhang. Wie ein wildes Tier brüllte er auf, stürzte sich vorwärts und riß den Laffen aus dem Sattel. Schlug blindlings zu, wohin er traf: „Du Hund hast mich verraten! Hast gehorcht, wie ich mit dem Hauptmann Zepetnikoff mich

besprach. Ich führe zweihundert Menschen durch Not und Tod und Gefahr zum Sieg, und so ein belämmertes Hasenfuß von Prinz heimst die Ehren ein?"

Der Rittmeister Jergunow riß ihn am Kragen in die Höhe und preßte ihm die breite Hand auf den Mund. Aber noch ein paar andere Offiziere aus dem Gefolge des Generals mußten aus dem Sattel springen, um den Rasenden zu bändigen. Erst als sein unsinniger Zorn sich in einem ohnmächtigen Tränenstrom entlud, gelang es, den Rittmeister von Heidedorff zu einer Bank vor einem der letzten Häuser zu führen. Da saß er und stierte stumpfsinnig vor sich hin. Die Offiziere, die ihn hingebacht hatten, waren wie von einem Ausläufigen fortgetreten, er saß ganz allein... Noch eine kurze Weile, und das Kriegsgericht wurde berufen. Tätlicher Angriff auf einen Kameraden, schwere Beschimpfung eines direkten Vorgesetzten vor versammeltem Offizierkorps und unter Waffen stehender Mannschaft... Das Urteil konnte er sich denken. Epaulettes herunter, an die Mauer gestellt und sechs Mann seiner eigenen Schwadron mit geladenen Karabinern auf zehn Schritt Entfernung. Der Leutnant Opalkin kommandierte Feuer... Das war das Ende seines Traumes von Sieg und Ruhm...

Ein kleiner, dicker Herr in Oberstenuniform, mit der ewigen Pappros im Munde, schlenderte langsam herbei und legte ihm mitleidig die Hand auf die Schulter.

„Na, Sie dummes, kleines Deutscherchen, haben Sie jetzt gesehen, wie man bei uns in Rußland ‚aus eigener Kraft‘ Karriere macht?“

Er stöhnte auf:

„Es ist bald damit vorbei!...“

Der Graf Schumalow lächelte.

„Gott bewahre! So viel tüchtige Offiziere haben wir nicht, um sie wegen... na also, wegen einer vorübergehenden Geistesstörung zu kassieren. Der Korpsarzt wird Sie nachher untersuchen, und — verlassen Sie sich darauf — er wird feststellen, Sie sind ein paar Augenblicke verrückt gewesen. Haben unter der unbegreiflichen Zwangsvorstellung gehandelt, Sie hätten die feindliche Sperre erobert, während in Wirklichkeit das Verdienst ausschließlich Seiner Großfürstlichen Hoheit zukommt!... Im übrigen habe ich Grund zu der Annahme, der General Variatinsky wird Sie bald nach Ihrer Wiederherstellung auf einen Posten in seiner nächsten Umgebung berufen. Und Prinz Pawel läßt Sie grüßen... Ich habe ihm nämlich einen Wiß erzählt. Wie der Fürst Dolgorucki bei mir einen Bären schoß, den ein paar Stunden vorher einer meiner Förster erlegt hatte. Der Förster, so sagte ich, wollte damals auch aufbegehren, aber ich fuhr ihn an: ‚Du dummes deutsches Luder, verstehst du nicht, daß nur den Fürsten die Bärenhaut gehört, wenn sie auf die Jagd gehen? Und wie darfst du dich erfreuen, zu behaupten, der Bär wäre schon tot gewesen? Vielleicht ist er aus Respekt wieder lebendig geworden!‘... Da geruhten Seine Großfürstliche Hoheit zu lächeln, weil sie vielleicht befürchteten, ich könnte einen ähnlichen, aber auf militärisches Gebiet übertragenen Wiß Höchstherrn Vetter Nikolai Nikolajewitsch erzählen... Und im Anschluß

an dieses verständnisvolle Lächeln hatten Großfürsliche Hoheit die Gnade, Ihnen, lieber Herr Rittmeister, gute Besserung zu wünschen . . .“

Egon von Heidedorff schluckte in einem Stoß des Nachschluchzens auf.

„Herr Graf, wie soll ich Ihnen danken? . . . Ich müßte mich eigentlich ja selbst richten wegen der entsetzlichen Disziplinlosigkeit, die ich begangen habe . . . Und das alles ist so schimpflich, so trostlos schimpflich . . .“

Der dicke Graf Schuwalow nickte gleichmütig:

„Sehr richtig! Aber wir haben im Russischen — Gott sei Dank — ein Trostwort für solche beklagenswerten Zustände: Nitschewo! Damit werden wir noch eine ganze Weile durchhalten, bis wir mit einem Male wieder vor dem Abgrunde stehen. Die große Mutter Rußland wird entsetzt innehalten: Wofür schicke ich eigentlich meine Söhne in den Tod? . . . Was haben mir denn die Deutschen getan, daß ich gegen sie Krieg führen soll? Und ist es nicht besser, von einem Tüchtigeren zu lernen, statt ihn zu erschlagen? . . . Ich aber für meine Person, lieber Rittmeister, ich sage Ihnen, wir gehen Zeiten entgegen, wie sie unser Vaterland noch nicht gesehen hat. Eine Sintflut von rotem Menschenblut wird sich über die Erde ergießen, von der deutschen Mauer abprallen und wieder zurückfluten in russisches Land . . . Vieles wird darin ersaufen, vielleicht auch eine Kaiserkrone . . . Ich sehe einen kleinen Schwächling auf schmaler Treppe klettern bis zur höchsten Zinne einer festen Burg. Aber die rote Flut nagt an ihren Grundmauern, sie stürzt zusammen . . .“

Der dicke Graf Schuwalow steckte sich eine neue Zigarette an, sah mit einem trüben Lächeln in den regnerischen Morgen.

„Für heute wenigstens haben wir — dank der glorreichen Waffentat des Prinzen Pawel — die Aussicht, in dem deutschen Städtchen Ordensburg bequeme Quartiere zu finden. Ich entsinne mich, in dem Hotel zum Königlichen Hof gibt es ein ganz vorzügliches Glas Bier . . . Und was ich Ihnen eben vorphantasierte über die Zukunft Rußlands — Sie wissen ja, lieber Heidedorff — nichts wirkt ansteckender als die Gesellschaft eines Berrückten! Wenn Sie wieder geistig gesund sind, haben Sie meine Worte hoffentlich vergessen — — —“

Der Bauer Sparka aus dem Dorfe Barannen war der erste, der die Trauerbotschaft vom Fall der Neuendorfer Verteidigungsstellung in das Städtchen Ordensburg brachte. Er saß auf einem mit Betten und allerhand dürftigem Hausrat bepackten Wagen und drosch unbarmherzig auf die kleinen Gäule ein. Sein Weib saß neben ihm, sinnlose Angst in den Augen.

Die beiden Landsturmmänner auf der Flußbrücke schrien Halt, streckten die Gewehre vor. Er schrie zurück: „Seid ihr verrückt geworden? In zehn Minuten sind die Russen da... Alle Unsrigen sind vor Neuendorf totgeschlagen, durchs Bruch ist die Bande gekommen von hinten herum.“ Die Posten gaben den Weg frei, der Wagen donnerte über den hölzernen Brückenbelag. Und hinter ihm kamen noch viele. Auch zu Fuß rennen des Volk, die Augen vorgequollen, den letzten Hauch Atem unter den Rippen... Sie stürzten zu Boden, rafften sich wieder auf, taumelten weiter...

Gellendes Geschrei jagte durch die Gassen, Fenster wurden aufgerissen, aus dem Schlaf gestörte Menschen blickten hinaus, riefen Fragen, auf die sie keine Antwort bekamen. Die große Kirchenglocke läutete Sturm, auf dem Marktplatz staute sich die Menge der Flüchtenden. Von der Terrasse des Hotels zum königlichen Hofe schrie der Bürgermeister, es sei kein Grund zur Angst,

die Leute sollten Mut fassen und sich beruhigen. Aber niemand hörte auf ihn. Von der Flußbrücke her knatterten Schüsse. Die Menge wälzte sich zum Bahnhofe. Aber der unter Dampf stehende letzte Rettungszug war längst überfüllt, rollte davon. Auf den Wagendächern hockten halbbedeckte Menschen, klammerten sich an die Trittbretter, saßen auf den Puffern. Die Zurückbleibenden starrten ihnen mit Neid und Verzweiflung nach.

Ein Trupp Kasaken jagte die Hauptstraße entlang, feuerte nach rechts und links, sobald sich an den Fenstern ein Menschengesicht blicken ließ. Infanterie kam danach, verteilte sich in langer Reihe, den Rücken zur Straße, die Front zu den Häusern. Es folgte ein Trupp von berittenen Offizieren in ordengeschmückten Uniformen, an der Spitze ein General neben einem schwächlichen jungen Herrn, auf dessen linker Brust ein blühender Stern saß.

Eine kleine Schar besonnener Bürger hatte sich unter Führung des Stadtoberhauptes vor dem Kriegerdenkmal aufgestellt. Der Landrat von Döhlau war zu ihnen getreten. Zuletzt kam der greise Pfarrer Stury. Das alte Männlein lag schon seit Tagen mit einer bösen Grippe zu Bett, aber es hatte sich aufgerafft, um in der Stunde der Gefahr neben seiner Gemeinde zu stehen.

Der General Variatinsky trieb sein schnittiges englisches Jagdpferd einen Schritt vorwärts. Er sprach Deutsch:

„Wer von Ihnen, meine Herren, ist befugt, mit mir über diese Stadt und ihren Umkreis verantwortlich zu verhandeln?“

Der Bürgermeister Wessollek trat vor.

„Für die Stadt ich, Herr General. Für den Kreis — hier, Herr Landrat von Döhlau!“

„Gut, meine Herren! Ist es Ihnen bekannt, daß man mir bei der Besetzung der Stadt militärischen Widerstand geleistet hat?“

Der rundliche Bürgermeister blickte furchtlos in die Höhe.

„Dieser Widerstand ist von uns nicht organisiert worden, Herr General. Aber ich sehe zu meinem Bedauern, daß er seinen Zweck nicht erfüllt hat. Sie sitzen leider noch immer im Sattel!“

Dem Prinzen stieg die Zornröte ins Gesicht.

„Wozu noch lange verhandeln, Exzellenz? Lassen Sie diese frechen Hunde doch kurzerhand aufknüpfen!“

Jetzt schwoll dem Landrat von Döhlau eine dicke Ader auf der Stirn. Er schob sich vor.

„Wahren Sie Ihre Zunge, junger Mann! Hier stehen feine Hunde, sondern aufrechte deutsche Bürger. Wehe Ihnen, wenn uns auch nur ein Haar auf dem Kopfe gekrümmt wird! Und — verlassen Sie sich drauf — Sie sind der erste, den mein allergnädigster Kaiser und Herr im Wiedervergeltungsverfahren hängen läßt, wenn er nach siegreichem Feldzug im Westen sich gegen Sie wendet!“

Prinz Pawel tastete nach seinem Säbel, der General hob begütigend die Hand.

„Meine Herren,“ sagte er, „Sie führen eine Sprache, die mit den tatsächlichen Verhältnissen wenig in Einklang steht. Ich will das Ihrer Erregung zugute halten,

verbitte mir aber energisch jede weitere ähnliche Äußerung. Und jetzt, Rittmeister von Heidedorff, lesen Sie, was ich im Auftrage meines erhabenen Herrschers der Bewohnerschaft des von mir eroberten Landstriches zu sagen habe!“

Ein dreimaliger dumpfer Trommelwirbel erscholl, der Rittmeister von Heidedorff ritt in die Mitte des Kreises, entfaltete einen Bogen Papier und las mit weithin schallender Stimme.

„An die Behörden und Bürger der Stadt Ordensburg! Der erhabene Selbstherrscher aller Reußen hat dem deutschen Volke nach unerträglicher Herausforderung den Krieg erklären müssen. Er ist fest entschlossen, die Waffen nicht eher aus der Hand zu legen, bis die Macht des deutschen Militarismus gebrochen, diese ewige Bedrohung des Völkerfriedens aus der Welt geschafft ist. Rußland ist großmütig und friedliebend, unter seinem Schutze wird das deutsche Volk zu der stillen kulturellen Arbeit wiederkehren, die seine Aufgabe ist.

Mein allergnädigster Herr, der Zar, hat befohlen, diesen Krieg mit der Humanität und Ritterlichkeit zu führen, welche die russische Armee auszeichnet. Euer Hab und Gut sind uns unantastbar. Privatpersonen, die sich unseren Verordnungen willig fügen, unverletzlich. Jeder offene und geheime Widerstand aber wird rücksichtslos gebrochen werden.

Die Stadt Ordensburg mit dem dazugehörigen Landkreis steht von dieser Stunde an unter russischem Geseß und russischer Herrschaft. Ich ergreife von ihnen Besitz kraft der Gewalt und des Rechtes des Erobernden

Schwertes. Nähere Bestimmungen für das Verhalten der Bürgerschaft werden von mir durch Maueranschlag bekanntgegeben werden.

Der Kommandierende General des 10. Armeekorps, General der Kavallerie Graf Variatinskij.

Die Verlesung war zu Ende, dreimaliger Trommelwirbel bezeichnete ihren Schluß. Die Stadtväter vor dem Kriegerdenkmal standen in finsternem Schweigen. Hinter ihnen drängte sich in ratloser Bestürzung eine von Minute zu Minute anschwellende Menge.

Der Superintendent Stury trat vor. Des sonst so milden und besonnenen alten Herrn hatte sich eine gewaltige Erregung bemächtigt.

„So viel Worte, so viel Lügen,“ rief er in heiligem Zorn. „Wir lebten friedlich. Eure ständigen Bedrohungen haben uns das Schwert in die Hand gedrückt! Und Ihre Humanität und Ritterlichkeit, Herr General? . . . Amtsbrüder haben mir berichtet, wie eine Horde aus der Hölle entsprungener Teufel haben Ihre Soldaten in den Grenzdörfern gehaßt . . .“

Der Graf Variatinskij verlor die Geduld. Er winkte kurz mit der Hand. Drei Soldaten stürzten sich auf den greisen Pfarrherrn. Der Landrat von Döhlau warf sich dazwischen, ein Kolbenstoß vor die Brust streckte ihn zu Boden. Aus der Menge kam dumpfes Murren. Der General hob sich in den Steigbügeln, seine Stimme klang schneidend.

„Rittmeister Schlapotschnik, den alten Schwäher mit seinem Verteidiger in Arrest! Ein Zug Kasaken säubert den Platz da von dem unbotmäßigen Gesindel . . .“

„Zu Befehl, Erzellenz.“

Die Menge stob vor der in Linie anreitenden Truppe auseinander. Klingen blühten in der Luft, angstvolle Schreie gellten auf . . .

Graf Variatinskij wandte sich mit finsternem Gesicht zu dem Oberhaupt der Stadt.

„Herr Bürgermeister, ich sehe zu meinem Bedauern, meine wohlwollenden Worte sind auf unfruchtbaren Boden gefallen. Ich bemerke Ihnen daher, ich kann auch anders! Bei jedem Versuche neuer Widersehllichkeit wird der Stadt eine schwere Kontribution auferlegt. Die Schuldigen lasse ich hängen. Ich fordere Sie nunmehr auf, für Ihre Person und zugleich für die Einwohner dieser Stadt meinem erhabenen Herrn, dem Zaren, den Treueid zu leisten!“

Der Bürgermeister Wessollek atmete tief auf, dann schüttelte er den Kopf.

„Erzellenz, das kann ich nicht! Solange mein König mich von dem ihm geschworenen Eid nicht entbindet, kann ich keinem anderen Herrn die Treue geloben. Ich bitte, mich wegen dieses Widerstandes nur persönlich zu richten, ihn nicht die schuldlose Bürgerschaft entgelten zu lassen. Sollten aber Erzellenz die Gründe meiner Weigerung anerkennen, so bin ich gern bereit, in Stadt und Kreis für Ordnung zu sorgen, bis Sie, Herr General, mit Ihren Truppen wieder nach Rußland geworfen sind.“

Graf Variatinskij zog lächelnd den mit grauen Fäden geprenkelten Spizbart durch die wohlgepflegte Hand.

„Ich verstehe, Herr Bürgermeister, Sie wollen genötigt werden. Verlassen Sie sich auf mein Wort, dies

ganze Land hier und noch ein ganzes Ende dazu ist heute russisch geworden und bleibt es für ewige Zeiten. Falls Sie den verlangten Eid leisten, verspreche ich Ihnen einen erhöhten Platz in der Verwaltung. Wenn nicht, werden Sie in einer halben Stunde erschossen.“

Der Bürgermeister sah dem vor ihm haltenden Offizier fest ins Gesicht.

„Erzellenz, ich habe meinen Worten von vorhin nichts hinzuzufügen noch was wegzunehmen. Vielleicht denken Sie darüber nach, ob sich's mit 'nem anständigen Menschen nicht besser regiert als mit einem treubruchigen Lumpen! Sollten Sie solchen Erwägungen nicht zugänglich sein, ersuche ich Sie, mit mir zu verfahren, wie Sie's vor Ihrem Gewissen und den tönenden Phrasen Ihrer Proklamation verantworten können!“

Der General neigte seine elegante Reiterfigur leicht nach vorn.

„Alle Achtung, Herr Bürgermeister, aber Sie haben gewählt!“

Er wandte sich im Sattel:

„Rittmeister Schlapotschnik!“

„Erzellenz?“

„Auch diesen Herrn in Arrest. Nach einer Stunde ist er mir wieder vorzuführen. Ich werde dann über ihn befinden.“

„Zu Befehl, Erzellenz.“

Durch die Reihe der Stadtväter drängte sich eine dicke, ältliche Frau. Der Beigeordnete Wrobel wollte sie zurückhalten, sie riß sich los und stürzte vorwärts. Graf Variatinsky ließ unwillkürlich seinen Gaul ein paar

Schritte zurückgehen. Weiberszenen waren ihm unsagbar widerwärtig...

„Madame,“ rief er schroff, „versuchen Sie, bitte, keine Attacke auf meine Gutmütigkeit! Ihr Herr Gemahl hat sein Schicksal selbst in der Hand, um Gnade betteln hilft da nichts.“

Frau Bessollet strich sich eine graue Haarsträhne aus dem verweinten Gesicht.

„Was meinen Sie, Herr General? Um Gnade betteln? ... Den Rücken stärken wollt' ich meinem Mann, daß er nicht aus Angst um mich vielleicht nachgibt. Ich bin ein altes Weib, an mir ist nicht viel gelegen, und er soll wissen: Wenn Sie ihn morden lassen, braucht er im Jenseits auf mich nicht lange zu warten, ich folg' ihm in derselben Minute nach. Und ich hab' drei Jungens im Feld, Herr General! Verlassen Sie sich drauf, einer davon wird Sie zu finden wissen...“

Der Bürgermeister hatte sich mit übermenschlicher Kraft von den ihn haltenden Soldatenfäusten losgemacht. Die beiden Kerle wollten wieder zupacken, aber der Herr General hob die Hand: „Nasád, zurück...“

Und er sah mit einem seltsamen Zwinfern um die Augen zu, wie die beiden Ehegatten für diese Zeitlichkeit voneinander Abschied nahmen. Eigentlich war es ein komischer Anblick, wie die dicken Menschen sich umarmten und küßten. Und als die rundliche Frau Bürgermeister mit kurzem Aufschluchzen von dannen ging, ohne sich noch einmal umzusehen, hing ihr ein gelöster falscher Zopf über dem Rücken. Aber der Teufel mochte darüber lachen...

Der Graf Variatinskij räusperte sich leicht und wandte sich zu den in enger Gruppe stehenden Stadtvätern.

„Meine Herren, auch Ihnen gebe ich eine Stunde Zeit zur Überlegung. Wählen Sie aus Ihrer Mitte einen neuen Bürgermeister, der meine Forderung erfüllt! Sie werden diese Wahl unter militärischer Bewachung in Ihrem Rathause vornehmen. Sollten Sie sich in der angegebenen Zeit nicht einigen können, werde ich mir erlauben, die Hälfte von Ihnen wegen schwerer Widerseßlichkeit erschießen zu lassen. Rittmeister Schlapotschnik, haben Sie die Liebenswürdigkeit, die Herren nach dem Rathause zu geleiten!...“

„Zu Befehl, Excellenz!“

Die Reiter stiegen aus dem Sattel und gingen zu Fuß nach dem auf der anderen Seite des Marktplazes liegenden Hotel zum Königlichen Hof hinüber. Der General tippte seinem Freunde Schuwalow auf die Schulter.

„Sascha, eine Papyros, bitte...“

„Der Graf holte seine schwere Dose aus der Rocktasche. „Da... hier! Und willst du diese armen Teufel wirklich erschießen lassen?“

Der General zuckte mit den Achseln.

„Soll ich mich vielleicht wegen übertriebener Milde vom Großfürsten Nikolai maßregeln lassen? Du warst doch dabei, wie er sagte: „Meine Herren, ich pfeife auf das sogenannte Völkerrecht! Allzu grobe Ausschreitungen sind im Interesse der Disziplin des eigenen Heeres zu verhindern. Im übrigen aber: Die Einverleibung neuer Provinzen geht um so leichter vorstatten,

je mehr widerstrebende Elemente man gleich bei der Eroberung beseitigt.“

„Na ja, aber gleich totschießen? Wir haben doch — Gott sei Dank — Sibirien!“

Graf Variatinskij tat einen tiefen, die Lungen füllenden Zug.

„Mein Lieber, ich weiß nicht, was humaner ist. Der kurze Weg ins Jenseits — an die Mauer, fertig, Feuer! — oder ein langsamer Etappentransport quer durchs heilige Rußland nach — sagen wir mal — Turuchomsk?...“

Herr Kurowski, der dicke Wirt des Königlichen Hofes, stand auf seiner Veranda und begrüßte die ungebetenen Gäste mit tiefer Verneigung. Das war sein Geschäft, was er innerlich dachte, Privatsache. Aber er beschloß, sich mit der Bewirtung Mühe zu geben. Sattede Bäuche waren weniger blutdürstig als hungrige... .

Der Adjutant des Prinzen, Leutnant Czapska, nahm ihn vertraulich beiseite und sprach in seinem stark sarmatisch gefärbten Deutsch: „Cherr Wiert, mache h'aufmerksam, unter Gästen eine Grossfierißliche Cho'eit. Prinz Pawel Alexandrowitsch... serr nahe... h'also ich weiß nicht in deutsch... serr nahe von russische Kaiser.“

Herr Kurowski verneigte sich von neuem, aber noch tiefer als vorhin.

„Herr Rittmeister dürfen überzeugt sein, daß ich diese außerordentliche Ehre zu schätzen weiß...“

Leutnant Czapska klopfte ihm wohlwollend auf die rundliche Schulter.

„Noch nicht Rittmeister, abber choffe bald. Prienz zu mich serr gneddig... S'aber jek aufpassen, attention!

Zuerst eine Bad! In Grajewo keine Gelegenheit, und Grossfierstliche Cho'eit gewöhnt, miendestens alle vierzehn Tage baden...“

Herr Kurowski verneigte sich respektvoll.

„So hatte ich den Herrn Prinzen gleich beim ersten Anblick eingeschätzt! Nach dem Bad natürlich ein opulentes Frühstück... Hors d'oeuvre, Mockturtle in Tassen, einen wunderbaren Rehrücken, Butter und Käse...“

Herr Leutnant Czapka wehrte ab.

„Nicht Kese! Cho'eit lieben besser Torte... siehe Torte! Und zu Bedienung h'eine anständige, miebsche junge Dame aus gute Familie. Nurr sie mießen sie saggen, wenn Cho'eit zärtlich werden... h'also, Sie verstönn mier...“

Herr Kurowski, der die Ordensburger Lateinschule bis zur Unterprima besucht hatte, um dann das einträgliche väterliche Geschäft zu übernehmen, verzog das wohlgenährte Gesicht zu einem breiten Lächeln.

„Verstehe vollkommen, Herr Rittmeister. Auch Napoleon liebte es, die Pause zwischen zwei Schlachten mit anmutigen jungen Damen zu verändeln. Aber ich möchte doch gehorsamst bemerken, ich wasche meine Hände in Unschuld. Wenn nachher ein Malheur passiert, so im Stil von Judith und Holofernes... unsere jungen Damen hier sind nämlich von patriotischer Begeisterung entflammt...“

Herr Leutnant Czapka hob entsetzt die Hände.

„Um Gottes vielen! Dann Grossfierstliche Cho'eit lieber auf diese Dessert verziechten! Aber iew noch

sagge, h'alles wierd bar bezahlt, mit Geld — niecht mit Requisition. Nur iew natierlich Prozente...“

„Aber selbstverständlich, Herr Leutnant, selbstverständlich! Ich schlag' dann fünfundzwanzig Prozent auf die Rechnung drauf...“

Herr Czapka tippte sich mit dem Zeigefinger gegen die Stirn.

„Dume Brudder Deutscher, fuffzig! Grossfierstliche Cho'eit hat mehr Geld wie du und iew...“

Die neuen Geschäftsfreunde schüttelten sich verständnisinnig die Hand, Herr Kurowski ging schmunzelnd in die inneren Räume seines Hotels. Er hatte ein gutes Werk getan, als er listigerweise dem Adjutanten vor den deutschen jungen Mädchen das Gruseln beibrachte. Und für die fünfzig Prozent Aufschlag gedachte er deutschen Sekt zu liefern, an Stelle des teuren französischen. Das gab auch auf seiner Seite einen hübschen Verdienst. Nur in einem Punkte stimmte seine Rechnung nicht. Er wußte nicht, daß Herr Leutnant Czapka fest entschlossen war, jedesmal einen geladenen Revolver auf den Tisch zu legen, wenn er sich in Feindesland Rechnungen ohne Zahlung quittieren ließ — — —

Egon von Heidedorff ritt die Hauptstraße des Städtchens entlang zu seinem Quartier. Eine vor dem sogenannten Deutschen Tor liegende kleine Villa sollte es sein, von einem großen Obstgarten umgeben. Sein Bursche war schon mit dem Koffer voraus. Er freute sich darauf, nach gründlicher Waschung die Uniform wechseln zu können. Von dem nächtlichen Ritt durch das Baranner Moor war sie mit schwärzlicher Schlammkruste bedeckt, er sah aus wie ein schmutziger Torfarbeiter. Nur der Gaul, den er zwischen den Schenkeln hatte, war blank gepuht, trug ein krachend neues Sattelzeug. Ein geradezu herrlich gebauter irischer Fuchswallach war es, mit einer tiefen Brust wie ein Löwe und Beinen aus Stahl. Er kannte ihn seit mehr als einem Jahr; bei dem Zusammenstoß mit dem Rittmeister von Foucar in den Dombrowker Bergen hatte er ihn zuerst gesehen. Und mit einem freudigen Aufschrei hatte er ihn begrüßt, als er die in Neuendorf erbeuteten Gänse der deutschen Schwadron durchmusterte... Der Fuchswallach ging noch ein wenig unwillig unter dem neuen Reiter, aber wenn man ihm den Hals klopfte und in deutscher Sprache gut zuredete, beruhigte er sich. Und immer seltener wurden seine Versuche, den ungewohnten Fremden durch plötzliches Steigen oder Boden aus dem Sattel zu werfen.

Der Rittmeister hätte allen Grund gehabt, mit der Wendung, die sein Schicksal genommen hatte, zufrieden zu sein, aber es war etwas dabei, was ihn stieß und niederdrückte. Kaum eine Stunde hatte seine „plötzliche Geistesstörung“ gedauert, dann war er zum Kommandierenden General befohlen worden...

„Sie sind ja ein ganz toller Draufgänger,“ hatte der hohe Herr gesagt, „und hätte mein alter Freund, Graf Schuwalow, sich für Sie nicht so nachdrücklich ins Zeug gelegt... also gut, bedanken Sie sich bei ihm! Und jetzt erzählen Sie mal! Weshalb sind Sie Ihrem Leutnant Opalkin so zornig an den Hals gefahren?“

„Wahrheit, Exzellenz,“ hatte er, straff aufgerichtet, gefragt, „oder eine für den Prinzen angenehm gefärbte Darstellung?“

Der Graf Variatinsky, der nicht nur ein tüchtiger General, sondern auch ein geschmeidiger Hofmann war, hatte gelächelt.

„Die Wahrheit, die Sie sich einbilden, mein lieber Rittmeister von Heidedorff!“

Da hatte er einen schonungslosen Bericht geliefert. Von dem Augenblicke, in dem der nach schwerem Trunk verjammerte Kommandeur vor die Front seines Regiments ritt, bis zu der schimpflichen Niederlage in Groß-Heinrichsdorf. Und wie er danach in aller Heimlichkeit sich mit seinen braven Dragonern darangemacht hätte, die Scharte wieder auszuweichen. Während der Prinz mit den anderen Offizieren des Regiments in seinem Zelte zechte, hätte er sich mit dem Hauptmann Zepetnikoff vom 84. Regiment, dem Führer der vor-

dersten Sturmkolonne, zu gemeinschaftlichem Angriff im ersten Morgengrauen verabredet. Er schilderte lebhaft den gefährlichen Weg durch Moor und Bruch, die jubelnde Freude des gelungenen Überfalles und danach den rasenden Zorn, der ihn erfaßte, als er sehen mußte, daß ein anderer den Lohn seiner Arbeit ernten sollte . . .

Der Herr General hatte aufmerksam zugehört und zog den ergrauenden Spitzbart durch die wohlgepflegte Hand, an der ein kostbarer Brillantring funkelte.

„Ihr Balten seid eine komische Nation! Und wenn ihr euch auch noch so viel Mühe gebt, Russen zu werden, den Deutschen in euch werdet ihr nicht los! Überall müßt ihr eure Nase hineinstecken, in Dinge, die euch nichts angehen. Was zum Beispiel ging es Sie, mein Lieber, an, ob die feindliche Stellung vor uns ein paar Stunden früher eingedrückt wurde oder später?“

„Erzellenz, es handelte sich um die Ehre meines Regiments!“

„Ah bah . . . die Ehre der Ingermanländischen Dragoner war längst wiederhergestellt durch den Bericht, den Seine Großfürstliche Hoheit mir über das siegreiche Treffen vor Groß-Heinrichsdorf geliefert hatten. Sie werden selbstverständlich den Prinzen um Entschuldigung bitten . . .“

Heidedorff atmete tief auf nach kurzem Schwanke.

„Sehr wohl, Erzellenz . . .“

„Schön, und dann will ich noch einmal Gnade für Recht ergehen lassen. Ich enthebe Sie von dem Kommando Ihrer Schwadron und versetze Sie in meinen Stab. Da kann Ihr deutsches Empfinden sich austoben.

Ich habe den Korpsintendanten im Verdacht, er stiehlt wie ein Rabe. Sie werden die Rechnungen kontrollieren und mir wahrheitsgetreuen Bericht erstatten. Verstanden?“

„Zu Befehl, Erzellenz.“

Er hatte dem gnädigen Vorgesetzten die Hand küssen dürfen und war mit dankerfülltem Herzen gegangen, dem Prinzen seinen Entschuldigungsvers aufzusagen. Das war ein ekelhafter Augenblick gewesen, denn das Bürschlein, das beim Umkleiden war, hatte kaum aufgeblüht, als er um Verzeihung für ungeziemliche Achtungsverletzung bat. Und jetzt stieß es ihn mächtig, daß er aus Angst vor Strafe seine aufrechte Überzeugung verleugnet hatte. Unwillkürlich verglich er die eigene Schlappheit mit der todesmutigen Haltung der schlichten deutschen Bürger dieser Stadt, die lieber das Ärgste erlitten, als daß sie den steifen Nacken vor entwürdigender Zumutung beugten . . . Da wollte es ihm scheinen, als wäre er von dem General zu Unrecht des Besitzes deutscher Charaktereigenschaften geziehen worden. Deutsch wäre es wohl gewesen, frei zu bekennen: „Ich habe mich verfehlt, erwarte die mir zukommende Strafe.“ Vielleicht wäre er auch damit glimpflich davongekommen, während er jetzt das beschämende Gefühl hatte, als sei er mit gekrümmtem Rücken durch ein niedriges Hintertürchen gekrochen.

Aber freilich, wenn er darauf bestanden hätte, daß ein Kriegsgericht über sein Vergehen befand . . . da konnte er sich schon vorher denken, wie seine Zeugen umknippten. Auf der anderen Seite stand doch ein

kaiserlicher Prinz, wie durfte man da seine ungeschminkte Meinung sagen? Man kniff die Ohren an und dachte sich, was liegt an dem einen Fall?... Nitschewo...

Er hatte die letzten Häuser des Städtchens hinter sich, links blaute ein schmaler See, rechts dehnten sich überreife Kornfelder, die vergeblich des Schnitters harrten. Hinter den goldenen Feldern hob sich ein grüner Baumgarten, ein weißer Giebel lugte dazwischen hervor. Der irische Fuchs setzte sich ganz von selbst in einen langgestreckten Galopp, ohne daß er ihn aufgefodert hätte. Eine schwarzgekleidete junge Frau in dem Garten schrie gellend auf: „Kingsboy, wen trägtst du da im Sattel?“ Der Fuchswallach stieg jählings auf der Hinterhand, bockte nach vorn. Egon von Heidedorff schoß an seinem Hals vorbei zu Boden. Zerschunden und fluchend rannte er hinter ihm her, im Garten holte er ihn ein. Da stand der Ire ganz ruhig und schmiegte seinen Kopf an die schwarzgekleidete junge Frau. Die aber hatte ihre Arme um seinen Hals geschlungen und schluchzte zum Götterbarmen: „Kingsboy, wo hast du deinen Herrn gelassen?“

Da wußte der Rittmeister von Heidedorff, zu wem er ins Quartier gekommen war. Eine kurze Regung des Mitleids verflog. Er trat näher.

„Meine Gnädigste, ich bitte, das ist ein ehrliches Beutestück! Sollte es in Ihnen schmerzliche Erinnerungen wecken, dafür kann ich nichts. Krieg ist Krieg...“

Die junge Frau sah ihn aus entsetzten Augen an und ließ die Arme schlaff herniedersinken.

„Und wo ist mein Mann?“

Er zuckte mit den Achseln.

„Weiß nicht, meine Dame! In der Stellung, die ich eroberte, unter den Toten und Verwundeten habe ich ihn nicht gefunden.“ Ein törichtes Haßgefühl trieb ihn, wider besseres Wissen hinzuzufügen: „Vielleicht ist er schon vor dem Angriff geflohen...“

In den blauen Augen drüben sprühte es auf.

„Das ist eine schimpfliche, durch nichts gerechtfertigte Verleumdung! Mein Mann stirbt eher, als daß er...“ Die Stimme brach ihr, sie schleppte sich mit wankenden Knien zu einer an der Hauswand stehenden Bank. Einen Versuch, ihr zu Hilfe zu kommen, wehrte sie mit einer Gebärde des Entsetzens ab. Egon von Heidedorff aber stand da und ballte vor Zorn über sich selbst die Hände, so daß die Nägel ihm tief ins Fleisch schnitten. Welcher disziplinslose Satan war denn in ihn gefahren, daß er sich hier benahm wie ein Kasakenrüpel, ehrlichen Männerhaß auf schuldlose Frauen übertrug?...

Vom Hofe her erscholl Lärm, sein Bursche Ridziwon kam mit lautem Gebrüll aus der Haustür gestürzt und hielt die Hände schützend über dem Kopfe. Hinter ihm ein stämmiges masurisches Dienstmädchen, das unbarmherzig mit einem Scheit Holz auf den langen Schlaf einwirkte. Beim Anblick des russischen Offiziers schrie sie auf und blieb zitternd stehen: „Ach du liebes Gottchen, jek' is es mit uns vorbei!“

Der Rittmeister hob die Hand.

„Keine Angst! Weshalb hast du den Mann da geschlagen?“

Der Bursche schob sich vor.

„Barin, ich kam dazu, wie dieses Frauenzimmer einen Wagen anspannte, wegzufahren. Ich sagte, sie muß hier bleiben, ist nicht erlaubt, wegen Verrat; aber sie gleich mit dem dicken Knüppel auf mich los.“

Die Sochia Komornit hatte verstanden. Halb aus der Sprache, halb aus den begleitenden Bewegungen. Sie spie heftig aus.

„So h'ein gemeine Lügner, Pan Leitman! Abfahren, richtig, ich wollte! Hat er gesagt, er will h'erlauben, bloß sollt' ich vorher mit ihm in Garten spazieren gehen kleine Weilschen.“...

„Ridziwon, ist das wahr? Du hast dich an der Person da vergreifen wollen?“

Der Bursche zuckte mit den Achseln.

„Barin, was soll ich mich erst verteidigen? Du würdest der Deutschen da doch mehr glauben als mir...“

Egon von Heidedorff stand erst einen Augenblick fassungslos, dann hatte er verstanden. Mit eiserner Faust packte er den Kerl in den Kragen, schleuderte ihn zu Boden und trat ihm mit dem sporenbewehrten Absatz in den Rücken.

„Du Sohn einer Hündin, du von einer stinkenden Kröte ausgespiener Wurm, du wagst es...? Da und da und da... ich soll wegen einer Deutschen die Wahrheit...? Von wem hast du das gelernt?“

„Gnade, Barin, Gnade... aber wie wir noch in Grajewo lagen, sind gutrussische Männer gekommen, wir sollen aufpassen, wie es uns im Krieg mit unseren deutschen Herren Offizieren gehen wird...“

Ein letzter Fußtritt schnitt dem sich am Boden windenden Kerl die Rede ab. Zwei schwarzgekleidete Damen, eine junge und eine alte, kamen vom Hofe her gelaufen und blieben erschreckt stehen. Der Rittmeister nahm sich gewaltsam zusammen, aber seine Stimme flatterte vor Zorn.

„Tut mir leid, meine Damen, ich bin sonst nicht so gewalttätig... das hier hatte einen besonderen Anlaß. Ich verbürge mich dafür, dieser Lummel wird sich anständig benehmen, solange ich genötigt bin, bei Ihnen im Quartier zu liegen!“

Die jüngere der beiden Damen, ein zierliches Fräulein mit dunklem Haar und verweinten blauen Augen, stand erst ein wenig zögernd, dann trat sie näher.

„Herr Rittmeister, ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, Sie sind uns willkommen. Aber Sie dürfen versichert sein, Sie werden hier angemessenes Quartier finden. Wir sind durch bedauerliche Umstände verhindert worden, rechtzeitig zu fliehen. Das tut uns jetzt schon bitter leid. Wir sind vier schutzlose Frauen, da dürfen wir vielleicht darauf rechnen...“

Egon von Heidedorff richtete sich auf.

„Worauf denn? Glauben Sie, ich werde Ihnen irgendwie zunahe treten? Diesen Verdacht möchte ich zurückweisen! Ich stamme selbst aus deutschem Hause...“ Er biß sich auf die Lippen und sprach nach kurzem Stottern weiter: „Das heißt, ich wollte sagen, Sie dürfen sich der Ritterlichkeit eines russischen Offiziers genau so anvertrauen wie der eines deutschen. Ich bitte jetzt, mir mein Quartier zu zeigen!“

Das kleine Fräulein neigte den Kopf mit den schweren braunen Flechten und ging voran. In dem schmalen, von Schränken verstellten Flur öffnete sie die zu den Räumen des Erdgeschosses führenden Türen.

„Das steht zu Ihrer Verfügung, Herr Rittmeister.“

„Und Sie sind mit den anderen Damen?“

„Wir haben oben noch zwei kleine Stuben, in denen wir uns ganz bequem einrichten können . . .“

Er wehrte ab und trat in ein wohnlich ausgestattetes Herrenzimmer.

„Das genügt mir vollkommen, meine Gnädigste. Ich bitte, mir hier ein Bett aufschlagen zu lassen. Ich wünsche die Damen so wenig wie möglich zu belästigen.“

Das Fräulein wollte sich nach kurzem Danke zurückziehen, eine Handbewegung hielt es auf.

„Einen Augenblick noch, meine Gnädigste! Aus gewissen Anzeichen glaube ich schließen zu dürfen, ich befinde mich in dem Hause des Herrn Rittmeisters von Foucar vom siebzehnten deutschen Dragonerregiment?“

„Allerdings . . .“

„Dann also“ — er räusperte sich, bekam aber seine Stimme nicht frei — „ja, dann tut es mir leid, daß ich mich seiner Frau Gemahlin gegenüber zu einer häßlichen Äußerung hinreißen ließ. Der Gaul hatte mich abgeworfen, ich war erregt, und auch sonst — ich hatte mit Herrn von Foucar eine alte Abrechnung. Also sagen Sie bitte der gnädigen Frau, ich hätte sie vorhin falsch berichtet. Ich habe allen Grund zu der Annahme, daß ihr Herr Gemahl aus dem Treffen heute früh ge-

rettet ist. Vielleicht schwer verwundet, jedenfalls aber noch lebend. Ein riesenhafter Dragoner mit weißem Haar schleppte ihn aus dem Feuer auf einem annehmend guten Pferd, einem Dunkelbraunen . . . Ich jagte nach, mußte aber schon nach kurzer Zeit die Verfolgung aufgeben . . .“

Über das Gesicht der jungen Dame glitt ein heller Schein. Einen Augenblick sah es aus, als wollte sie dem feindlichen Offizier die Hand schütteln. Mitten in der Bewegung aber hielt sie inne. Sie wurde rot, stotterte einen kurzen Dank und ging eilig hinaus . . .

Der Bursche Ridziwon brachte den Koffer, unterwürfiger denn je, das tapfere Masurenmädchel richtete auf der anderen Seite des Flures ein Bad. Ohne es zu wollen, setzte sie Herrn und Diener in Verlegenheit, als sie von dem Burschen mit mürrischem Gesicht den Bademantel seines Herrn Offiziers verlangte. Der lange Ridziwon fragte verwundert: „Baddemantell, sechtó to takóje, was ist das?“ Der Rittmeister fuhr ihn an: „Etwas, was du natürlich vergessen hast, einzupacken, du nachlässiger Lummel!“ Merkwürdigerweise aber sprach er Deutsch, als wenn ihm mehr daran läge, von dem Dienstmädchen verstanden zu werden . . . Und als er sich nach ausgiebiger Säuberung in dem behaglich eingerichteten Herrenzimmer in seine einzige bessere Uniform warf, überfiel ihn der Gedanke, wie kümmerlich und ärmlich seine Lebensführung bisher gewesen war . . .

Unwillkürlich zog er einen Vergleich zwischen seinem trostlosen Mauerloch in Grajewo und dieser — wie ihm scheinen wollte — mit verschwenderischem Luxus ein-

gerichteten Wohnung. Ölbilder in schweren Goldrahmen an den Wänden, überall bequeme Polstermöbel und ein dicker Teppich auf dem Boden. An einer Seite des Zimmers ein Schrank mit Jagdwaffen, gegenüber eine Bibliothek und in der Mitte ein breiter Schreibtisch mit bequemem Sessel. Dazwischen Gebrauchsgegenstände von auserlesenem Geschmaç, von dem schweren Malachitschreibzeug angefangen bis zu dem Rauchs-service aus blühendem Kristall und einigen unaufdringlich wirkenden, gediegenen Bronzen... Er hatte zwischen immer feuchten Wänden gehaust, mit einem Bett, einem Stuhl und Tisch und einer wackeligen Kommode, die zugleich als Waschgelegenheit diente. Mehr als sechs Rubel monatlich durfte er für seine Wohnung nicht ausgeben. Weshalb, ging keinen Menschen was an!... Aber er entsann sich, auch wohlhabende Kameraden hatten in einer Einrichtung gelebt, die sich mit dieser hier nicht vergleichen ließ. Schreiend bunte Öl-drucke an den Wänden, knallend rote Polstermöbel, giftig grüne Vorhänge und Teppiche, billige Gipsfiguren als Zierat. In den Wohn- und Schlafzimmern aber eine echt russische Unsauberkeit und Schlamperei... ganz natürlich, denn die Weiber verbrachten ihre Zeit mit Faulenzen, Klatschen und Pöusieren... wenn man mal unangesagt zu Besuch kam, mußte man eine halbe Stunde im Salon warten, bis die Gnädige sich aus dem schmierigen Schlafrock in Gala geworfen hatte...

Ein bitteres Auflachen stieg ihm in der Kehle empor. Unversehens hatte er an das geschwollene Manifest

seines obersten Kriegsherrn denken müssen, in dem es unter anderem hieß, das russische Heer habe für die Ausbreitung wahrer Kultur zu kämpfen im Gegensatz zu deutscher Barbarei... Abertrieben wurde ja immer in solchen Kundgebungen, aber das hier schien ihm schon nach den Erfahrungen des ersten Tages eine zum Himmel schreiende Lüge... Ordentlich beklommen kam er sich vor in dieser sauberen Umgebung, als müßte er jeden Augenblick angerufen werden: „He du, was suchst du hier?..."

Der Bursche Ridziwon wollte mit der getragenen Wäsche auf den Hof ziehen, um sie — wie üblich — am Brunnen mit Seife und Bürste zu bearbeiten. Ärgerlich riß er sie ihm aus der Hand und sperrte sie sorgfältig in den Koffer. Daheim in Grajewo hätte sich wohl keine der Offiziersdamen über den verschlissenen Plunder aufgehalten. Von den Biwaks her wußte er, wenn seine verheirateten Kameraden den Rock auszogen, sahen sie auch nicht gerade festlich aus mit ihrem wenig sauberen und vielfach geflickten Unterzeug. Hier aber war es ihm ein unerträglicher Gedanke, die deutschen Damen könnten dem Reinigungsgeschäft seines Burschen zusehen. Und die Nase rümpfen, daß die russischen Kulturbringer ihre Mission mit — für deutsche Begriffe — ein wenig ungewöhnlicher Unterwäsche begannen...

Eine Viertelstunde später ging er in seiner guten und kleidsamen Uniform durch den Garten. Der Bursche wartete mit dem gesattelten Gaul vor der Tür, die drei schwarzgekleideten Damen saßen in einer Laube dicht neben dem kiesbestreuten Wege. Er wollte

mit kurzem Gruße vorübergehen, aber das kleine Fräulein stand auf und erkundigte sich, ob er mit dem Quartier zufrieden sei. Er bedankte sich, und zugleich fiel ihm ein, daß er bei seinem nicht gerade glorreichen Einzuge verabsäumt hatte, sich vorzustellen. Nicht ohne eine gewisse Verlegenheit entschuldigte er sich und nannte seinen Namen. Frau von Foucar und die weißhaarige alte Dame verneigten sich gemessen, das kleine Fräulein aber blickte überrascht auf.

„Nein, wie gelungen! Das ist ja baltische Betterschaft! Und, entschuldigen Sie, sind Sie ein Rigaer Heidedorff oder einer von den zahllosen aus dem Rauhen Hause?“

Er erwiderte kurz: „Keins von beiden, meine Gnädigste! Eine zufällige Gleichheit des Namens . . . keine Spur mehr von Verwandtschaft . . .“

„Merkwürdig,“ sagte das Fräulein. Er aber wandte sich mit flüchtigem Gruße ab. Der sich sträubende Ire bekam ein paar handfeste Peitschenhiebe. Und als er sich mit geschicktem Sprung in den Sattel geschwungen hatte, bändigte er den Widerspenstigen mit harter Faust und scharfem Sporn, bis er ihn in einen langgestreckten Galopp zwang. Das hätte ihm noch gerade gefehlt, vor den Damen da Rede und Antwort zu stehen, weshalb er von seiner baltischen Verwandtschaft nichts wissen wollte! Oder vielmehr die nichts von ihm . . . Unwillkürlich mußte er denken, wie die Begrüßung sich wohl abgespielt hätte, wenn an seiner Stelle der elegante Better von den Garde-Mannern gestanden hätte . . . Der Teufel sollte es holen, sich immer im Dunkeln herumdrücken

und allen Fragen scheu ausweichen zu müssen! . . . Was konnte er denn dafür, daß sein Vater alle Rechte aus Geburt und Herkunft verschleudert hatte, nur um eine armselige kleine Jüdin zu gewinnen, die ihm später wie ein Stein am Fuß hing? . . .

Er schrak zusammen, Herrgott im Himmel, wohin verirrt sich seine Gedanken! Was ging ihn dieses hochmütige deutsche Weibervolk an, daß er sich vor ihm seines kläglichen alten Mütterchens schämen sollte? Er war, was er war, brauchte sich vor niemandem zu verstecken! Wenn nur nicht immer diese ekelhaften Fragen gewesen wären! Da war es — weiß Gott — am gescheitesten, man bat um die Erlaubnis, einen russischen Namen annehmen zu dürfen, um jede Erinnerung an die ungewollte deutsche Herkunft auszulöschen, wie es in diesen Zeitläuften so viele seiner Kameraden taten. Er versuchte, „Heidedorff“ ins Russische zu übersehen; es gab eine Lächerlichkeit. Da flog es ihm durch den Sinn: Vielleicht bot sich eine Gelegenheit, sich von einem der masurischen Nester hier den neuen Namen zu holen. Durch eine kühne Tat, die ihm kein plünderiger kleiner Prinz stehlen durfte, da wollte er schon aufpassen! Und dann gründete er eine neue Familie, deren erster, glorreicher Ahnherr er war! Mit einem echt russischen, wohlherzogenen Mädchen. Das mußte es doch irgendwo geben in dem großen Vaterland, in Kreisen, die er noch nicht kannte. Etwas, das nicht immer Süßigkeiten stopfte, dazwischen Zigaretten qualmte und schlechte französische Romane verschlang; im eigenen Wäschschrank besser Bescheid wußte als in dem großen

Spüßfaß zweideutiger Zoten . . . Klein mußte sie sein, mit ein wenig üppiger Figur . . . nicht mehr ganz jung, damit sie im Alter zu ihm paßte . . . volle braune Haare und zwischen blauen Augen ein fest vorspringendes Näschen . . . in allen Bewegungen eine ruhige Sicherheit und Grazie . . .

Er lachte bitter auf. Das gab es schon, aber nicht daheim in Rußland! Kein Wunder, daß er noch niemals bei einer weiblichen Bekanntschaft ans Heiraten gedacht hatte . . . Da war zum Beispiel die Schwägerin des Rittmeisters Jergunow gewesen. Eine reiche Kaufmannstochter, in Petersburg erzogen. Blond, schlank, elegant und raffig, tanzte wie die Napielowna und sang mit hübscher Stimme freche französische Liederchen zur Gitarre. Der Besuch bei der älteren Stieffchwester war nur ein Vorwand, sie war in das erbärmliche polnische Nest gekommen, sich einen adeligen Offizier zu erobern. Und der Rittmeister Jergunow klärte ihn in nicht mißzuverstehender Absicht auf. Seine Frau habe nur eine bescheidene Mitgift bekommen, die jüngere Stieffchwester aber von ihrer Mutter ein stattliches Vermögen geerbt — mindestens achtausend Rubel Zuschuß im Jahr! . . . Da hatte er sich die Sache ein paar Tage lang durch den Kopf gehen lassen, eines Abends jedoch machte er eine seltsame Entdeckung. Fräulein Waskutin saß zwischen ihm und dem Fährich Tscheknok. Mit ihm unterhielt sie sich lebhaft, ließ alle Künste mädchenhafter Koketterie springen, dem Fährich aber saß sie halb auf dem Schoß. Er merkte es erst an dem raschen Auseinanderrücken, als er sich

plötzlich bückte, ein vom Tische gefallenes Messer aufzuheben. Da stand er auf, entschuldigte sich kurz, er hätte noch eine Verabredung. Sie blickte ihn schmachkend an: „Gilt Ihnen denn meine Gesellschaft gar nichts?“ Und er darauf: „Maria Rodolfsowna, ich habe leider zu wenig davon. Sie belieben, sich mit dem größeren Teil Ihrer reizenden Persönlichkeit Ihrem Nachbar zur Linken zu widmen!“ Sie rief mit zornrotem Gesicht ihren Schwager Jergunow an, er habe für ihre beleidigte Ehre einzutreten. Der aber hatte schon reichlich getrunken und lachte bloß: „Ich werde mich deinetwegen doch nicht mit meinem besten Freund überwerfen? Bloß weil er keine Lust hat, zum Vergnügen seiner Kameraden ein Weib zu nehmen?“ Sie schrie „Feigling!“ zurück. Frau Jergunow aber sprang für ihren Gatten ein: „Wer ist hier ein Feigling? Möchtest du meinen Mann vielleicht in ein Duell hegen? Benimm dich lieber anständig, und ich hab’ dir gleich gesagt, mit deinen Petersburger Moden wirst du dir die Partie verderben! Welches wohlerzogene Mädchen pouffiert denn schon vor der Hochzeit so dreist mit einem anderen? Noch dazu mit einem dummen Jungen von Fährich . . .“

Das Ende der geschwisterlichen Auseinandersetzung hatte er nicht abgewartet. Er war mit stillem Vergnügen nach Hause gegangen, daß der Himmel und ein glücklicher Zufall ihn vor dieser vielseitigen jungen Dame bewahrt hatten. Heute, in der Erinnerung, überkam ihn ein Gefühl des Ekels, und er mußte denken, ob deutsche Frauen und Mädchen sich wohl mit ähnlicher Würdelosigkeit benehmen mochten. Er konnte es

sich nicht vorstellen . . . Und plötzlich überfiel ihn die Angst, den vier schutzlosen Frauen in dem kleinen Häuschen vor dem Tor könnte in der Zeit seiner Abwesenheit irgend etwas zustoßen. Er kannte ja seine Kameraden zur Genüge . . . Da fragte er sich in dem Städtchen nach dem Quartier seines Regiments durch. Es bivaktierte unter Zelten auf freiem Felde jenseits des Bahnhofes. Er ließ seine alte Schwadron antreten und suchte drei zuverlässige Leute aus. Den Letten Prikupatis und noch zwei aus dessen evangelischer Sekte, von denen er wußte, sie waren nüchtern und gehorchten aufs Wort. Die nahm er beiseite und instruierte sie genau, sie hätten in der kleinen Villa, rechts von dem zum Deutschen Tore hinausführenden Wege, auf Wache zu ziehen, jedem Soldaten oder Offizier, der ohne seine schriftliche Erlaubnis das Gehöft betreten wollte, den Zugang zu wehren und im Falle der Widerseßlichkeit rücksichtslos von der Waffe Gebrauch zu machen.

Gerade als die drei Mann abritten, kam der Leutnant Opalkin gelaufen. Schon von weitem schrie er:

„Herr Rittmeister von Heidedorff, ich verbitte mir das! Sie haben hier nichts mehr zu kommandieren, ich führe jetzt die Schwadron!“

Er durfte es sich herausnehmen nach den im russischen Heere geltenden Begriffen von Disziplin. Nur den unmittelbaren und direkten Vorgesetzten schuldete ein Offizier Achtung und Gehorsam . . .

Egon von Heidedorff richtete sich hochmütig im Sattel auf:

„Befehl des Generalkommandos! Die drei Mann haben wichtige Dokumente in meinem Quartier zu bewachen!“

Der Leutnant Opalkin lächelte unverschämt.

„Ich verstehe! Diese Dokumente sind in einen Weiberrock gewickelt, den Sie, Herr Rittmeister, für sich allein reservieren möchten.“

Egon von Heidedorff nahm sich gewaltsam zusammen. Mannschaften standen in der Nähe, er mochte ihnen kein schlechtes Beispiel geben. Und der Bursche da lief ihm nicht fort. Die Rache an dem gedachte er kalt zu genießen. Als Offizier vom Stabe fand er jeden Tag eine Gelegenheit, ihn bis aufs Blut zu schikanieren. Er würdigte ihn keiner Antwort und sah über ihn hinweg, als er seinen irischen Fuchs zur Stadt zurückwandte . . .

Als er sich eine Viertelstunde später bei dem Rommandierenden General meldete, stieß er auf einen wenig gnädigen Empfang. Der hohe Herr mühte sich mit etwa zwanzig Vertretern der Bürgerschaft, und der Protokollführer, Oberstleutnant Stary, verstand so wenig Deutsch, daß der anwesende Graf Schuwalow ihm die Aussagen jedesmal umständlich ins Russische übersetzen mußte. Er trat an die Stelle des Oberstleutnants, und die Verhandlungen wickelten sich von dem Augenblick an mit geringerem Zeitverlust ab.

Aber die schlechte Laune des Generals war begreiflich, denn das Frühstück wartete auf ihn, und die Vertreter der Stadt Ordensburg waren von einer schwer begreiflichen Halsstarrigkeit. Keiner von ihnen wollte sich bereit finden, den verlangten Treueid zu leisten, es hatte fast den Anschein, als machten sie sich nichts daraus, für ihre vermeintliche Pflicht in den Tod zu gehen.

Da riß dem Grafen Variatinskij die Geduld. Er schrie mit zornrotem Gesicht: „Ich weiß ganz gut, worauf Sie hinaus wollen, meine Herren, aber, verlassen Sie sich drauf, ich mache keine Märtyrer, mit denen Ihr Gouvernement nachher vor der Öffentlichkeit Europas freßsen gehen kann! Ich weiß mir auch anders zu helfen. An die Spitze dieser Stadt setze ich

einen russischen Polizeimeister, und Sie lasse ich als Geiseln über die Grenze führen. Für jede Unbotmäßigkeit hier fällt bei Ihnen drüben ein Kopf.“

Er drückte auf die Klingel, ein Kasakenoffizier trat über die Schwelle, ein untersehter Mann, schwarzbärtig bis unter die Augen. Mitten im Gesicht, an Stelle der Nase, saß ihm ein mit einem Pflaster verklebtes Loch. Er stand stramm und hob die Hand an den Mähenschirm.

„Rittmeister Bajaruschnik zur Stelle! Euer Excellenz befehlen?“

Der General machte eine kurze Handbewegung.

„Sie sehen hier diese sechzehn Männer?“

„Zu Befehl, Euer Excellenz, ich sehe!“

„Die werden gefesselt nach Grajewo ins Gefängnis geführt. Was mit ihnen zu geschehen hat, werde ich später anordnen. Vorläufig sind sie in Einzelhaft zu setzen. Vielleicht besinnt sich doch noch einer oder der andere, daß er nur ein paar Worte zu sprechen hat, um zu seiner Familie zurückkehren zu dürfen? ...“ Graf Variatinskij machte eine Pause und blickte mit einem lauerten Lächeln zu der dichtgedrängt stehenden Gruppe deutscher Bürger hinüber. Aber er las in den fest ihn ansehenden Augen nur Zorn und Verachtung. Und der Stadtverordnete Bär junior sagte leise zu seinem Kollegen Davidsohn, mit dem er sonst in bitterer Konkurrenzfehde lebte: „So sicher soll ihn der Schlag treffen, wie keiner von uns umfällt! Und — Spaß — wird er das Rennen kriegen, wenn erst unsere Truppen ...“

Weiter kam er nicht. Er hatte die Bemerkung nur geäußert, aber bei der in dem Zimmer herrschenden Totenstille war sie von allen Anwesenden deutlich verstanden worden. Das Gesicht des Generals verzerrte sich, die weltmännische Lünche fiel von dem Russen ab.

Und er schrie laut: „Diese beiden Juden unter Ihre besondere Obhut, Rittmeister Bajarüschnik, Sie ver- stehen mich doch . . .“

Der Rasakenrittmeister grinste, in seinem Bart- gestrüpp öffnete sich ein breiter Spalt.

„Verstehe schon, Erzellenz . . .“

„Na, denn vorwärts, Pascholl! . . .“

Das große Amtszimmer der Bürgermeisterei, in dem die so fruchtlos verlaufene Verhandlung stattge- funden hatte, füllte sich mit grauen Gestalten, die ver- hafteten Stadtväter wurden einzeln hinausgeführt. An der Tür wartete ihrer eine kurze Prozedur, in deren Ausführung die Rasaken eine anscheinend durch lange Übung erworbene Fertigkeit besaßen. Ein rascher Griff, und dem Gefangenen waren die Arme auf den Rücken geworfen. Eine Fessel flog um die Handge- lenke, eine lange dünne Leine saß daran; wenn man sie nur ein wenig anzog, schnitt sie wie ein Messer . . .

Der letzte, der abgeführt wurde, war der Landrat von Döhlau. Er hatte seinen rechten Arm um den alten Pfarrer Stury geschlungen und hielt das vom Fieber zermürbte greise Männlein nur mühsam aufrecht.

Ein kurzer Blick aus seinen befehlsgewohnten Augen scheuchte den Rasaken an seiner Seite zurück.

„Herr Graf Variatinsk“, sagte er mit halb erstidter

Stimme, „ich appelliere an den Edelmann in Ihnen! Hier dieser alte Herr hat nicht mehr lange zu leben! In schwerer Krankheit ist er aufgestanden, um bei seiner Gemeinde zu sein — lassen Sie ihn wenigstens von seiner Familie Abschied nehmen, ehe er unter- wegs im Straßengraben stirbt . . .“

Um die härtigen Lippen des Generals flog ein böse- artiges Lächeln.

„Abschied von Familie? Aber ich bitte Sie, mein Herr, der Transport nach Grajewo soll doch keine Ver- gnügungsreise sein? . . .“

Der Landrat von Döhlau richtete sich auf, über sein zerhacktes Korpsstudentengesicht zog ein verächt- liches Lächeln.

„Wenn Sie wüßten, Herr Graf, wie sehr ich's be- dauere, auch nur ein Wort an Sie verschwendet zu haben! . . .“

Und er legte ohne Widerstand die Hände auf dem Rücken zusammen, ließ sich fesseln . . .

Egon von Heidedorff saß wie betäubt dabei und begriff nicht, daß der General so unmenschlich grau- sam handeln konnte. Das Vergehen dieser Männer war doch ein ehrenvolles; weil sie sich weigerten, die ihrem Landesherrn geschworene Treue zu brechen, durften sie doch nicht wie gemeine Sträflinge behan- delt werden . . .

Schon wollte er in gewohnter Unbesonnenheit den Mund zu nachdrücklichem Widerspruch öffnen, aber sein wohlwollender Freund, Graf Schuwalow, legte ihm, wie unabsichtlich, die Hand auf die Schulter.

„Rasch, lieber Heidedorff, der Rittmeister — der Teufel soll noch wissen, wie dieses halbverfaulte Ungetüm heißt — also der Kerl hat das Namensverzeichnis seiner Gefangenen vergessen!“

Er blickte dankbar auf, ergriff irgendein Blatt Papier und eilte hinaus. Er kam gerade noch zurecht, um zu sehen, wie die Verhafteten inmitten einer Schwadron Rasaken abgeführt wurden . . . Im Trab . . .

Das Herz zog sich ihm zusammen vor Mitleid. Er rief den Rittmeister Bajarüschnik an: „Herr Kamerad!“

„Was denn noch?“

„Erzellenz befehlen, Sie sollen die Gefangenen lebend in Grajewo abliefern! Also bitte, Schritt!“

„Auch mit den beiden Juden?“

„Ebenfalls!“

„Schweinerei! Ich hatte mich schon darauf gefreut, sie unterwegs um die Wette rennen zu lassen.“

Aus der in verbissenem Schweigen stehenden Menge, die den Weg säumte, hob sich eine klingende Männerstimme: „Herr Landrat von Döhlau!“

Aus dem Zug der Gefangenen kam Antwort: „Hier!“

„Sie sollen wissen, alles, was rot ist drüben, wird für Sie sorgen! Morgenröte, utrennjaja sarja, heißt die Parole . . .“

Der Rufer verschwand in der Menge. Es war ein schwächlicher junger Mann in abgeschabtem schwarzen Röcklein, um ein hageres Gesicht stand ihm ein schütterer, rötlichblonder Bart. Der Rittmeister von Heidedorff hätte ihn mit Leichtigkeit festnehmen können, aber er tat, als hätte er nichts gesehen noch gehört . . .

In dem Verhandlungszimmer steckte sich der Graf Schuwalow eine neue Zigarette an. Die Hände bebten ihm ein wenig.

„Mir auch eine,“ sagte der General. „Diese Rasaken — wenn sie auch nur eine Viertelstunde in einer Stube gewesen sind . . . gleich stinkt es wie in einem Fuchsbau! Und wieso machst du ein so betrübtes Gesicht?“

Der Graf ließ den Rauch langsam zwischen den Zähnen hindurch und besah sich einen Augenblick lang die sorgfältig gepflegten Fingernägel.

„Aber nicht böse sein, Wanotschka . . .“

„Bewahre!“

„Also du hast dich wie ein Wildschwein benommen! Und du hattest mir doch nach stundenlanger Unterhaltung beigeipflichtet, wir sollten uns bemühen, auch moralische Eroberungen zu machen . . .“

Der General fuhr auf.

„Erober’ du mal diese widerspenstige Gesellschaft moralisch! Bin einigermaßen neugierig, wie du das angestellt hättest!“

„Sehr einfach! Ich hätte auf den höchst überflüssigen Treueid verzichtet. Werden wir wieder hinausgeschmissen — was ich für sehr wahrscheinlich halte — ist er eine unnütze Farce. Bleiben wir hier, kommt er nach einiger Zeit von selbst . . .“

Graf Variatinski schüttelte den Kopf.

„Es mußte ein Exempel statuiert werden! Verlaß dich drauf, es wird uns für die Folge die Arbeit sehr erleichtern . . .“

Der dicke Graf Schuwalow sah seinen Jugendfreund zweifelnd an.

„Bei diesen Menschen? . . . Mein Lieber, mit denen werden wir nicht fertig! Das hab' ich aus dieser Stunde gelernt. Ich frage dich, wo könnten wir das bei uns zu Hause in Rußland erleben? Kaufleute, Ackerbürger, Lehrer, Beamte, zwei Juden dazwischen, und sie sagen nein! Einem Phantom opfern sie ihr Leben, ihr Kaiser ist weit, kann sie weder belohnen noch strafen, sie halten ihm die Treue! Wanotschaft, ich sage dir,“ — er hob beide Arme in die Luft — „einen Kessel siedenden Ols möcht' ich haben, eine Werst hoch und breit. Und da alles hinein, was uns mit diesem Volk hier verheßt hat! Die verfluchten Schreiber zuerst! Aber langsam und zollweise, denn diese mit englischem und französischem Golde bestochenen Hunde schreiben gegen ihre bessere Überzeugung . . . Sie wissen ganz genau, Rußland kann nur leben, wenn es sein Brot mit deutschem Sauerteig backt, aber nein, sie hehen! Hehen gegen die Nation, die uns den Geist Rants und Fichtes bringen könnte.“

Der General lachte auf.

„Na Gott sei Dank, jetzt reiten wir wieder dein geliebtes Steckenpferd! Und ich hätte nicht übel Lust, dir die sechzehn Gefangenen zurückholen zu lassen, sie einzeln zu befragen in deiner Gegenwart, ob sie von diesen beiden Philosophen mehr als den Namen wissen.“

Graf Schuwalow tippte sich erregt gegen die Stirn.

„Das ist's ja, Wanotschaft, was ihr nicht begreift!

Sie handeln nach der Lehre dieser beiden Männer, ohne sich dessen bewußt zu sein! In der Schule werden sie damit getränkt, ihr ganzes Leben richtet sich nach diesen Lehren, sie sind ihnen so selbstverständlich geworden wie das Atmen. Und an dieser Nation werden wir zerbrechen, statt von ihr zu lernen und sie in der Verschmelzung zu überwinden, wie die liebe Muttererde den Dünger aufsaugt, um verdoppelte Frucht zu tragen.“

Der General hielt die Hand vor den gähnenden Mund: „Entschuldige, Liebster, ich bin abgespannt und hungrig! Wenn es dir recht ist, gehen wir zum Frühstück in unser Hotel. Die große Torheit ist begangen — was können wir daran ändern?“

„Gar manches vielleicht, denn nach dem Kriege soll es doch mal wieder Frieden geben! Und da müßte man diesen verdammten Zeitungsschreibern pfeifen, sie sollten von jetzt an in einer anständigeren Tonart schreiben!“

„Brüderchen, ich glaube, die unanständige macht sich zu gut bezahlt! Aber auch für mich steht fest, ohne diese ewige Hezerei wäre es nie zu einem Kriege mit Deutschland gekommen. Und da fällt mir ein,“ — er mußte plötzlich lächeln — „von einem meiner Vorfahren wird erzählt, er hätte sich gar bedenklich den Kopf gekratzt, als man ihm das erste Zeitungsblatt in die Hand gab! Er buchstabierte es mühsam durch und fragte: „Für wen ist das bestimmt?“

„Für alle, Väterchen, die lesen können, im heiligen Russischen Reich!“

„O weh,“ sagte er da, „das ist keine gute Erfindung, oder man müßte in den Schulen das Lesenlernen verbieten!“

„Aber im Gegenteil, man hofft, durch diese Zeitungen das Volk um so leichter zu regieren!“

Der alte Herr jedoch schüttelte den Kopf: „Diese neue Regierungsmethode ist nicht gut! Wenn der Bauer lesen kann, will er schreiben lernen, zum Schluß fängt er an zu denken. Und wenn der hinterm Pflug erst mehr denkt als die beiden vorm Pflug, ist's mit unserer Herrlichkeit vorbei!“

„Ja,“ sagte der dicke Graf Schuwalow, „und zwar nach diesem Krieg! Da wird der Muschik aufstehen und seinen Herrn totschlagen. Aber mich nicht, verlaß dich darauf! Ich wandere vorher nach Amerika aus. Laß mich als den letzten lebenden Vertreter der russischen Aristokratie für Geld in einem Zirkus ausstellen!“

Graf Variatinskij nahm ihn lachend unter den Arm.

„Ich steh' dann mit dem langen Stock vor deinem Käfig als Erklärer! Inzwischen aber — schäme ich — wird deine geliebte Napierowna in ihrem Auto eingetroffen sein. Willst du wegen mangelnder Aufmerksamkeit von ihr beschimpft werden, oder wollen wir lieber noch ein Weilchen debattieren? Inwiefern nämlich auch die Sittenlosigkeit der herrschenden Kreise an dem kommenden Untergange Rußlands schuld ist?..“

Graf Schuwalow sah erschreckt nach der Uhr.

„Um Gottes willen, du hast recht! Ich bete zur heiligen Mutter Gottes von Czernstochau, sie soll ihr

unterwegs einen Radbruch bescheren, sonst geht es mir schlecht.“

Und während er neben dem rasch ausschreitenden General kurzatmig über den schlecht gepflasterten Marktplatz stapfte, sprach er in Pausen weiter: „Aber deine Bemerkung von der Sittenlosigkeit der herrschenden Kreise ist eine Gemeinheit! Hast du deine Matresse vielleicht zu Hause gelassen? Und soll ich allein wie ein strenger Cato leben unter lauter Epikuräern? Oder Komödie spielen wie zu Zeiten seines höchsten Ruhmes unser Standesgenosse Lew Tolstoi in Tschajna Poljana? Was fressen und saure Milch, wenn ein abendländischer Zeitungschreiber bei ihm war, sonst aber Rehbraten, Gänsebraten und heiße Plini mit ungesalzene Raviar und herbem Wein von der Krim? ... Ah nein, Bruderherz, ich heuchle nicht! Und ich bin ein echter Russe,“ fügte er lächelnd hinzu. „Selbst bin ich zu schwach, dem Ideal nachzuleben, aber ich empfehle es dringend den anderen...“

An diesem Tage wurde es recht spät, ehe der Rittmeister von Heidedorff daran denken konnte, sein Quartier aufzusuchen. Am Vormittag hatte er auf Befehl des Generals die für die Zivilbevölkerung bestimmten Maueranschlüge in verständliches Deutsch umgießen müssen. Nach einer in einer kleinen Kneipe hastig hinabgeschlungenen Mahlzeit hatte er die zur Ausgabe kommende Nummer der Ordensburger Zeitung durchsehen und dem Herausgeber einen Artikel diktieren müssen, der die friedlichen und wohlthätigen Ziele des russischen Einbruches darstellte. Das Städtchen solle zum Mittelpunkt des künftigen Gouvernements Maßuren erhoben werden; es liege also im Interesse eines jeden Bürgers, diese reichen Segen versprechende Entwicklung durch Angehorsam und Widerstand nicht zu stören. Der Redakteur machte zwar beim Niederschreiben dieses Artikels ein Gesicht, als verbeiß er sich nur mit Mühe ein Lächeln, aber Egon von Heidedorff war zu abgespannt, um ihn zur Rede zu stellen. Und er verwünschte es fast, daß er von seinem Mütterchen so gut Deutsch gelernt hatte. Wenn es so weiter ging, führte er die Geschäfte des Armeekorps allein. Erst gegen Abend kam er dazu, sich um sein eigentliches Kommando zu kümmern...

Der Beamte von der Intendantur schien ihn schon längst erwartet zu haben. Auf dem Schreibtisch stand eine Flasche Wein neben einer Zigarettenschachtel, in dem Abrechnungsbuche lag schon nach der ersten Seite — nach altbewährter Sitte — ein Hundertrubelschein. Dem Rittmeister stieg der Zorn ins Gesicht, er hieb mit der Faust auf den Tisch, daß die Weinflasche umfiel und zu Boden kollerte.

„Herr, ich verbitte mir das!“

Der im Range eines Hauptmanns stehende Beamte wand sich vor dem Revisor wie ein Ohrwürmchen.

„Verzeih, Barin, ich hab’ dem Tropf von Sekretär gleich gesagt, es wird zu wenig sein! Wenn Seine Exzellenz der Herr General eine so plötzliche Prüfung anordnen, gehören sich zum mindesten fünfhundert Rubel ins Buch, damit die Abrechnung mit den Belegen stimmt...“

Egon von Heidedorff mußte wider Willen auf-lachen. Nicht wegen seiner Diebstähle entschuldigte sich das Gewächs da, sondern wegen der Unzulänglich-keit der Bestechungssumme. Da konnte er sich die Durchsicht der Bücher sparen. Und was frommte es, wenn er dazu half, daß dieser Schweinehund hier fort-gejagt wurde — an seine Stelle trat ein anderer, der darum nicht ehrlicher arbeitete! Nur vorsichtiger... Er nahm den Verbrecher bei der Brust und schüttelte ihn, daß der Kopf schlackerte.

„Da, du Lump! Ich will dich durch eine Anzeige beim Herrn General nicht unglücklich machen. Aber von morgen an wird keine Zahlung geleistet, die ich

nicht geprüft habe! Und die hundert Rubel da gehen ans Rote Kreuz . . .“

Der Beamte schnappte nach Luft.

„Sehr wohl, vielvermögender Herr Wohltäter, aber wer bürgt dir dafür, daß nicht auch auf diesem Wege das schöne Geldchen in einen falschen Hals kommt? Du gibst es einem Doktor, meinetwegen: ‚Da, kauf‘ Wein für deine armen Verwundeten!‘ . . . Und der Kerl schickt es nach Hause an seine Frau oder verpraßt es mit irgendeiner Dirne von Krankenschwester . . .“

Egon von Heidedorff riß den Schein in kleine Fetzen und warf sie dem Beamten vor die Füße.

„Da friß sie auf, du gewissenloses Schwein! Aber denk‘ daran, mit jedem Stückchen frißt du einem unserer armen Kerls in der Front den warmen Mantel fort, die Stiefel oder die Patronen. Und wehe dir, wenn es von morgen an nicht anders wird . . .“

Er ging mit klirrenden Sporen hinaus und schmetterte hinter sich die Tür ins Schloß, daß es krachte. Und auf der Treppe überkam es ihn, daß er nur mit Mühe ein Aufschluchzen zurückhalten konnte. So wie dieser Tschinownik hier stahlen Tausende in der großen russischen Armee. Was lag daran, wenn einer von ihnen zur Strecke gebracht wurde? Ein Herkules hätte dazu gehört, den ganzen, von Fäulnis und Käuflichkeit bis zur Decke gefüllten Stall zu reinigen . . . Und er sah den armen Muschik in der Front hungern und dürsten, auf Befehl zur Schlachtbank rennen, indessen die Drohnen hinter der Front sich gewissenlos die faulen Bäuche stopften. Wehe aber, wenn das geduldige

graue Tierchen zum Stutzen und Nachdenken gebracht wurde! . . .

Er schritt durch das im tiefen Dunkel liegende Städtchen, jedes Licht bis auf die kümmerlich brennenden Straßenlaternen war gelöscht. Und er mußte denken, wieviel Kummer wohl hinter den dunklen Fensterscheiben wohnen mochte. Mehr als ein Duzend Familienväter waren in qualvolle Gefangenschaft geschleppt worden, die Frauen und Kinder jammerten und weinten. Und da erschien ihm das zweite Gesicht des Krieges, den er bisher nur als den heldenhaften Gott der Tapferen und Kühnen gefühlt hatte. Ein von fauligen Fleischresten bedecktes Gerippe schritt über die Lande, sein zerlumpter Mantel schleppte in Blut und Eiter, in Brand und Tränen . . . gierige Nasenvögel mit Menschengesichtern flogen hinter ihm her . . .

Vor der Treppe des Hotels zum königlichen Hof stand der Bursche Ridziwon, den erbeuteten Fuchswallach Ringsboy am Zügel. Er berichtete, der Herr Rittmeister habe sich auf Befehl des Grafen Schuwalow in dem großen Saal einzufinden, da seien die Herren vom Stabe um den Kommandierenden General versammelt. Egon von Heidedorff sagte: „Es ist gut, ich habe noch zu arbeiten.“ Den Betrieb in dem großen Saal konnte er sich denken. Schon am Vormittag war die Rapirowna gekommen, gleichzeitig mit ihr die Mätresse des Prinzen und danach der übrige weibliche Troß. Da paßte er mit seiner Stimmung nicht hinein; die ganze Blase war sicherlich schon schwer betrunken. Und eine seltsame Ungeduld trieb ihn zu dem Häuschen

vor dem Deutschen Thor. Eine Art von Beklemmung war es, in seiner Abwesenheit könnte irgend etwas Ubles geschehen sein. Da stieg er in den Sattel, und — merkwürdigerweise — der Ire bogte nicht, hielt still wie ein Lamm. In schlanke Trabe ging es die Straße entlang. Hinter den letzten Häusern des Städtchens fiel das Pferd auf ein leichtes Jungschnalzen in eine windende Fahrt, die dem Reiter fast den Atem benahm. Ein herrliches Gefühl mußte es sein, auf so edlem Blut gegen den Feind zu jagen!...

Zwischen den schwarzen Baumkronen blinzelte ein Lichtlein, der Letzte Präfupatis trat aus dem Schatten einer hohen Pappel neben der Gartentür.

„Kot tam, wer da?“

Er schwang sich zu Boden.

„Ich, du guter Kerl, dein alter Rittmeister. Und ist irgendwas passiert?“

„Nein, Herr Rittmeister. Bloß Herr Leutnant Opalkin sind vorbeigeritten, haben gefragt, was hier wohnt. Ich hab' gesagt, eine dicke Bäuerin mit einer trübsägigen alten Magd, weil ich den Teufel in seinen Augen sah. Und später ist ein verwachsenes kleines Mädchen gekommen, das um Brot bettelte. Da hab' ich gesagt, 'kann passieren'...“

„Gut, mein Junge! Bring' den Gaul in den Stall, und dann darfst du schlafen gehen!“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!“

Egon von Heidedorff ging eilig den Kiesbestreuten Weg entlang, mit einer seltsamen Erwartung im Herzen. Doch es gab eine Enttäuschung; das Zimmer im Erd-

geschoß war leer. An der Wand stand ein frischbezogenes Bett, auf dem Tisch in der Mitte brannte eine Lampe. Auf einem blütenweißen Tuche war ein köstliches Abendbrot gerüstet, ein Teller voll appetitlich hergerichteter Brötchen neben einer Flasche Wein. Da ließ er sich in den bequemen Lehnstuhl nieder, aß und trank wie ein hungriger Soldat. Mitternachts mußte er über sich selbst ein wenig lächeln. Das war — weiß Gott — reichlich Freundschaft genug in Feindesland! Er Narr hatte sich eingebildet, die kleine Dunkelhaarige würde ihm beim Nachtmahl Gesellschaft leisten, womöglich sagen: „Bitte, langen Sie mir ordentlich zu, Herr Rittmeister!“ ... Die schlief im fest verrammelten Zimmer und plagte sich mit ängstlichen Träumen. Und aus Furcht hatte sie ihm das Nachtesseu gerichtet. Was hatte sie denn bisher von ihm gesehen, um Zutrauen zu fassen? Daß er seinen Diener wie einen Hund mit Füßen trat und einen Gaul mißhandelte, der ihn nicht aufsteigen lassen wollte, weil er noch an seinem früheren Herrn hing. Da mußte sie ihn doch für einen ganz üblen und rohen Burschen halten, von dem man sich schlimmster Gewalttat versehen durfte.

Er hatte sich eine Zigarette angesteckt und nahm die Lampe in die Hand, um die Bilder an den Wänden zu betrachten. Und da machte er eine seltsame Entdeckung... Auf dem kleinen Tischchen am Kopfende des Bettes stand plötzlich im hellen Lichtschein eine langgestielte rote Rose in einem hohen, feingeschliffenen Glase — wie ein eben hingezaubertes holdes Wunder stand sie da! ... Daneben lag ein Zettel.

„Zum Dank für die brave litauische Schutzwache“ war in feiner Mädchenschrift darauf zu lesen . . .

Das rührte ihm gar seltsam ans Herz . . . Er nahm behutsam das Glas, stellte es vor sich auf den Tisch und sah immerfort auf die in dem feingeschliffenen Glase sich zu ihm neigende Blume.

Ganz heimlich wurde ihm zumute, wie zu jenen Zeiten, da eine trotz aller schweren Arbeit linde Hand ihm die widerspenstigen Haare aus der erhitzten Knabenstirn strich . . . „Nicht so wild sein, nicht immer mit dem trohigen Kopf durch die Wand stoßen . . . Im Zorn zerschlägt man vieles, was man nachher gern mit seinem Herzblut fitten möchte, aber der Riß bleibt bestehen . . .“ Ein Schleier fiel plötzlich von seiner Erinnerung, er sah seine Mutter, wie sie sich mit dem besten Kleide putzte, die Haare vor dem Spiegel brannte und die verhärmtten Wangen rieb, so daß sie mit einem Male ganz gesund und rosig aussahen. Zu einem Fest sollte es gehen, er trug seinen guten Sonntagsanzug mit einer neuen, bunten Schleife unterm Kinn . . . und dann warteten sie am Fenster, bis es dunkel wurde; der Vater kam nicht und kam nicht . . . die Mutter zog ihm den guten Anzug wieder aus und brachte ihn zu Bett: „Schlaf, mein Bübchen, er wird uns über seinen vielen Geschäften vergessen haben . . .“ Er aber konnte nicht einschlafen, denn er hatte sich zu sehr auf die süßen Leblichen gefreut und das bunte Karussell mit den mutigen Pferdchen . . . Und endlich erklang der bekannte stolpernde Schritt auf der Treppe, aber es kam kein Geschimpfe danach mit Fußtritten und Schlägen . . .

Der Vater weinte und klagte sich an, die verfluchten Kerle hätten ihn wieder einmal zum Trinken verleitet, ihm vorgeredet, sie hätten ein großes Geschäft in Aussicht, das er mit seinem feinen Namen vermitteln sollte . . . Und die Mutter tröstete, er sollte sich keine Vorwürfe machen, sie hätte sowieso nicht auf das Fest gehen können, weil sie jeden Augenblick darauf warten müsse, zu einer Entbindung ins Nachbarhaus gerufen zu werden . . .

Die Augen wurden ihm dunkel, das Herz tat ihm weh vor Sehnsucht nach der kleinen alten Frau fern in Polen . . . O, wie wollte er ihr alle Güte und Fürsorge vergelten, wenn er einmal zu Reichtum und Ansehen kam! . . .

Und die Rose da vor ihm verwandelte sich. Aber dem Glase schwebte ein Mädchengesicht. Nicht besonders hübsch, aber eine unsägliche Güte lag darauf, fast wie bei seiner Mutter. Aber einem fest vorspringenden Näschen standen zwei klarblickende blaue Augen, und der feine Mund sah aus, als hätte er noch nie ein häßliches Wort gesprochen. Jergendwo — so war ihm zumute — hatte er dieses Gesicht schon gesehen. Auf einem Bilde vielleicht oder in einem jener Träume, die in die Zukunft langen . . . oder Erinnerungen wecken an ein Leben in anderer Gestalt . . .

Die Augen fielen ihm zu — kein Wunder, denn er hatte zwei Tage und Nächte nicht geschlafen. Und der Traum entführte ihn in ein Land, in dem es weder Haß noch Zwietracht, weder Blutvergießen noch Krieg gab . . . Er stand auf einer Terrasse am Meer, in immer

wiederkehrendem Gleichklang brachen sich an der steilen Mauer die Wellen . . . Ein Zug von Erntearbeitern sammelte sich auf den Stufen der weiten Treppe, der Borschnitter trug eine Kunstwoll aus Roggenähren und Blumen gewundene Krone an der händergeschmückten Sense und beugte vor einer dunkelhaarigen zierlichen Frau das Knie . . .

Ein gellender Schrei ließ ihn auffahren. Er hörte ein dumpfes Poltern, danach von einer Männerstimme einen unterdrückten Fluch. Mit einem Schlage war er wach, griff nach der Lampe und sprang in die zum Flur führende Thür. Das derbe masurische Dienstmädchen lag wie ein Frosch über den letzten Treppentritten, vor sich einen kleinen Koffer. Die drei Damen standen mit entsetzten Gesichtern dabei, von der Wand löste sich ein riesenhafter Kerl in Bauerntracht. Ein Messer blühte in seiner erhobenen Hand . . . Die kleine Dunkelhaarige warf sich dazwischen, schrie auf: „Heurich, bist du verrückt geworden? . . .“

Er sprang ins Zimmer zurück, ergriff seine Pistole und schrie zornig: „Was geht hier vor?“

Die Kleine trat ihm mit gefalteten Händen entgegen, die Augen voll Tränen.

„Seien Sie gut, Herr von Heidedorff! Heute nachmittag hatte meine Ausine Annemarie die Nachricht bekommen, daß ihr Mann am Leben und in Sicherheit ist. Da wollte sie zu ihm. Ich sagte gleich, wir sollten uns Ihnen anvertrauen. Sie hätten sicherlich die Erlaubnis gegeben. Aber meine Tante und Frau von Foucar waren dagegen. Und jetzt ist das dumme

Mädel ungeschickterweise mit dem Koffer die Treppe hinauntergepurzelt . . .“

Sein Zorn schmolz unter dem bittenden Blick der blauen Augen wie Frühjahrschnee in der Mittagssonne, aber sogleich durfte er doch nicht nachgeben . . . Er machte ein finsternes Gesicht und trat auf den riesenhaften Alten zu, der in dienstlicher Haltung stand wie ein Soldat, Hacken zusammen und Hände an der Hosennaht.

„Du Kerl also hättest mich hier abgestochen wie ein Schwein an der Schlachtbank? Wenn das Fräulein da dir nicht in den Arm gefallen wäre?“

In dem von Wind und Sonne braungebeizten Gesicht des Alten arbeitete es. Er schien erst nachzudenken, ehe er antwortete.

„Ja, Herr Rittmeister, das hätte ich getan. Ich dien' mehr als vierzig Jahre in Kalinzinnen, und da muß man doch . . . ja also, ich bitt' um Entschuldigung, so is vielleicht besser! Es hätt' zu viel Spektakel gegeben und Untersuchung danach . . . Und ich verspräch' Ihnen fällensfäst, ich komm' zurück und ställ' mich zu Bestrafung, wänn Se mir erlauben, meine gnäd'ge Frau Rittmeister zu Ihrem Härrn Gemahl zu bringen.“

Egon von Heidedorff mußte sich erst räuspern, ehe er fragen konnte: „Wie geht's ihm denn?“

„So durchwachsen, Härr Rittmeister. Furchtbar viel Blut verloren, und das gnäd'ge Freilein aus Marczinowen sagt, wänn man auf die Wunde siehlt, quäbdt es wie auf 'ner weichen Moorwies . . . Der russische Dragoner muß 'ne dolle Kling' geschlagen haben. . .“

„Na ja, aber wenn ich euch nun freigeb' ... wie wollt ihr durch die Postenlinie kommen?“

Der Alte lachte kurz auf.

„Das lassen Sie man meine Sorge sein, Härr Rittmeister! Hat mich her zu keiner aufgehalten, wird uns auch auf'm Rückweg keiner sehen ...“

Egon von Heidedorff atmete auf.

„Dann in Gottes Namen! Aber sicher ist sicher: Falls ihr einer Patrouille begegnet, Parole ist ‚Suwalki‘ und Feldgeschrei ‚da sdrásztwuśet Roszija‘, es lebe Rußland!“ Er wandte sich zu der hochgewachsenen jungen Frau, die in der Tracht einer masurenischen Bäuerin blaß am Treppengeländer lehnte. „Werden Sie das behalten, gnädige Frau?“

Sie streckte ihm mit einem dankbaren Aufleuchten in den großen blauen Augen die Hand entgegen: „Ich kann ein wenig Russisch, da werde ich's wohl nicht vergessen. Und ich will meinem Manne berichten, gegen einen wie ritterlichen Gegner er gefochten hat.“

Er wollte die schmale Hand an die Lippen führen, aber sie zog sich rasch zurück. Er empfand es im Augenblicke wie eine Kränkung und ging in sein Zimmer. Eine bleierne Müdigkeit überkam ihn plötzlich, er fiel wie ein Klotz in sein Bett. Und er hatte die unklare Empfindung, in dem Weine sei ein Schlafmittel gewesen, das erst jetzt seine Wirkung tat ... Aber nur seine Glieder schliefen, hinter der Stirn geisterten und spukten ihm aufgeregte Gedanken ...

Vor einem Kriegsgericht stand er wegen Verrats der Parole an eine gefährliche Spionin. Der

Leutnant Opalkin reckte sich als Ankläger: „Meine Herren, ich habe schon immer behauptet, er ist ein heimlicher Deutscher, jetzt haben wir endlich den vollen Beweis! Ich beantrage Verhängung der Todesstrafe, denn alles, was deutsch ist in Rußland, muß ausgerottet werden ...“ Er schrie zurück: „Ihr seid verrückt! Ich bin ein ebenso guter Russe wie ihr, und ihr seid an allem schuld! Ihr treibt einen ja mit Gewalt dazu, euch zu verachten, und was man bei den Deutschen sieht, ist tapfer, gut und erhaben ...“ Der General Variatinskij hob die Hand: „Vorwärts, führt ihn an die Mauer!“

In Schweiß gebadet, wachte er auf. Gott sei Dank, er lebte noch! Vor den Fenstern blaute der kommende Tag, und im Garten draußen sangen die Amseln — —

Kein Aufthauch regte sich weit und breit. Die Augustisonne stand am wolkenlosen Himmel und schickte ihre sengenden Strahlen auf ausgedörrtes Land. Auf der breiten, vom Städtchen zur Grenze führenden Straße bewegte sich ein trauriger Zug voran. Auf jeder Seite eine Reihe hintereinander reitender Rasaken, in der Mitte ein Trupp von deutschen Männern, die Hände auf dem Rücken gefesselt. Der trotzig Mut, mit dem sie sich unziemlicher Zumutung widerseht hatten, war tiefer Niedergeschlagenheit gewichen. Nicht, daß sie ihre Worte und Handlungen bereut hätten, da sei Gott vor! Aber sie hatten geglaubt, sie ständen ehrlichen Feinden gegenüber und nicht heimtückischen Bestien, die sich mit rohem Lachen über alles hinwegsetzten, was eine allmählich fortschreitende Gesittung für den schlimmsten Streitfall zwischen zwei Völkern vereinbart hatte. Auf eine strenge, aber ehrenvolle Haft hatten sie sich gefaßt gemacht, waren auch bereit gewesen, ihre Treue zu König und Vaterland mit dem Tode zu besiegeln. Diese menschenunwürdige Behandlung jedoch schlug sie nieder... Wie gemeine Verbrecher wurden sie vorwärts getrieben. Die Hände auf dem Rücken gefesselt. Der Staub, den die Füße der Rasakenpferde aufwirbelten, setzte sich ihnen in Nase und Mund, fraß sich in die Lungen... Die bärti-

gen Kerle im Sattel merkten wenig davon. Sie tauschten lustige Zurufe und rauchten Zigaretten...

Der erste der Gefangenen, der schon nach einer halben Stunde zusammenbrach, war der greise Pfarrer der Gemeinde Ordensburg. Das alte Männchen, das mit schwerem Fieber aus dem Bette geeilt war, taumelte hin und her wie ein Betrunkener. Wenn es stolperte, riß der führende Rasak an der scharfen Leine. Es richtete sich für ein paar Schritte wieder auf und rief mit kläglichem Stimm: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Dem Landrat von Döhlau drehte sich vor Mitleid das Herz im Leibe herum, er brüllte auf und drängte seine Brust nach vorn, damit dem Vieh in Menschengestalt da oben im Sattel seine goldene Uhrkette ins Auge fallen sollte. Und er versuchte, ihm durch Bewegungen des Kopfes begreiflich zu machen, die als Belohnung zu nehmen, wenn er den todkranken alten Herrn da nicht mißhandelte. Und der Rasak schien verstanden zu haben. Erst riß er die Kette an sich, grinste vergnügt, als eine goldene Uhr daran hing, dann griff er dem alten Männlein ins Genick und hob es wie ein Kind vor sich in den Sattel. Und es ging eine ganze Weile lang in flottem Schritt vorwärts...

Plötzlich aber schrie der Rasak auf, warf seine Last mit einer Gebärde des Ekels und mit kräftigem Schwunge in den Straßengraben. Da blieben die Gefangenen mit einem Ruck stehen, achteten nicht auf die ins Fleisch schneidenden Fesseln, noch auf die drohend geschwungenen Nagaiten...

Der Führer der Kolonne, der Rittmeister ohne Nase, wandte sich im Sattel: „Fpšerod, vorwärts!...“

Der Kasak drängte sich vor.

„Herr Rittmeister, ich bitte sehr, der Mann ist tot! Wieso soll ich mich weiter mit ihm schleppen?“

Der Rittmeister machte eine Handbewegung: „Also gut, scharrt ihn ein...“

Vier Kasaken sprangen aus dem Sattel und warfen mit Händen und Füßen schwere Erdpladen von dem grauen Acker jenseits des Grabens, bis das kleine Männlein von einem Hügel notdürftig bedeckt war. Der Bürgermeister Wessollek sprach mit tränenerstickter Stimme ein Vaterunser. Nach dem Amen kam allen deutschen Gefangenen aus der Bedrängnis ihres Herzens ein Lied auf die Lippen: „Jesus, meine Zuversicht...“ Der Führer der Kolonne aber ließ sie nur den ersten Vers singen. Dann hieß es wieder vorwärts...

Gegen Abend trafen sie in Grajewo ein, durften an einer auf dem Markt stehenden Pumpe ihren brennenden Durst löschen und wurden in das Gefängnis geführt. Jeder in eine besondere Zelle, wie der General Variatinskij es befohlen hatte. Das Gefängnis lag in einer Seitenstraße, eine hohe Ziegelmauer schloß es von der Außenwelt ab. Ehe sie getrennt wurden, riefen sie sich gegenseitig ermutigende Worte zu. Lange konnte die Qual ja nicht dauern, dann kamen die Deutschen als Befreier...

Ein grauhaariger Wärter führte den Landrat von Döhlau einen Korridor entlang und öffnete eine eisenbeschlagene Tür: „Da hinein...“

Herr von Döhlau entsann sich der Worte, die ihm auf dem Marktplatz von Ordensburg zugerufen worden waren. Er sah den Alten fest an, sagte deutlich: „Utronnjasa sarja...“ Wenn es nichts half, konnte es auch nichts schaden...

In dem Gesicht des Grauhaarigen zuckte keine Muskel, gleichgültig schloß er die Tür... Der Gefangene stand in einem engen Raum, nur allmählich gewöhnten seine Augen sich an das Halbdunkel. Ein verstaubtes, kleines Fenster in doppelter Mannshöhe ließ ein wenig Licht hinab, die Mauern glitzerten in einem weißlichen Ausschlag, ein beizender Geruch reizte zum Husten. An einer der Längswände stand eine hölzerne Pritsche, von kurzem, zu Häcksel zermahlenem Stroh bedeckt. Und dieses Stroh schien sich zu bewegen... Erst glaubte er an eine Sinnestäuschung. Dann blickte er schärfer hin, und ein unsägliches Grauen kroch ihm vom Nacken her über den Kopf. Was sich da bewegte, war Ungeziefer... Millionen von Läusen krochen zwischen dem Häcksel herum, so daß die kurzen Hälmschen sich hoben und senkten... Er schrie auf, hämmerte mit dem Absatz gegen die eisenbeschlagene Tür, aber es kam keine Antwort, so oft er in den Pausen auch lauschte. Er schrie, bis ihm die Zunge wie ein trodenes Stück Holz im Munde lag... es kam keine Antwort. Da lehnte er mit dem Rücken gegen die feuchte Mauer, trampelte mit den Füßen, damit das Ungeziefer nicht an ihn kam, und überlegte, wie er wohl ein Ende machen konnte, ehe ihn das ekle Gewimmel da bei lebendem Leibe fraß... Aber er fand keinen Weg... In der

Westentasche trug er wohl ein kleines Messer, scharf genug, um die Pulsadern zu durchschneiden, aber er konnte es nicht fassen, denn die Hände waren ihm noch immer auf dem Rücken gebunden... Endlich — vor dem vergitterten kleinen Fenster war es schon dunkel geworden — rasselte es im Schlosse. Die Tür ging auf, ein Männlein in langem Raftan schlüpfte hinein wie eine Maus, die Tür schlug wieder zu. Das Männlein hob eine kümmerlich brennende Laterne:

„Sennen Sie der, wo zu dem Storosch ein bestimmtes, gutes Wort hat gesprochen?“

Herr von Döhlau atmete auf.

„Ja, der bin ich!“

„Und — verzeihen Sie zur Giete — von wennemem hoben Sie das Wort gehört?“

„Von dem Führer der Sozialisten in Ordensburg, Herrn Rochanski...“

„Dann ist gut! Er gewaltiger Mann... wenn wird wieder Friede sein, sein Name wird leuchten wie ein Stern über alle, wo bedrückt und geschlagen sind... Aber es ist nicht viel Zeit für Komplimenten zu machen. Mög' es sein, daß Sie können aufbringen fünftausend Rubel bis morgen abend?“

„Und wenn ich's könnte, was dann?“

Das Männchen zog bedächtig den grauen Spitzbart durch die Hand.

„Da wäre viel möglich zu machen! Mit fünftausend Rubel könnte ich erst reden mit dem Prištaw, und wenn er sich nicht getraut allein, könnte ich gehen zum Herrn Kommandant. Das ist ein sehr freundlicher Mann, er

nimmt von Juden und Christen. Und dann könnte ich sein, daß ich Sie verzeihe in diesem Gefängnis, bis die Freizeiten kommen, oder verleihe, daß der Storosch die Tür da läßt offen stehen, und Sie finden neben Ihrem Brot ein richtiges und gutes Paß...“

„Und was geschieht mit meinen Mitgefangenen?“
Herr Chaim Rosenblum suchte mit den Achseln.

„Weiß ich? Verleihen werden sie schon übermorgen verschickt oder ein paar Tage später...“

Botho von Döhlau warf den Kopf in den Nacken.

„Dann verzichte ich! Wenn ich sie nicht mit befreien kann, muß ich ihr Schicksal teilen.“

Das Männlein schüttelte bekümmert den Kopf mit dem verbeulten Zylinder.

„So spricht ein preiß'scher Edelmann! Was sag' ich, Edelmann? Er Graf! Aber Herr, wissen Sie, was in dem einen Wort 'verschicken' ist eingeschlossen? Das heißt, viele tausend Werst auf Ihre eigene Fieße nach Sibirien! Jeder Schritt ein Marter, wenn die Stiefel fennen zerrissen und die Fieße voll Schwären. Die Tage ein Qual von Morgen bis auf'n Abend und die Nächte ein Pein, denn Sie sollen schlafen in verfaultem Stroh und Rot, wo schon viele Menschen vor Ihnen haben gelegen, und sie fennen aus Not geworden wie die Tiere...“ Er hob die Hände und schüttelte sie in ohnmächtigem Zorn: „Herr, wenn die Straßen nach Sibirien könnten reden! Nur eine einzige Stunde könnten sprechen vor dem Zaren, ich schwör' Ihnen, er würd' eine Ragaita nehmen, seine Ratschelniki zum Teufel jagen! Oder — ihm gewünscht! — er selbst sollt' nur vier

Wochen wandern wie ein Verschlatter, hinter sich den Rasak! Die Zung' hängt ihm' raus zum Hals, ihn dürrstert — da is' eine Pfüh' im Weg, werf' dich hin und laß' Wasser wie e Hund! Oder die spizen Steine tun ihn stechen, in de Fieß hat er Löcher bis auf die Knochen, er möcht' sich hinwerfen und sterben. Aber der Rasak stößt ihm die Stiefelspiß' ins Genick. Fpserod, vorwärts, zum Liegenbleiben is' keine Zeit! Wenn du sterben willst, Sohn einer Hündin, stirb im Gehen . . .“

Botho von Döhlau fühlte, wie ihm ein eisiger Schauer über den Rücken zog. Aber, wenn er auch seine Unglücksgefährten ihrem Schicksal überlassen hätte, wie sollte er in der kurzen Frist die Summe aufstreiben, die zu seiner eigenen Befreiung nötig war . . .?

„Herr,“ sagte er, „und entschuldigen Sie, aber wie war doch Ihr Name?“

Das Männchen verneigte sich.

„Verzeihen Sie zur Giete: Rosenblum! Chaim Rosenblum, Fuhrwerksbesitzer und Kommissionär in, was Sie belieben. Wellen Sie sich essen auf 'n Freitag, ich besorg' se! Wellen Sie kaufen e Klavier oder verkaufen e Pferd, ich besorg' es. Me muß Geschäfte machen, wie sich's trifft, wenn me sechs Kindern soll ernähren . . . Aber — beim Grab von meine Mutter — an die fimftausend Rubel von Ihnen will ich nicht verdienen eine einzige Kopeke! Weil Sie sennen 'n Freund zu Herrn Kochanski, und sein Name gilt bei uns so gut wie ein Chillef, wie ein Wechsel . . .“

Herr von Döhlau mußte sich erst räuspern, ehe er antworten konnte. Seine Erinnerung flog zu dem Tag zurück,

an dem er neben seinem politischen Gegner als Mensch gestanden hatte, neben dem Menschen. Wie er sich mit ihm zu gemeinsamer Arbeit verbunden hatte, als die erste Flut der Flüchtlinge das Städtchen überschwemmte . . .

„Schön,“ sagte er, „Herr Rosenblum, aber ich fürchte, ich werde die verlangte Summe nicht aufstreiben können. Mein Vater ist ein hoher Beamter im Westen, nur wie soll ich eine Nachricht zu ihm gelangen lassen? Meine Frau ist so reich, daß sie hundert solche kleine Lumpen austausen könnte wie hier Ihren Kommandanten, aber sie steht im innersten Herzen auf seiten unserer Feinde. Sie ist die Tochter eines reichen lothringischen Fabrikbesizers . . . ein verwöhntes Kind . . . als sie mir an die russische Grenze hin folgte, nahm sie's als ein kurzes, lustiges Abenteuer. Wie die ersten rauhen Winde bliesen, ließ sie mich allein . . . Vielleicht ist sie mit ihrem Vater heute schon in Paris, aber, selbst wenn ich sie erreichen könnte — eher würde ich elend zugrunde gehen, als sie um Hilfe bitten . . .“

Herr Rosenblum kratzte sich den Kopf.

„Sie reden eso, vor dem Weg nach Sibirien! Wenn Se ihn erst kennen, is' vorbei mit dem Stolz, me schreit nur um Hilfe . . . Ich kenn' ihn, denn ich bin ihn gegangen, hin zu Fuß, zurück zu Fuß. Dreißig Jahre is' her, ich war e unbesonnener junger Mensch, hab' mir eingebild't, die Morgenröte wär' nahe auch für unser Volk! Eine Schrift hatt' ich geschrieben an den Zaren, was für ein Denkmal von Liebe er sich könnt' setzen in acht Millionen jüdische Herzen, wenn er möcht' befehlen, daß seine Tschinowniks uns sollen behandeln als Men-

sehen. Seine Antwort war: Sibirien! Zwei Jahre hab' ich Blei gegraben unter der Erde in Sachalin, dann bin ich gestorben. Als der Revolutionär Awrom Jabludowski bin ich gestorben. Wie ich wieder bin aufgewacht, hab' ich einen Paß gehabt auf den Namen Chaim Rosenblum. Ich hab' gesagt, wieso soll ich nicht Rosenblum heißen, wenn ich anfang' e neues Leben? Dreitausend Rubel hatten meine Leut' zusammengebracht für Tod und Auferstehung . . . Ich hab' se langsam zurückgezahlt, aber noch heut' schred' ich zusammen in der Nacht, wenn ich träum', ich bin wieder der Awrom Jabludowski, ein Kasak treibt mich auf der Straße nach Sibirien . . .“ Er wischte sich mit der Hand über die Stirn . . . „Aber, Herr, die Zeit geht herum, und wir klären unnütze Fragen, wie die Juden, wenn se an Schabbesnachmittag stehen auf dem Markt . . . Also Sie glauben nicht, daß Sie die fünftausend Rubel können aufbringen bis morgen abend?“

Botho von Döhlau schüttelte den Kopf.

„Nein, Herr Rosenblum, das glaube ich nicht!“

„Ja dann, Herr . . . Und wieviel haben Sie jetzt noch bei sich?“

„Nicht einen Pfennig! Als mein Kasak mich dem Wärter übergab, griff er mir in die Taschen. Ehe ich ein Wort herausbringen konnte, war ich geplündert.“

Herr Rosenblum nickte.

„Wenn dich e Kasak nur ansieht, schon ist dein Geld verschwunden! Aber man wird doch da sehen, was zu machen is . . .“ Er löste dem Gefangenen die Fesseln, hielt ihm ein abgegriffenes Notizbuch hin.

„Da, Herr, schreiben Sie ein Wort um Hilfe an Ihren Freund in Ordensburg, ich will es noch heut' abend befördern an die Adressen . . .“

Botho von Döhlau mußte erst eine Weile lang eine Hand an der anderen reiben, ehe er mit unbeholfenen Fingern schreiben konnte.

„Lieber Herr Kochanski, man bietet mir für fünftausend Rubel die Freiheit. Selbst wenn das Geld aufzutreiben wäre, ich würde mich von meinen Schicksalsgenossen nicht trennen. Sollte es Ihnen möglich sein, eine Nachricht an meinen Vater gelangen zu lassen: er ist Oberpräsident in Koblenz. Vielleicht gelingt es ihm durch das Auswärtige Amt, mich und meine Gefährten zu befreien. Auf Wiedersehen in besseren Zeiten!
Botho von Döhlau.“

Herr Rosenblum las die Seiten in seinem Notizbuche aufmerksam durch. Als er fertig war, schob er es in seine Brusttasche.

„E großer Mann in Preußen, e Oberpräsident, und sein Arm reicht weit. Aber nich bis Rußland! Und Auswärtiges Amt? Das wär' verleicht gut, wenn de Welt möcht' bestehen aus lauter Deutschen. Aber hier bei uns? Der Ruß ist schlimmer als ein Tier! Ein Tier lebt nach dem Gesetz von seiner Natur. Wenn die Natur es ihm vorgeschrieben hat, es soll die anderen auffressen, frist es sie auf. Wenn es ihm vorgeschrieben ist, in Frieden zu leben, lebt es in Frieden. Der Ruß aber ist kein Tier, sondern ein verdorbener Mensch! . . . Die Gesetze lernt er, um sie zu betrügen, und das Höchste ist ihm sein Bauch.

Um eine Stunde Wollust verkauft er seine Mutter, um ein Gericht Vorsch seinen Vater. Seine Schwester schickt er um hundert Rubel in die Schande, seine Ehre ist ihm feil für ein Glas Schnaps. Wie ein Schwein rennt er durchs Leben, das Tollkraut gefressen hat... Und jetzt ist das ganze Volk betrunken von diesem Kraut. Die Stimme von Ihrem „Auswärt'gen Amt“ ist nicht mehr wert als das Weinen von einem kleinen Kind... Aber Spaß“ — in Herrn Rosenblums Augen bligte es freudig auf — „die Deutschen möchten den Großfürst Nikolai fangen und ihm jeden Tag fünfundzwanzig mit der Nagaita geben! Der Schrei würd' kommen bis Petersburg, und der Zar würd' öffnen sein Herz auf einmal für die Gerechtigkeit! Mir gewünscht, ich dürft' eine Stunde nur sitzen auf dem Platz vom lieben Gott, und es möcht' manches anders werden im großen Russischen Reich...“

Der Landrat von Döhlau mußte lächeln.

„Wenn es so weit ist, Herr Rosenblum, halte ich mich zu Ihrer Verfügung, zum Verdreschen! Aber wenn Sie auch meinen Brief an Herrn Rochanski befördern — glauben Sie, daß er in der Lage ist, den Silberruf an meinen Vater zu schicken?“

Herr Rosenblum schüttelte mißbilligend den grauen Kopf.

„Was heißt, in der Lage...? Er schickt! Was geht's mich an, wie? Verleicht durch einen Vogel durch der Luft oder mit einem russischen Soldat, der das gute Wort kennt wie Sie und ich? Es sind ihrer viele,

die es kennen!... Aber wenn die Antwort kommt, sind Sie auf dem Marsch nach Sibirien...“

Botho von Döhlau richtete sich auf.

„Verlassen Sie sich drauf, man wird mich zurückholen!“

Das alte Männchen seufzte.

„Ihnen gewünscht, und Ihr Wort in Gottes Ohr! Aber hier ist was zum Rauchen und was zum Essen...“ Er griff in die Tasche, holte ein Pack Zigaretten hervor und ein Duzend auf eine Schnur gereichte Biggel, ein ringförmiges Gebäck aus Weizenmehl. Der Landrat saßte gierig zu, er hatte seit dem frühen Morgen außer einem Schluck Wasser nichts genossen.

„Herr, wie soll ich Ihnen das mal vergelten? Und wenn Sie noch ein übriges tun wollen, sagen Sie dem Wärter, er möchte meine Zelle säubern, ehe ich mich schlafen lege. Das Ungeziefer frißt mich sonst auf!“

Herr Rosenblum zog bedenklich die Augenbrauen hoch.

„Das wird schwer hineingehen in seinen Verstand! Er hat selber welches, nur am Sonntag sucht er sich's ab. Wer überhaupt in Rußland hat keins? Glauben Sie mir, auch der Zar hat sich schon gefragt! Und ich sag' immer, suchst du Gerechtigkeit bei uns — nur bei der Laus! Sie beißt den Juden und den Christen, den Reichen und den Armen, den Pilger auf der Landstraße wie den Gendarmen... Was Sie aber zu mir gesprochen haben von Vergelten? Wenn Gott hilft, und Sie sennen wieder in Ihrem Amt: das erste arme Jidchen, was wird kommen gegangen zu gehen bei Sie mit einer Bitte — denken

Se, es iſe der alte Chaim Roſenblum und tunen Se's ihm zu gut . . .“

Das graue Männchen war ſo heimlich verſchwunden, wie es gekommen war. Botho von Döhlau ſtand allein. Nach einer Weile kam der Wärter, kehrte den kurzgemahlenen Häckſel in einer Ecke zuſammen, begoß ihn mit einem Eimer kochenden Waſſers und warf auf die Pritſche ein Bündel friſches Stroh. Auf ein Brett an der Wand ſtellte er einen Tonkrug und ging ſchweigend wieder hinaus. Der Landrat von Döhlau aber ſchlang gierig die trockenen Biggel hinunter, ſtillte ſeinen Durſt aus dem Waſſerkruge und ſtreckte ſich auf der harten Holzpritſche aus, das Stroh-bündel als Kopfkiffen. Seine Lage kam ihm nicht mehr ſo verzweifelt vor wie noch vor wenigen Stunden. Es ging doch nicht an, daß er und ſeine Mitgefangenen ohne jeden triſtigen Grund nach Sibirien verſchleppt wurden. Es mußte doch zu irgendeiner Vernehmung kommen, und da wollte er energisch genug gegen dieſe allem Völkerrecht Hohn ſprechende Behandlung proteſtieren . . .

Die Müdigkeit überwältigte ihn nach dem ungewohnten Marſch in Sonnenbrand und Staub, die Augenlider ſanken ihm zu kurzem Schlummer. Im Hinüberdämmern aber mußte er denken, welch eine Kraft das wohl ſein mochte, die ſo Großes wirkte? Daß ſie Menſchen verſchiedenen Glaubens und verſchiedener Herkunft zu gemeinſamen. Fühlen verband und zu gemeinſamer Abwehr, über eine Grenze hinweg, die ſo ſchroff war wie eine hohe Mauer . . . Der

Königlich preußiſche Landrat des Kreiſes Ordensburg war ein Nichts in der Hand ſeiner ruſſiſchen Schergen. Ein kurzes Wort, das der Anwalt der Kleinen und Beladenen ihm zuſchrie in der Heimat, half ihm, daß er in aller Not und Pein nicht ganz verlaſſen blieb . . . daß ein Strahl von Hoffnung durch die dicken Mauern eines ruſſiſchen Gefängniſſes in ſeine von Ungeziefer und Schmutz verpeſtete Zelle fiel . . .

Aber die Tage kamen und vergingen, die erſehnte Befreiung blieb aus. Die eiſenbeſchlagene Tür öffnete ſich nur, wenn der ſchweigſame alte Wärter den Krug auf dem Wandbrette mit friſchem Waſſer füllte und daneben ein verſchimmeltes Stück Brot legte. Zu jeder Frage und Bitte ſchüttelte er nur den Kopf: „Nie pammaju Gaſpadin . . . Herr, ich verſtehe nicht . . .“ Endlich jedoch kam ein Tag, an dem der Landrat von Döhlau aus der halbdunklen Zelle ins Freie geführt wurde. Eine ganze Weile dauerte es, bis ſeine Augen ſich wieder ans Licht gewöhnten, und da erkannte er, daß er mitten zwiſchen ſeinen Leidensgefährten ſtand. Sie ſahen ſich an und erſchraken voreinander. Die Geſichter blaß und verfallen, die ungeordneten Haare und Kleider mit ekelhaftem Ungeziefer bedeckt . . .

Nur zwei von den aus Ordensburg Verſchleppten fehlten, die Kaufleute Bär junior und Davidſohn. Die kannten den Verkehr mit ruſſiſchen Beamten aus ihrem langjährigen Geſchäftsbetrieb über die Grenze. Nach ihrer Einlieferung hatten ſie dem Polizeiemeiſter von Grajewo einen herzlichen Gruß geſchickt von

einem nahen Verwandten. Und der hatte sie verstanden. Am nächsten Morgen wurden sie unter Bedeckung eines vertrauenswürdigen Gorodowois nach Ordensburg zurückgebracht und mußten diesem einhändigen, was sie an barem Gelde in Geschäft und Verwandtschaft aufreiben konnten. Zusammen mehr als fünfzehntausend Rubel, so daß sie ruiniert waren und ihre kleinen Geschäftchen von vorn anfangen mußten. Aber was lag daran? Sie hatten das Köstlichste gerettet, das Leben. So reich waren sie nicht mit ihrer ganzen Verwandtschaft, um auch ihre Mitgefangenen auszulösen. Wer wollte es ihnen da verdenken, daß sie zuerst für sich selbst sorgten? ... Und Herr Bär junior, der selbst in schweren Lagen seinen gesunden jüdischen Mutterwitz nicht verlor, stieß seinem betrübten dastehenden Leidensgefährten mit dem Ellenbogen in die Seite.

„Nu, Davidsohn, wieso lassen Sie so den Kopf hängen? Ein Gutes ist aus dem Schlamassel wenigstens 'rausgekommen — die Konkurrenz zwischen uns hat ein Ende! Und es steht nichts mehr im Wege, daß wir ein Kompaniegeschäft anfangen. Die Einlagen sind gleich: Sie sind pleite, und ich bin pleite. Nur ich hab' den klügeren Kopf! Da werden Sie's begreiflich finden, daß Sie noch irgendwo zwanzig Mark aufreiben müssen, zum Ausgleich. Damit verlegen wir uns auf Seereslieferung für die russische Armee! In Lausafalbe. Nach unseren Erfahrungen im Gefängnis von Grajewo muß in diesem Artikel ein geradezu glänzendes Geschäft zu machen sein...“

Die Ordensburgur Stadtvertreter wurden zu dreien nebeneinander vom Gefängnishofe auf den Marktplatz geführt. Und da fanden sie eine große Menge von Schicksalsgenossen. Wohl an zweihundert Weiber, Kinder und Greise, aus den Grenzdörfern in Gefangenschaft verschleppt. Sie harrten stumpf auf dem weiten Platze wie eine Viehherde, die zur Schlachtbank geführt werden sollte. Und nur zögernd gaben sie Auskunft. Immer mit Klagen dazwischen, daß sie so töricht gewesen wären, im Vertrauen auf russische Menschlichkeit in der Heimat zu bleiben. Die Knaben und Jünglinge waren ermordet oder verstümmelt durch Abschlagen der rechten Hand, die Mädchen zur Lustbarkeit ins Lager verschleppt...

Ein Männchen in langem Raftan und verbeultem Zylinderhut schob sich da, wo der Landrat von Döhlau stand, vorbei und gab ihm durch ein plötzliches Räuspern ein Zeichen. Er erkannte seinen Besucher aus der Zelle und merkte auf. Aber es dauerte eine ganze Weile, bis Herr Rosenblum sich zu unauffälliger Unterhaltung in seiner Nähe aufstellte. Mit dem Rücken zu ihm, und scheinbar unterhandelte er bei der Botenschaft, die er auszurichten hatte, mit einem anderen Raftanträger über ein Geschäft...

„Ich hab's dir gleich gesagt, der Herr Rochanski wird nicht ausrichten können! Treppauf und treppab ist er gelaufen, hundert Rubel hat er zusammengebracht. Bar Geld ist knapp in Ordensburg, weil alles genemmt hat der russische General; Kontribution hat er's geheißsen für den russischen Staat, wo

die achtzigtausend Rubel werden verschwinden, weiß er allein ... Und ich laß jetzt die hundert Rubel hinter mich fallen auf der Erde ... Wenemem's angeht, der wird se aufheben ... Und es sind lauter einzelne Rubelscheine, denn wenn du einem Kasak gibst einen großen Schein, er kann dir — nebbich — nie 'rausgeben mit kleinem Geld ... Und der Herr Kochanski wird einen Ruf ausstoßen bis nach Berlin ... Aber er verspricht sich nicht viel von diesen Ruf, denn die Deutschen sollen geschlagen sein in einer großmächtigen Schlacht, und ihr Wort gegen Rußland wird so viel gelten wie das Weinen von enem Hasen, den wo der Fuchs hat gebissen in den Hals ...“

Herr Rosenblum ging gestikulierend weiter. Botho von Döhlau bückte sich rasch und schob das in Zeitungspapier gewickelte Päckchen in die Brusttasche. Barg die Summe Geldes, die er noch vor kurzem an einem einzigen lustigen Abend ausgegeben hatte, wie einen löblichen Schatz ...

Der Rittmeister mit dem Pflaster auf der Nase kam, hoch zu Roß, auf den Marktplatz. „Fertig?“ rief er den Wachtmeister der Geleitstruppe an, und der antwortete: „Zu Befehl!“ Mit Schreien und Fluchen ordneten die Kasaken den traurigen Zug in Reihen zu vieren. Der Bürgermeister Wessollek schlug sich plötzlich mit den Fäusten gegen die Brust wie ein Rasender.

„Das dulde ich nicht!“ schrie er auf und rannte aus der Reihe, packte den Gaul des Rittmeisters am Randarenzügel: „Das dulde ich nicht, ich verlange, vor ein ordentliches Gericht geführt zu werden...“

Der Rittmeister Bajaruschnik zog den rechten Fuß aus dem Steigbügel, zielte sorgfältig und trat dem Bürgermeister Wessollek mit dem spornbewehrten Absatz mitten ins Gesicht.

„Da, du Sohn einer Hündin, das ist dein ordentliches Gericht! ... Und wie kannst du es wagen, dich an einem russischen Offizier zu vergreifen? ...“

Ein Kasak spornte seinen Gaul gegen den Zurücktaumelnden, eine Klinge bligte in der Luft, der brave preußische Bürgermeister sank mit ausgebreiteten Armen auf das Pflaster zurück. Eine dunkle Lache von Blut breitete sich unter seinem regungslos liegenden Körper ...

Und der Rittmeister lachte kurz auf.

„Seht doch den Faulpelz! Weil er Angst hat, zu Fuß zu gehen, legt er sich lieber schlafen...“

Danach ging der Transport der Abbrigbleibenden gar leicht vonstatten. Wenn einer der Begleitmannschaften sie nur scharf anblickte, beschleunigten sie den Schritt. Aber schon nach dem ersten Tagesmarsche, der bis zu dem Dorfe Rangrod führte, hatte sich die Zahl der mühselig auf staubiger Landstraße Dahinziehenden verringert. Trotz allem löblichen Eifer brach ab und zu eins der Weiber oder Kinder oder einer der alten Männer im Sonnenbrand und Staub zusammen. Dann blieb einer der Begleitmannschaft zur „Hilfeleistung“ zurück. Aber schon nach kurzer Frist kam er wieder angesprengt und erstattete dem Rittmeister Bajaruschnik eine Meldung. Und der zog ein Notizbuch, strich darin eine Nummer aus ...

Der Landrat von Döhlau zählte genau, bis zum Einrücken in das Nachtlager waren zweieunddreißig auf diese Weise zurückgeblieben. Er warf sich todsmüde auf die kahle Erde; seine leichten Stiefel waren zerrissen, die Füße brannten, und im Nacken biß ihn Ungeziefer. Das kleine scharfe Messer in der Westentasche drückte ihm beim Niederlegen gegen die Rippen, als wenn es sagen wollte: „Hier bin ich, einen kurzen Schnitt nur, und deine Qual hat ein Ende...“ Er nahm es und warf es im Bogen weit von sich fort, um jeder Versuchung zu entgehen. Und wenn er auf wunden Stümpfen weitermarschieren sollte, er mußte bis zum Ende ausharren. Um als Blutzeuge dazustehen am Tage der Abrechnung und laut seine Stimme zu erheben, daß es mit diesem entmenschten Volk keinen Frieden geben durfte. Erschlagen mußte man es Mann für Mann, oder man mußte es in einen festen Käfig sperren, der ihm, gleich einer gefährlichen Bestie, für immer das Ausbrechen verwehrte...

11.

Zur selben Zeit weilte mitten im Belbahrer Walde seine junge Frau bei ihrem schwerwunden Mann. In einer wohl tausend Morgen großen Kiefern-Schonung lag, einem tiefen Kessel gleich, ein rundes Tal. Dort hatte die Herrin von Marczinowen, das Fräulein von Streit, ihr Gutsgesinde vor den Russen geborgen. Wie sie annahm, nur für wenige Tage; denn viel länger konnte es nicht dauern, bis die anrückenden deutschen Truppen den eingedrungenen Feind wieder über die Grenze warfen.

Aber mehr als zwei Wochen waren vergangen, kein Anzeichen ließ darauf schließen, daß von Westen her die ersehnte Hilfe nahte. Nur ab und zu, in stillen Nächten, konnte man murrenden Kanonendonner vernehmen. Wie das Grollen eines weit entfernten Gewitters hörte es sich an. Und der alte Gutsförster Hahn, der in einer mondlosen Nacht auf Rundschau gegangen war, kehrte im Morgengrauen mit betrübenden Nachrichten wieder heim. Überall seien die Russen in siegreichem Vordringen. Bei Eydtkuhnen hätten sie eine deutsche Armee geschlagen, Gumbinnen und Insterburg besetzt, schickten ihre streifenden Kasakenpatrouillen bis an die Tore von Königsberg. Südwärts aber marschiere eine ungeheure Armee gegen die Linie Ortelsburg—Neidenburg—Soldau, nur noch

die kleine Feste Bienen zwischen Mauer- und Lewentensee leistete hartnäckigen Widerstand. Unter dem Befehl des Obersten Busse, eines tapferen Mannes von altpreussischem Schrot und Korn. Es hieß, er hätte geschworen, sich mit samt seiner Besatzung unter den Trümmern der Zitadelle begraben zu lassen, ehe er den ihm von seinem Könige anvertrauten Platz dem Feinde übergäbe. Die Russen aber lachten bloß darüber. In kurzer Frist wäre die kleine Feste mit der anschließenden Stadt Löben umzingelt und ausgehungert. Dann zeigte man der Besatzung ein Stück Speck, und sie käme mit hochgehobenen Händen gelaufen.

In Ordensburg aber, so meldete der Gutsförster Sahn weiter, hätten sich die Feinde eingerichtet, als gedächten sie nie mehr fortzugehen. Ein russischer Polizeimeister regiere die Stadt und halte im großen und ganzen auf Zucht und Ordnung; jedoch nur die Aneipenwirte seien mit der neuen Herrschaft zufrieden. Und den größten Zulauf hätte der Gastwirt Pfizner am Polnischen Thor, bei dem früher die masurenischen Bauern vor der Heimfahrt vom Markt noch einen letzten „Wegweiser“ zu nehmen pflegten. Der hatte für seine vom bösen Reizen geplagte Schwiegermutter eine scharfe Einreibung angelegt. Keinen neunziggrädigen Spiritus, abgezogen auf Cayennepfeffer, Ameisen, Brennesseln und Kampfer. Außerlich angewandt, ein wohlthätiges Mittel, innerlich aber der sichere Tod infolge Verbrennens der Eingeweide. Und von diesem Gebräu hatte der Kellnerlehrling in

Abwesenheit seines Chefs versehentlich einem Russen ein großes Glas voll verkauft! Zitternd erwartete er die unausbleibliche Strafe und verkroch sich unter dem Schenktisch, als nach einer Viertelstunde ein ganzer Pulk Russen das Lokal stürmte. Aber statt ihn zum Tode zu schleifen, verlangten sie ungestüm den neuen Schnaps, der so wunderbar den ganzen Menschen durchwärmte, daß man glauben könne, man läge daheim auf der Pjetschka, dem geliebten, die ganze Mitte des Hauses einnehmenden Rachelosen. Und der gerade heimkehrende Gastwirt Pfizner erfaßte mit dem Blicke des tüchtigen Geschäftsmannes die Konjunktur... Es rührte ihn wenig, daß die liebe Schwiegermutter eine Weile lang des lindernden Einreibemittels entraten mußte — im Kriege hatte ein jeder Opfer zu bringen! Die Russen zahlten willig dreißig Kopfen für ein Gläschen des wie Feuer in der Kehle brennenden Geföffes; da war es um jeden Tropfen schade, der nicht verkauft wurde. Jede Nacht setzte er jetzt ein ganzes Fäßlein des neuen Wunderschnapses an. Er taufte ihn auf den Namen des obersten Heerführers „Nikolajaska“ und wünschte sich noch drei Jahre russischer Einquartierung...

Das Fräulein von Streit hörte den Bericht mit sorgenvoller Miene an, denn für ein langes Ausbarren in dem Waldversteck war sie nicht eingerichtet. Mehr als dreißig Menschen waren zu ernähren, und sie konnte genau ausrechnen, wann die mitgebrachten Speckseiten, Würste und geräucherten Schweineschinken ein Ende nehmen mußten. Fast jeden Tag aber

nahmen einige bedrückte Weiblein neu herzugeschlichen und bettelten um Jesu Barmherzigkeit willen, da-
bleiben zu dürfen, denn mit den Russen gäbe es kein
Hausen mehr. Weil sie außer einem bißchen Dienst
den ganzen lieben Tag nichts zu tun hätten, dächten
sie sich Scheußlichkeiten aus, die man nicht wieder-
erzählen könnte, ohne vor Scham in die Erde zu ver-
sinken. Da durfte man das arme Weibsvolk doch nicht
wieder zurückstoßen in diesen Sumpf von Unflat und
Schande, mußte es ernähren, wenn auch die Rationen
immer kleiner wurden . . .

Gott allein mochte wissen, wie es sich in den Dör-
fern um den Beldahner Wald herumgesprochen hatte,
daß die Herrin von Marczinowen in den dichten Scho-
nungen am Tatarensee eine sichere Unterkunft ge-
schaffen hatte. Vielleicht war der Beldahner Gastwirt
Bubrißky daran schuld, der — geschwägiger als ein
Bartischerer — jedem Kunden bei einem Glase Schnaps
zugleich die neuesten Neuigkeiten erzählte. Dem ge-
dachte das Fräulein von Streit bei der ersten passen-
den Gelegenheit gar gründlich aufs Dach zu steigen,
obwohl er eine Guttat auf der anderen Seite des
Kerbolzes zu seinen Gunsten vorweisen konnte; näm-
lich, daß er dem alten Heurich den rechten Weg ge-
wiesen hatte . . . Ohne frühzeitige Hilfe wäre der
Rittmeister von Foucar, den sein Getreuer aus dem
Kampfgetümmel entführt hatte, verloren gewesen . . .
Blaß wie ein Leintuch hatte er auf dem weichen
Moospolster gelegen; nur wenn man ihm eine Flaum-
feder an den Mund legte, merkte man, daß noch ein

wenig Leben in ihm war. Da beschränkte das Fräu-
lein von Streit sich darauf, mit einer sorgfältig in
kochendem Wasser gereinigten Schere an der fürchter-
lichen, über den ganzen Kopf sich hinziehenden Wunde
einen Hautlappen fortzuschneiden, der schon nach
kurzer Frist in Eiterung übergegangen wäre; aber sie
glaubte an keine Genesung. Beim vorsichtigen Ab-
tasten hatte sie festgestellt, daß die ganze Umgebung
des Schmisses sich weich anfühlte, von einem Blut-
erguß unter der Haut oder von einer Zertrümmerung
des Schädels. Und als sich am Nachmittage das Fieber
einstellte, schickte sie ein kümmerliches Häufchen Un-
glück, die verwachsene Tochter des Scharwerkers Kob-
buk, mit Botschaft nach Ordensburg. Frau Anne-
marie von Foucar sollte sich gegen Mitternacht bereit
halten. Dann werde der getreue alte Heurich den
Versuch wagen, sie mitten zwischen den Russen hin-
durch zu ihrem nicht gerade leicht verwundeten Manne
zu holen . . .

Gegen Morgengrauen kamen sie an, die junge
Frau mehr getragen als geführt. Und da hatte das
Fräulein von Streit zwei Patienten statt eines, denn
Frau Annemarie brach an dem Lager des Gatten
kraftlos zusammen . . . Das ältliche Fräulein schüttelte
im ersten Augenblicke unwillig den Kopf: wie konnte
ein Mensch sich vom Unglück so niederschlagen lassen?
Dann aber sah sie sich das junge Frauchen näher an,
und an Stelle des Unwillens zog Mitleid in ihr Herz.
Es war ja zum Erbarmen, was die letzten Wochen
aus dem früher so blühenden Menschenbilde gemacht

hatten ... Die anmutige Gestalt vermagert, das Gesicht krankhaft bleich und spitz, ein Schatten nur noch von dem aufrechten ostpreußischen Mädels, das — von vielen beneidet — vor mehr als Jahresfrist den Rittmeister von Joucar geheiratet hatte ... Kaum vier Wochen freilich waren es her, daß sie den Vater verloren hatte, und der geschäftige Klatzch wußte zu erzählen, der alte Herr hätte seinem Leben freiwillig ein Ziel gesetzt. Es fortgeworfen wie eine auf die Dauer unerträglich gewordene Last, weil irgendein Satan ihm den Verdacht in das Herz gestoßen hatte, seine Frau habe ihn schon vor der Ehe betrogen, die mit aller heißen Liebe umhegte Tochter sei nicht sein Kind ... Von anderer Seite wiederum wurde berichtet, Frau von Joucar habe ihre jahrelang verschollen gewesene Mutter wieder in ihrem Hause aufgenommen und pflege sie mit kindlicher Liebe. Da hätte sie sich eigentlich doch schon längst Gewißheit holen können, ob an den schmählichen Gerüchten ein Körnchen Wahrheit war ... Bis es dem Fräulein von Streit einfiel, sich eine solche Aussprache zwischen Mutter und Tochter in klaren, nichts beschönigenden Worten vorzustellen. Da merkte sie, daß es für eine Tochter unmöglich war, zu fragen, und für eine Mutter — wenn sie sich auch nur eine Spur reinen Empfindens bewahrt hatte — unmöglich zu antworten ...

Von diesem Augenblicke nahm sie sich der körperlich und seelisch zusammengebrochenen jungen Frau mit verdoppelter Liebe an. Wäppelte sie wie ein kleines Kind

mit leichten Mehlsüpplein und gekochtem Obst. Die Äpfel und Birnen brachte die verwachsene Anta Robbuß aus den verlassenen Vorgärten. Sie war das einzige weibliche Wesen, das bei Tage ungefährdet eine Straße passieren durfte. Fräulein von Streit aber saß Tag und Nacht zwischen den beiden Krankenlagern und scheuchte unablässig mit einem abgebrochenen Kiefernzweige die eßlen Schmeißfliegen und Bremsen, die, vom Wundgeruche geführt, in dichten Schwärmen gezogen kamen. Und nur ein paar Stunden am Tage trat sie ihr Pflegerinnenamt an eine zuverlässige Scharwerkerfrau ab, um sich selbst zu kurzer Ruhe auszustreden ...

Alles, was in dem sicheren Walddorfsied Zuflucht gefunden hatte, hing mit heißer Verehrung an der tapferen Frau. Nur der dicke Freiherr von Lindemann, den sie mit eigener Lebensgefahr errettet hatte, als die Russen ihn schon gegen die Scheunenwand stellen wollten, gönnte ihr die anstrengende Tätigkeit von Herzen. Jetzt durfte er sich endlich einiger Freiheit erfreuen, während er in den ersten Tagen unter gar strenger Aufsicht gestanden hatte, so daß er — natürlich nur innerlich — seine Errettung als ganz gewöhnliche und hinterlistige Einsperrung bezeichnete. Verschärft durch zweimal tägliche Bußübungen unter Leitung des gleichfalls geretteten Vorzimmer Pastors. Eines verhältnismäßig noch jugendlichen Herrn, der aber in seiner Bibel ganz unheimlich Bescheid wußte ... Zu jeder Predigt fand er als Grundlage einen Spruch, der einen deutlichen Hinweis auf das sogenannte Lotterleben seines alten Kirchenpatrons enthielt, trotzdem er

in Friedenszeiten im Borznimmer Schlosse zuweilen ganz wacker mitgezecht hatte. Und schier erstaunlich war es, wie viele Verwünschungen es in der Bibel gab für die Reichen, die nur fleischlichem Gelüst und ihrem Bauche lebten . . . Da stellte er eines Tages den eifernen Gottesmann:

„Pastorchen, müssen Sie denn immer bloß gegen die Reichen wettern? Die Armen sind wahrscheinlich auch nicht alle durch die Bank Unschuldslämmer, also geben Sie denen doch auch 'mal ihr Fett!“

Der junge Pfarrherr zuckte mit den Achseln.

„Gehet nicht, Herr Baron, auf höheren Befehl! Aber bedenken Sie gefällt, dem bußfertigen Sünder, der reumütig gegen die Brust schlägt, winkt die Gnade . . .“

Da warf der Freiherr von Lindemann einen scheuen Blick auf seine hagere Erretterin und seufzte auf: „Pastorchen, dafür bin ich wohl noch nicht reif genug . . .“ Und er setzte sich auf die Schattenseite des Taktessels und hing trüben Gedanken nach . . . Zu rauchen hatte er auch schon längst nichts mehr . . .

Und er grübelte: Wofür sollte er eigentlich Buße tun? Er war doch ein leidlich anständiger Mensch, und daß er seinen Durst lieber in einem guten Burgunder löschte statt mit klarem Brunnenwasser, konnte doch keine Sünde sein? Auch nicht, daß er zuweilen in lustiger Gesellschaft sich eine ganze Nacht um die Ohren schlug, bis die in den Dachrinnen schimpfenden Späzen zur Heimkehr mahnten . . . Außerdem aber, für wen denn sollte er sich in strenger Arbeit mühen vom Morgen bis in die sinkende Nacht? Seinem Gesinde ging es gut, und

für die lieben Erben blieb immer noch genug übrig, auch wenn er sein sogenanntes Lotterleben noch eine Weile lang fortsetzte . . . Daß er aber sein Leben sich so und nicht anders eingerichtet hatte, daran war schließlich der liebe Gott selber schuld, denn der hatte ihn beim Verteilen äußerlicher Reize gar kärglich und geizig bedacht. Und zu allem Unglück in einen unförmlich dicken Kahlkopf ein paar schönheitshungrige Augen gesetzt . . . Mit diesen Augen hatte er zusehen müssen, wie die jungen Edelfräuleins im Kreise immer einen anderen heirateten. Er aber war ausgelacht worden, wenn er sich mit zarter Huldigung näherte, und die Körbe, die er sich im Lauf der Jahre geholt hatte, waren nicht zu zählen . . . Da wollte es ihm scheinen, er sei eigentlich schon gestraft genug, um einer Extrabüße entraten zu können, und er gedachte, die letzten paar Jahre ohne einen weiblichen Schulmeister zu verleben . . .

Den ersten Tag der verringerten Aufsicht benutzte er dazu, den Förster Hahn und den Pastor zu einem Dauerskat in einiger Entfernung vom Lager zu verführen. Die fettigen Karten, auf denen die Bilder unter einer schwärzlichen Altersschicht kaum noch zu erkennen waren, hatte er einer wahr sagenden Scharwerkerfrau abgeknöpft. Die Kreuz-Acht, als Unglücksprophetin, fehlte in dem Spiel, man mußte sie sich immer als im Sate liegend vorstellen. Aber auch sonst war es kein Vergnügen, denn der Pastor besaß keine Spur von Kartenverstand, spielte wie ein Nachtwächter und zitterte zudem immer vor einer Strafpredigt des gestrengen Fräuleins von Streit . . .

Am zweiten Tage der mangelnden Bewachung schwänzte der Freiherr von Lindemann die Abendandacht und hinterließ die Ausrede, er sei ein Körbchen Heidelbeeren pflücken gegangen, falls die Marczinower Gutsherrin nach ihm fragen sollte . . . Und als er sich in einem schier unüberwindlichen Freiheitsdrang aus der dichten Schonung geschoben hatte, sah er in einer Lücke des Hochwaldes von fernher den Ordensburger Kirchturm winken. Da wußte er, was ihn hinausgetrieben hatte. Denn unweit dieses Turmes lag die Kneipe seines alten Busenfeindes Zapiegniŭ, der auf zwanzig Meilen in der Runde den einzigen trinkbaren Burgunder schenkte! Und was sollte ihm auf dem Wege dorthin passieren? Russisch sprach er geläufig, und Geld hatte er genug bei sich, um unbequemen Fragern nach einem persönlichen Ausweise das Maul zu stopfen. Es ging sogar noch glatter, als er erwartet hatte. Denn in dem auf seinem Wege liegenden Dorfe Mrosen traf er im Wirtshause einen Hausierer, der neben allerhand anderen nützlichen Gebrauchsgegenständen auch mit echten, vom russischen Generalkommando in Ordensburg ausgestellten Passierscheinen handelte. Das „Signalement“ des Inhabers wurde erst beim Verkaufe hineingeschrieben, weil sonst das Geschäft mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hätte.

Also ausgerüstet begab sich der Freiherr von Lindemann ins Städtchen, aber schon auf dem Wege zur Kneipe des Polen Zapiegniŭ sank ihm ein Teil seiner unternehmungslustigen Laune. Vor den Haustüren standen stille und bedrückte Menschen; wenn man sie

ansprach und nach Neuigkeiten fragte, sahen sie sich ängstlich um und traten scheu zurück. Der dicke Gutsherr von Borzhninnen war ihnen allen wohlbekannt, aber die schwere Not herrschte im Lande. Niemand getraute sich, ein offenes Wort zu sprechen, denn die Späher der Ochrana, der geheimen russischen Polizei, hatten ihre Augen und Ohren überall . . . Ehe man sich verlor, sah man im Arrest, und nur auf krummen, mit vielem Gelde gepflasterten Wegen kam man wieder hinaus . . .

Die kleine Kneipe war trotz der frühen Abendstunde dicht gefüllt, fast alle Tische waren von russischen Offizieren besetzt. Auch etliche „Damen“ saßen dazwischen, so ziemlich die unterste Klasse des die Straßen von Suwalki und Bialystok bevölkernden Gesindels. Die beiden Kellnerinnen hatten alle Hände voll zu tun, denn es wurde scharf getrunken, dem Wirte Zapiegniŭ aber hing der lange polnische Schnurrbart in schmerzlicher Linie noch tiefer hinab als sonst. Und als der Herr von Lindemann ihn an der Schenke begrüßte und zu dem glänzenden Geschäftsgange beglückwünschte, erhielt er die klägliche Antwort, es wäre ein Geschäft, an dem man schon heute Bankrott machen müßte! Die meisten der Herren ließen „ansprechen“, statt ihre Zechen bar zu berichtigen. Und wenn man in Anbetracht der unsicheren Zeiten sanft an Bezahlung mahnte, wurden sie lässig, ergingen sich in nicht mißzuverstehenden Andeutungen. Ob er nicht wisse, daß der Ausschank geistiger Getränke durch Kommandanturbefehl „eigentlich“ verboten sei? Da bedauerte ihn der Freiherr von Lindemann gleichnerisch, im Innern aber freute er

sich, daß der alte Verschwörer die Segnungen russischer Herrschaft so gründlich am eigenen Geldbeutel verspürte, an seinem empfindlichsten Punkte! Und während er den ersten Schlud köstlichen Burgunders über die Zunge rinnen ließ, entsann er sich mit herzlichem Vergnügen, wie oft hier die polnischen Stammgäste sich über „preussisches Knutenregiment“ entrüstet hatten. Vielleicht daß jetzt in ihre unklaren Köpfe die Einsicht gelangte, daß es sich in Preußen auch ganz gut leben ließ, wenn man sich mit gewissen Unabänderlichkeiten absand...

Er blieb an seinem Tische nicht lange allein, schon nach kurzer Frist — er war gerade bei der zweiten Flasche — setzten sich vier höhere Offiziere zu ihm, Oberstleutnants und Regimentskommandeure. Sie bestellten jeder eine Flasche Sekt, und Herr Zapieknitz brachte ohne Aufforderung zwei neue Whistspiele. Die wurden sorgfältig gemischt und mit einem scharfen, in den Tisch getriebenen Nagel durchbohrt. Dann erst begann das Spiel, ein Bakkarat mit ziemlich hohen Einsätzen. Der Bankhalter setzte sich jedesmal auf den Platz, vor dem die festgenagelten Karten lagen, und riß jedes Blatt einzeln ab, so daß Kunststücke, wie Volteschlagen oder Hinaufspaden vorher zurechtgelegter „Schläge“, ausgeschlossen waren.

„Aha, dachte der Freiherr von Lindemann schmunzelnd, höchstes gegenseitiges Vertrauen — und sah interessiert zu. Nach einer Weile aber regte sich der Spielteufel in ihm, er bat um die Erlaubnis, mitgehen zu dürfen. Die wurde ihm freundlichst gewährt, und bei seiner dritten Flasche hatte er alles verspielt, was er an

barem Gelde bei sich trug, mehr als zweitausend Mark. Ein Versuch, unbar auf Ehrenwort weiterzuspielen, scheiterte an dem höflichen Mißtrauen der russischen Offiziere — sie schienen auf so unsichere Werte nichts zu geben. Der Kerl von Krugwirt aber, bei dem er im Laufe der Jahre Tausende gelassen hatte, weigerte sich, ihm mit einem Darlehen beizuspringen! Nur noch eine Flasche Kognak und eine Kiste Zigarren gab er ihm auf Kredit und raunte ihm beim Einpacken zu, er solle froh sein, verloren zu haben. Vor zwei Tagen hätte der Gutsbesitzer Pfennigreuter an demselben Tische gegessen und leider gewonnen... Da wäre es zu einer häßlichen und recht gefährlichen Szene gekommen. Denn die russischen Herren beschuldigten ihn ganz offen des Falschspiels. Und als er zornig aufbegehrte, drohten sie mit Verhaftung. Herr Pfennigreuter aber mit seinen Bärenkräften fischte sich den ärgsten Schreier, nahm ihn wie ein Widelfind unter den linken Arm und spannte die gewaltige Rechte: „So, meine Herren, wir haben inzwischen ja einiges von Ihnen gelernt! Wenn Sie mich nicht unbehellig abfahren lassen, würge ich diesen Gentleman hier ab wie einen jungen Hund!“ Das imponierte den anderen, und es kam zu einem allerdings nur für russische Begriffe recht anständigen Frieden. Der Gutsbesitzer Pfennigreuter gab seinen Gewinn heraus, und die Herren Stabsoffiziere tranken mit ihm Brüderschaft. Er aber mußte zur Revanche noch die Kosten einer größeren Festlichkeit tragen, die unter Mitwirkung der anwesenden „Damen“ veranstaltet wurde... „Herr,“ sagte der Krugwirt heuchle-

risch, „ich schämte mir fast die Augen aus dem Kopf, denn mein anständiges Lokal wurde zu einem Schweinestall! Aber ich tröstete mich, es war das erstemal, wo ich endlich wieder bares Geld sah!“ ...

„Ja,“ erwiderte der Freiherr von Lindemann, „für bares Geld sind schon größere Ehrenmänner umgekippt als Sie, Herr Zapiegniſ. Und ich bedauere lebhaft, nicht über dieselben Körperkräfte zu verfügen, wie mein Freund Pfennigreuter. Damit würde ich Ihnen zunächst eins hinter die Löffel brennen wegen des verweigerten Darlehens, sodann aber mich selbst so lange mit der Nase auf die Lombank stutzen, bis ich zu Verstand gekommen wäre. Guten Morgen, Herr Zapiegniſ!“ ...

Er stopfte die Rognakflasche in die Paletottasche, nahm die Zigarrenkiste unter den Arm und ging. Draußen aber spie er vor sich selber aus, der moralische Ragenjammer überfiel ihn, daß er sich nur mühsam weiter schleppen konnte. Zweitausend Mark hatte er vertan, die in diesen Zeiten ein Vermögen waren, und wofür ...? Daß er wieder einmal eine Nacht lang Kneipendunst geatmet und Karten in der Hand gehalten hatte! Das schien ihm ein etwas kostspieliges Vergnügen ...

Aber der wie ausgestorben daliegenden Straße dämmerte das erste Morgengrauen. An einigen Läden waren die großen Schaufenster zer schlagen. Das Innere war geplündert. Auf dem Eckhause am Markt, auf dem höchsten spitzen Giebel, flötete eine Amsel. Da überkam den Freiherrn von Lindemann ein seltsam weinerliches Gefühl ... Ohne daß er es merkte,

trugen ihn seine Füße eine altvertraute Straße entlang, die Chaussee nach Borzhnmen. Schon wollte er umkehren, denn auf diesem Umwege hätte er zum Waldlager reichlich zwei Stunden wandern müssen. Aber ihm fiel ein, was sollte er dort? Sich dem strafenden Blick des Fräuleins von Streit aussetzen oder von dem Pastor bei der Morgenandacht einen neuen Bibelspruch hören, der die Schlemmer und Prasser in den tiefsten Abgrund der Hölle verwarf? ... Da pilgerte er lieber nach Hause und richtete sich dort, so gut oder übel es ging, mit den Russen ein ...

Als er nach Borzhnmen kam, war es schon heller Tag geworden. Aber er mußte sich die Augen reiben, denn er kannte das stattliche Dorf nicht wieder. Nur einige rauchgeschwärzte Schornsteine standen wie stumme Ankläger zwischen wüsten Haufen von Ziegelfsteinen und halbvertohnten Balken. Durch die ausgebrannten Fensterhöhlen seines alten Hauses schien die Morgen- sonne auf zertrampelte Blumenbeete und angelegte Bäume mit verdorrten Blättern ... Da schossen ihm die hellen Tränen ins Gesicht, nur mit Mühe konnte er an der Parkmauer einen Anschlag entziffern, der in russischer Sprache lautete:

„Bekanntmachung!

Dieses Dorf ist auf meinen Befehl niedergebrannt und geplündert worden, weil aus einigen Gärten von den Bewohnern auf meine Truppen geschossen wurde.

Woinij,
Oberst und Regimentskommandeur.“

Darunter stand in fester deutscher Schrift:

„Hundsföttische Lüge, geschossen wurde von einer deutschen Radfahrerpatrouille! Von den russischen Mordbrennern wurden 24 männliche Einwohner fusiliert, etwa 30 Mädchen und Frauen geschändet und verschleppt. Ich habe noch am selben Tage den Oberst Woinij, als den Anführer dieser vertierten Bande, mit Blattschuß zur Strecke gebracht.

Löhning,
Wizefeldwebel in einem Jägerbataillon.“

Der Freiherr von Lindemann riß das Papier ab und barg es in der Brusttasche als Erinnerung für spätere Zeiten. Und als er weiterschritt, bot sich ihm beim letzten Trümmerhaufen der Dorfstraße ein herzerbrechender Anblick. Zwei Leichen lagen da in dem kleinen Vorgarten, ein Mann und eine Frau. Ein etwa dreijähriges Mädchen saß zwischen ihnen, einen halben Laib Brot im Arm. Aus dem holte es mit dem dicken Patschhändchen Krumen, versuchte, sie den beiden Toten in den Mund zu stopfen. „Ich doch, Väterchen! Mütterchen, hast du gar keinen Hunger?“

Da schrie er auf vor unsagbarem Weh. Das kleine Mädchen wollte erschreckt davoneilen, aber mit einem Sprunge hatte er's eingeholt und in die Arme gerissen. Zuerst sträubte es sich, brüllte, als wenn es am Spieße steckte. Erst ganz allmählich beruhigte sich das kleine Tierchen unter seinem sanften Zureden und machte vor, wie die Eltern mit einem Male still geworden waren: „Oiculek — puff! Matulka — puff...“ Er aber ging,

die leichte Last im Arme, mit langen Schritten dahin, als könnte er's nicht erwarten, ins Waldlager zu kommen. Und bei diesem Gange wurde ihm klar, daß er seinem verbummelten Leben doch noch einen guten Inhalt geben könnte für die letzten paar Jahre: Erziehen und Wiederaufbauen...

Als er in dem Taffessel eintraf, war das Fräulein von Streit gerade dabei, nach anstrengender Nachtwache für ein paar kurze Stunden zur Ruhe zu gehen. Er trat vor sie hin mit dem vor Erschöpfung eingeschlafenen Mädchen im Arm und beichtete ehrlich die Erlebnisse, die zwischen seiner Flucht und Heimkehr lagen. Und während er erzählte, kam es ihm ganz von selbst auf die Lippen, daß er nun natürlich beabsichtige, das kleine Mädchen an Kindes Statt anzunehmen. Das Fräulein hörte ihm kaum zu, nahm ihm das schlafende Menschenbündel ab, herzte und küßte es mit feuchten Augen. Er aber entdeckte plötzlich, daß seine alternde Nachbarin nicht einer gewissen herben Anmut entbehrte. Und zum ersten Male sah er, was für wundervolle, gütige Augen in dem strengen Gesicht standen... Da stieg es ihm warm im Herzen empor, er nahm die Haden zusammen und räusperte sich.

„Mein verehrtes gnädiges Fräulein... Die Umstände sind zwar etwas ungewöhnlich... aber nichtsdestoweniger... namentlich da inzwischen einer der schwierigsten Punkte erledigt sein dürfte, nämlich die Nachkommenschaft... ja also, ich möchte mir erlauben, Sie ganz gehorsamst um Ihre Hand zu bitten!“

Sie blickte überrascht auf.

„Nachbar Lindemann, was fällt Ihnen denn mit einem Male ein? Spukt Ihnen noch der Burgunder im Kopf?“

Er aber erwiderte ehrlich: „Nein, dafür jedoch etwas anderes im Herzen! Und vorausgesetzt, daß Sie mit einem schon reichlich ramponierten Junggesellen zufrieden sind, der auch in seiner besten Zeit nicht gerade ein Monis war...“

Das Fräulein von Streit sah mit schwinrenden Augen an ihm vorbei ins Leere...

„Na... mich hat, außer meinen lieben verstorbenen Müttern, auch noch kein Mensch schön gefunden! Aber daß mir der liebe Gott meinen Herzenswunsch erfüllt, aus Ihnen noch mal 'nen anständigen Menschen zu machen...“

Da schoß es ihm bei aller Rührung durch den Kopf: Noch war es Zeit, Bedingungen zu stellen. Und er sagte: „Auch ich bestrebe mich in dieser Richtung, mein gnädiges Fräulein, aber ich habe eine gewisse Abneigung gegen ein allzu rasches Tempo! Wenn ich also bitten dürfte: Fortfall der priesterlichen Ermahnungen — meine Zerkürschung ist ohnedies tief genug! Dann aber — zum allmählichen Abgewöhnen — zweimal in der Woche Urlaub bis Reveille ohne nachfolgende Gardinenpredigt!“

Sie streckte ihm die Hand entgegen: „Bewilligt! Und so findet jeder Saulus einmal sein Damaskus.“

Er aber zog mit galanter Verneigung die kräftige Hand an seine Lippen.

„Akzeptiert, der Vergleich! Weil ich nämlich immer gehört habe, dieses Damaskus wäre ein durch besondere Vorzüge ausgezeichnetes, scharmantenes Städtchen...“

„Alter Kirmacher,“ sagte sie. Gleich danach aber flog über ihr Gesicht ein verschämtes Lächeln, das sie seltsam verschönte. „Aber es war sehr nett, und wenn Sie auch nach der Hochzeit die freundliche Gepflogenheit behalten wollten, mir ab und zu ein Komplimentchen zu machen — auch alte Frauenzimmer hören so 'was sehr gern!“ ... Und er küßte ihr zum zweiten Male die Hand, nur herzlicher noch und zärtlicher als vorher. Das Fräulein von Streit aber wurde plötzlich verlegen, barg ihr Gesicht an dem Kopf des kleinen Mädchens, das sie noch immer in ihrem linken Arm trug.

Das war die Verlobung im Waldlager gewesen, vor der der Freiherr von Lindemann bei seiner Errettung so viel Angst gehabt hatte. Ordentlich leicht wurde ihm zumute, er kam sich schon bedeutend gebessert vor... Danach brachten sie „ihr Kleines“ zu Bett, saßen aber noch lange wach. Hand in Hand, und berieten ernsthaft, wie sie die gemeinschaftliche Bewirtung von Borzymmen und Marzinowen einrichten wollten, wenn die schwere Not der Russenzeit vorüber wäre...

Es kam schlecht Wetter, der Regen träufelte in die aus Moos und Baumzweigen gebauten Hütten. Und der Proviant fing an, auf die Reige zu gehen. Ein paarmal war der alte Heurich nächtlicherweile auf Requisition ausgezogen. Eine magere Kuh war die ganze Ausbeute gewesen, die er mit schwerer Lebensgefahr den Russen gestohlen hatte. Auch einen Sad Kartoffeln brachte er einmal heim; aber was verschlug das bei den

vielen hungrigen Mäulern, die täglich zu stopfen waren? Und das Fräulein von Streit sah mit sorgenvollen Augen den Tag kommen, an dem sie ihren Schutzbefohlenen sagen mußte: „Was wollt ihr nun lieber? Zu den Russen gehen oder hier langsam verhungern?“ . . .

Der alte Förster Hahn, der wieder einmal auf Rundschau gewesen war, brachte neue schlechte Nachrichten. Auch im Westen, hieß es, seien die Deutschen geschlagen worden, eine französische Armee belagerte Straßburg, die verbündeten Belgier und Engländer ständen vor Köln und Düsseldorf, während die englische Flotte Hamburg bombardierte. Das alles war in der Ordensburger Zeitung zu lesen, deren letzte Ausgabe der alte Förster von seinem Streifzuge mitgebracht hatte. Der Insassen des Waldlagers bemächtigte sich tiefe Bestürzung, auch dem Freiherrn von Lindemann, der sonst immer die Fahne der Zuversicht tapfer hochgehalten hatte, sank vor dem gedruckten Wort das Herz in die Kniefehlen. Mit schwimmenden Augen las er in der Zeitung, bis er mit einem Male laut auflachte. Und, noch immer lachend, las er laut vor:

„Warnung vor politischen Gesprächen!

In dem Krüge des Kirchdorfes Drngallen ist es vor einigen Tagen zu einer bedauerlichen Ausschreitung gekommen. Die beiden Bauern Wilhelm Michel und Nikolaus Ruzmann, die schon seit Jahren in recht gespanntem Verhältnisse lebten, bekamen bei einem Glase Bier einen Streit über auswärtige Politik. Die Kellnerin Marianne mischte sich ein, weil sie schon seit langer

Zeit mit dem p. Ruzmann ein intimes Verhältnis hatte. Die Folge davon war, daß sie von dem Rohling Michel ganz barbarisch verdroschen wurde und mit Zurücklassung einiger Kleidungsstücke flüchten mußte. Ein anderes Frauenzimmer, das ihr zu Hilfe kommen wollte, wurde gleichfalls mißhandelt, der Bauer Michel aber ergriff einen dicken Knüttel, um auch seinen alten Nachbar zu verdreschen. Der entzog sich diesem Angriff durch eilige Flucht. Wir aber möchten den Einwohnern des Dorfes Drngallen dringend raten, Frieden zu halten, um unsere gerecht waltenden russischen Behörden nicht zum Eingreifen zu nötigen.“

Der Freiherr von Lindemann konnte vor Lachen kaum zu Ende lesen, und als ihn seine Zuhörer verwundert anblickten, schossen ihm wieder die Tränen in die Augen, die Stimme schlug ihm um.

„Ja, Herrschaften, versteht ihr das nicht? Das ist ein Artikel, mit dem der Ordensburger Redakteur die russische Zensur beschwindelt hat, und er heißt in gutes Deutsch übertragen: Die Franzosen haben Reile gekriegt, die Engländer ebenso, und den Russen wird's in kurzer Zeit nicht anders gehen!“

Da begannen auch die im Kreise stehenden Mädchen und Frauen aus vollem Halse zu lachen, bis sie mit einem Male, ebenfalls vor Freude, das Weinen kriegten . . .

Zu gleicher Zeit aber war hoch oben in der Luft ein seltsames Knattern zu vernehmen. Die Augen der Untenstehenden begannen zu spähen und zu suchen, bis sie mitten zwischen schimmernden Federwolken einen

riesenhaften Vogel entdeckten. Majestätisch zog er seine Bahn. Der Förster, der weitsichtig war wie ein alter Gabelweih, schrie plötzlich auf: „Ein Deutscher ist's, er hat ein Kreuz unter den Schwingen!“

Da warf sich das Halbhundert der Waldflüchtlinge auf die Knie. Der Borzynimmer Pastor sang vor:

„Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen ...“

Der Rittmeister von Foucar regte sich auf seinem Lager, und die aus Fieberträumen sprechende Stimme klang schon klarer als noch vor wenigen Tagen:

„Trompeter, Galopp! ... Zur Attacke Lanzen gefällt! — — Marsch, marsch, hurra!“ ...

Es war der Tag, an dem der General von Hindenburg die Russen bei Tannenberg schlug — — —

12.

Die russische Besatzung von Ordensburg führte ein wahres Faulenzerleben, angenehmer als in einer guten Friedensgarnison, denn es gab fast gar keinen Dienst. Eine vorgeschobene Abteilung belagerte die Feste Bogen, der Rest der gegen die masurische Seensperre angesetzten Armee hatte Ruhe. Raum, daß es einen Appell gab am Tage oder eine Stunde Exerzieren. Da verfielen die Kerle auf allerhand Unfug, drangsalierten die deutsche Bevölkerung, und es half wenig, wenn — nach allzu gröblichen Ausschreitungen — ein paar der wildesten Lummel erschossen wurden. Im Interesse der Disziplin, weil sie strenge Verbote übertreten hatten. Es war Zeit, daß die Truppe wieder in Bewegung kam, sonst geriet sie den Führern aus der Hand. Aber die kleine Quetsche zwischen Mauer- und Lewentiensee, die Feste Bogen, hielt sich wie ein Igel gegen eine Meute von Dachshunden ... Die sprangen kläffend herum, langten auch mal mit einer Pfote vor, er aber hatte sich zusammengerollt, streckte die scharfen Stacheln nach außen.

Der General von Variatinskij fluchte und wetterte. Aber als er eines Tages im Auto die Angriffsstellungen abgefahren hatte, gab er seinen Unterführern recht: ohne schwere Artillerie war da nichts zu machen, wenn er nicht Tausende und aber Tausende opfern wollte.

So viel war der kleine Steinkasten, der schließlich von selbst fallen mußte, nicht wert. Die schwere Artillerie aber wurde bei den beiden Flügelparmeen gebraucht — wozu, vermochte er sich nicht recht zu erklären, denn auch sie machten nur langsame Fortschritte. Die Nordarmee des Generals Rennenkampf stand noch immer in der Gegend von Insterburg, die Südarkmee unter ihrem Führer Sasonow hatte auf der Linie Neidenburg—Ortelsburg kaum die Grenze überschritten. Die in die Welt hinausposaunten Siegesmeldungen waren aufgepustete Schweinsblasen gewesen. Zwei Armeekorps, das erste und das siebzehnte, hatten die Deutschen zur Verteidigung ihrer Ostgrenze zurückgelassen neben einigen in der Eile aufgestellten Reserve- und Landwehrformationen. Und die gingen nur schrittweise zurück. Trotzdem sie gegen mehr als zehnfache Übermacht kochten, hatten sie bei Eydtkuhnen und Soldau sogar durch verwegene Vorstöße ihrer Kavallerie kleine Teilerfolge erzielt. Jetzt sammelten sie sich hinter der Linie des Flüchens Deime zu verzweifelterm Widerstand. Die russischen Armeen aber rückten im Schneidentempo vorwärts. Statt die Taktik der deutschen Oberleitung auszunutzen, die sich mit ihrer gesamten Streitmacht nach Westen geworfen hatte, schob man sich nur zögernd voran. Und es gab nicht wenige Offiziere in der Front, die da behaupteten, entweder bestiehe zwischen den Regierungen von Berlin und Petersburg eine geheime Abmachung, den Krieg gewissermaßen nur zum Schein zu führen, oder die Generale Rennenkampf und Sasonow seien mit deutschem Gelde bestochen. Sonst

hätten die zwei russischen Einbruchsarmeen schon längst vor den Toren von Berlin stehen müssen. Auch der General Variatinsky äußerte in unmutiger Stunde einen solchen Verdacht. Sein naher Freund aber, der Graf Schuwalow, zuckte mit den Achseln.

„Es ist auch anders zu erklären, Wanotschka — ohne deutsches Geld! Unsere Gegner haben einen Bundesgenossen, und der ist so stark . . . also gegen den kommen wir nicht auf! Unsere eigene Schlamperei! Seit Jahren rüsten wir für diesen Krieg, und als er losging, waren wir nicht fertig! Wie der Bettler vor der Kirchentür, der seinen Konkurrenten durchprügeln wollte. Nachdem er sich in den dazugehörigen Zorn geredet hatte, merkte er, daß er seinen Stod vergessen hatte! Er wollte schnell nach Hause laufen, ihn zu holen, aber der andere hatte es leider auch gemerkt, und da kam es umgekehrt . . .“

Der Graf Variatinsky mußte auflachen.

„Sascha, manchmal hab' ich dich im Verdacht, du schimpfst nur, um danach einen Witz machen zu können! Mach' lieber einen praktischen Vorschlag, wie wir rascher vorwärts kommen!“

„Sehr einfach! Klinge deinen Kollegen Rennenkampf an, er soll dir ein paar dicke Kanonen borgen, mit denen du über die großen Seen hinweg die Stadt und Festung Lözen einschließen kannst!“

„Ist schon geschehen, aber ich hab' einen ablehnenden Bescheid getriegt!“

„Na, siehst du? Weshalb aber hast du selbst von vornherein keine schwere Artillerie mitbekommen? Hat unser Generalstab, als er deine Operationspläne

ausarbeitete, übersehen, daß auf deinem Wege — immerhin — eine Festung liegt? Oder — verzeih', Wanotschka — wäre es nicht empfehlenswert gewesen, wenn sich auch Seine Exzellenz, der Herr Kommandierende General Graf Bariatinski einmal gelegentlich darum gekümmert hätten?"

Der Graf biß sich auf die Lippen.

„Du fragst wie ein Deutscher, Sascha! Aber das sind Kleinigkeiten. Ob wir nun vier Wochen früher in Berlin sind oder später..."

Der dicke Schuwalow lächelte ironisch.

„Ganz recht — was liegt daran? Inzwischen erfichten wir im Innern Rußlands Sieg auf Sieg gegen Leute und Dinge, die sich nicht wehren können. Den deutschen Kaufleuten und Grundbesitzern nehmen wir ihr Hab und Gut weg, und deutsche Städtenamen taufen wir auf russisch um. ‚Petrograd!‘ Was meinst du, hat Peter der Große — verzeih', ich wollte natürlich sagen, Piotr Welikij — also, was meinst du, hat der gelacht, wie er diesen Ufas seines... hm, na ja... Nachkommen las? Ich war ja nicht dabei, aber ich denke mir so, er hat gesagt: Mein Bürschlein, was wird die Weltgeschichte mal über dich lachen!"

Der General machte eine unwillige Bewegung.

„Sascha! Wenn man nicht wüßte, was für ein guter Patriot du im Innersten deines Herzens bist..."

Der Graf Schuwalow nahm einen tiefen Zug aus seiner Zigarette.

„Ja, mein Lieber, das bin ich! Außerdem aber ein vorsichtiger Mann. Ich schimpfe nur im vertrauten

Kreise. Aber da es auch dort Verräter geben kann, habe ich mir einen Talisman angeschafft. Du wirst darüber lachen, es ist nämlich ein kleiner Reisekoffer..."

„Um rechtzeitig zu fliehen?"

„Nein, um ruhig dableiben zu können! Der Koffer ist nämlich bis obenhin gefüllt mit all den kompromittierenden Briefen, die hohe und höchste Persönlichkeiten je an mich geschrieben haben. Ich gebe dir die Versicherung, es sind ganz tolle Briefe darunter!"

„Hm," sagte der General mit einem grünlichen Lächeln, „du bist ja ein ganz gefährlicher Kerl! Aber ich an deiner Stelle würde diesen Koffer nicht mit mir herumschleppen, sondern an einem sicheren Ort aufbewahren..."

Graf Schuwalow klopfte ihm schmunzelnd auf die Schulter.

„It schon geschehen, Wanotschka, beruhige dich! Der Koffer liegt an einem Platze, den in diesem Kriege kein russischer Fuß betreten wird."

„In der Schweiz?"

„Nein, Bruderherz, noch viel sicherer: in Berlin!"

Der General zuckte mit den Achseln.

„Hätte mir's denken können, daß die Geschichte wieder auf einen Witz hinausgehen würde..."

Auf dem Marktplatze begegnete ihnen der Rittmeister von Heidedorff. Er trat in dienstlicher Haltung näher.

„Verzeihung, Exzellenz, wenn ich auf der Straße... aber da mir die Sache zu wichtig schien und Exzellenz auf dem Büro des Hauptquartiers nicht anwesend waren..."

„Vorwärts! Was gibt'?"

Egon von Seidedorff atmete tief auf.

„Exzellenz, ich habe Grund zu der Annahme, die Nachrichten, die wir von den Petersburger Zeitungen erhalten über französische und englische Erfolge im Westen, sind gefälscht!"

Der General trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Seidedorff, Sie sind verrückt! Das heißt, entschuldigen Sie, ich wollte sagen, das ist so unglaublich . . . also von wem wollen Sie das erfahren haben?"

Der Rittmeister entnahm seiner Brieftasche ein Blättchen Seidenpapier, auf dem in winzigem Druck ein Duzend Zeilen stand.

„Hier, Exzellenz! Diese Nachrichten sind vor drei oder vier Tagen von einer Briefftaube aus Königsberg hierher gebracht worden. Und hier habe ich mir erlaubt, den Inhalt der Depesche in leserliche Schrift zu übertragen."

Der General hielt das Blatt in einiger Entfernung von den weitsichtigen Augen und las mit halbblauter Stimme: „Glaubt nicht an die Schwindelnachrichten der russischen Blätter. Deutscher Generalstab berichtet, unsere Truppen im Westen überall in siegreichem Vordringen. Lüttich, Namur, Maubeuge erobert, französische Armeen in Lothringen und Elsaß vernichtend geschlagen, Tausende Gefangene. Unsere Nordarmee marschiert auf Paris. Eure Russen werden auch bald ihre Reile kriegen!"

„Großartig," sagte der Graf Schuwalow mit freudigem Gesicht, steckte sich eine neue Zigarette an. „Und du wolltest mir nie glauben, wenn ich dir sagte, paß

auf, die Franzosen lügen genau so wie wir, und eines schönen Tages . . ."

Der General schnitt ihm mit einer kurzen Bewegung die Rede ab: „Herr Oberst Graf Schuwalow, ich bitte, sich jeder Äußerung enthalten zu wollen! Und Sie, Rittmeister von Seidedorff, wie sind Sie zu dieser Nachricht gekommen?"

Egon von Seidedorff legte die Hand an den Mützen-schirm.

„Verzeihung, Exzellenz, wenn ich mir die gehorsame Bitte erlaube, auf diese Frage nicht antworten zu dürfen. Ich habe mich ehrenwörtlich verpflichtet, meine Quelle nicht zu nennen."

„Unsinn, von diesem Ehrenwort entbinde ich Sie. Also bitte!"

Der Rittmeister sah seinen hohen Vorgesetzten verwundert an.

„Exzellenz, ich bitte gehorsamst um Entschuldigung — von diesem Wort kann mich doch nur derjenige lösen, dem ich's verpfändet habe . . ."

Der General Variatinsky brauste auf.

„Herr, jetzt befehle ich's Ihnen!"

„Sehr wohl, Exzellenz, aber ich kann nicht anders, als Sie bitten, mich wegen Ungehorsams bestrafen zu wollen. Es war ein Herr, mit dem ich dienstlich zu tun hatte. Ich erwies ihm einen unbeträchtlichen Gefallen, er revanchierte sich, indem er mich warnte, den Lügenberichten der russischen Zeitungen zu trauen. Ich fragte, woher er denn bessere Nachrichten hätte, und da gab er mir, gegen Verpfändung meines Ehren-

wortes, dies Blättchen Papier mit einem Auszug aus den Berichten des deutschen Generalstabs.“

Der General Variatinsky flatterte vor Zorn.

„Wer sagt Ihnen denn, Herr, daß der deutsche Generalstab nicht lügt? Und können Sie sich nicht vorstellen, daß Ihnen dieser Bericht mit der Absicht in die Hände gespielt worden ist, in unseren Reihen Mißtrauen und Entmutigung zu verbreiten?“

„Nein, Erzellenz, dazu war der Mann zu ehrlich!“

„Wanotschka,“ sagte der dicke Graf Schuwalow mit leiser Warnung, „vielleicht wäre es besser, die Erörterung, wie weit sich Herr von Heidedorff an sein Wort gebunden halten muß, auf ein paar Stunden zu verschieben. Wir haben ja erst neulich gesehen, daß er in manchen Fragen nicht ganz zurechnungsfähig ist im ersten Augenblick. Später aber, bei gütlichem Zureden . . .“

Der General nahm sich zusammen.

„Also gut, Rittmeister von Heidedorff, ich erwarte Sie heute abend sieben Uhr zum Rapport. Ich war bisher mit Ihnen sehr zufrieden. Es täte mir leid, wenn ich auch in meinem Offizierkorps mit eisernem Befehl umkehren müßte, was einen deutschen Namen trägt und deutscher Gesinnung verdächtig ist!“

Egon von Heidedorff grüßte schweigend, machte militärisch feiert. Im Davongehen hörte er, wie der General auf eine Bemerkung des Grafen Schuwalow erwiderte: „Ach was, mich hat am meisten geärgert, daß der Kerl sich darüber freute! Er strahlte ja übers ganze Gesicht vor Vergnügen, daß er mir die Unglücksnachricht versetzen durfte . . .“

Er hatte die Empfindung, als müßte er auf der Stelle umkehren, sich gegen diesen Vorwurf verteidigen, so unmilitärisch dieser Schritt auch gewesen wäre, aber ihm stockte der Fuß. Wie eine Lähmung überkam ihn die Erkenntnis, der General hatte recht! Im Innersten seines Herzens hatte er eine Art von Genugtuung empfunden, als er erfuhr, die Deutschen eilten im Westen von Sieg zu Sieg! . . . Die Tränen schossen ihm fast in die Augen: Himmlischer Vater, hilf, was war er denn da noch? Ein haltloser Mensch, der allen Boden unter sich verloren hatte, ohne auf einem neuen Ufer Halt zu finden . . . Er war doch noch immer russischer Offizier, der dem Zaren die Treue geschworen hatte. Und gegen diesen Eid hatte er sich innerlich so vergangen, daß er dem General vorhin eigentlich den Säbel hätte abliefern müssen: „Sehr wohl, Erzellenz, ich bitte, mich vor ein Kriegsgericht zu stellen. Im letzten Winkel meines Herzens bin ich ein Verräter, denn ich glaube nicht mehr daran, daß wir für eine gerechte Sache fechten! Und eine Stimme ist in mir aufgestanden, die mir täglich zuschreit: Mit wieviel Lügen gehst du um? Für die Freiheit deines Volkes solltest du kämpfen gegen unerträgliche Bedrückung, in Wirklichkeit bist du an der Spitze einer Horde von Mordbrennern in ein friedliches Land gebrochen. Und im letzten Grunde: gegen wen hast du das Schwert gezogen? Gegen das beste Teil von dir selbst, denn was dich über das Gewimmel der anderen hinaushebt, ist doch deutsch . . . deutsch deine Pflichttreue, deutsch deine Ehrbegriffe und deutsch der Zorn, der sich gegen alles Unrecht empört —“

Er wischte sich mit dem Tuch über die heiße Stirn. Der Teufel hatte ihn in dies Quartier gebracht, und der Teufel hatte ihn geritten, halb mit Gewalt die Gesellschaft der kleinen Dunkelhaarigen zu erzwingen, die nach der ersten Annäherung sich so geflüstertlich vor ihm zurückzog...

Drei- oder viermal hatten sie in diesen Wochen abends beisammen gegessen, immer nur, wenn er gebeten hatte, die Damen möchten doch das Nachtesen gemeinschaftlich mit ihm einnehmen. Dann waren sie gehorsam angetreten, die Dunkelhaarige und die alte Frau mit den toten Augen... Augen, die so viel geweint zu haben schienen, daß sie ganz stumpf und ausdruckslos geworden waren... Alle Vormittage ging die alte Dame zur Stadt, um im Gruftgewölbe der Deutschordenskirche an dem Sarge ihres verstorbenen Mannes zu beten. Und wenn sie heimkehrte, war sie hinfalliger und geschlagener als vorher, ganz als wenn der unwiederbringliche Verlust sie im innersten Lebensnerv getroffen hätte. Er aber umgab sie mit besonderer Verehrung und hatte dem getreuen Litauer Pritupatis befohlen, sie unauffällig auf dem Gange zur Kirche zu begleiten, damit sie unterwegs nicht belästigt werde.

Mit Fräulein von Gorski aber kam er jedesmal ins Streiten. Zuerst sprachen sie über gleichgültige Dinge, dann jedoch glitt die Unterhaltung ganz von selbst in das Gleis der Fragen, die der ereignisvolle Tag mit sich gebracht hatte. Am schließlich bei der Frage zu landen, wer bei dem fürchterlichen Ringen von Volk gegen Volk nun eigentlich recht habe und wer unrecht... Es war nicht seine Schuld, wenn er bei diesen Erörterun-

gen jedesmal auf den Sand gesetzt wurde. Er hatte sich, als echter Soldat, um Fragen der hohen Politik niemals gekümmert. Das kleine Fräulein aber wußte um so besser darin Bescheid. Geradezu unheimlich war es, über wie umfangreiche und tiefgründige Kenntnisse sie verfügte. Haarscharf bewies sie ihm an Ereignissen der neuesten Geschichte, wie sehr der Deutsche Kaiser bemüht gewesen wäre, trotz aller Herausforderungen ringsum seinem Volke den Frieden zu erhalten. Und wenn sie sich ereiferte, holte sie aus dem Bibliothekschrantke einen umfangreichen Band, in dem ihr Vetter Foucar Zeitungsausschnitte einzuflehen pflegte, die ihn besonders interessierten. Da ließ sie ihn denn nachlesen, wie all das Unheil nur durch ein paar Menschen über die arme Welt gekommen wäre. Menschen, die in Millionen von Höllenjahren ihr nichtswürdiges Verbrechen nicht abbüßen könnten... Er aber las wohl die Zeilen, ihr Inhalt jedoch blieb ihm ein leerer Schall; denn ihn interessierte viel mehr die Hand, die da vor seinen Augen auf dem Papier lag. Es war eine lächerlich kleine Hand mit zarten Fingern, und doch merkte man an gewissen Zeichen, daß sie zu arbeiten verstand. Der kurze, vorn spitz zulaufende Zeigefinger, der so energisch auf die Blätter tupfte, trug die Spuren emsiger Näharbeit. Diese winzigen Zeichen waren ihm wohl vertraut, von einer anderen Hand her, die ihm früher immer das sture Haar aus der heißen Stirn gestrichen hatte mit linder Berührung...

Manchmal mußte er die Zähne fest aufeinanderbeißen und sich gewaltsam einen Ruck geben, so groß

war sein vermessenes Verlangen, die kleine Hand zu nehmen und an die Lippen zu pressen. Er unterließ es, weil ihn die Furcht beschlich, das kleine Fräulein würde sich danach nie mehr bereit finden lassen, ihm an einem der wenigen dienstfreien Abende Gesellschaft zu leisten. Aber vielleicht kam einmal in Friedenszeiten der Tag, wo er nach dieser lieben kleinen Hand greifen durfte, um sie nie wieder loszulassen. Und wo er nicht mit verlegenen Redensarten auszuweichen brauchte, wenn das Fräulein von Gorski mit geröteten Wangen und fast zornig fragte: „Ich verstehe bloß eins nicht! Wie Sie als Angehöriger eines uralten baltischen Geschlechts nicht auf unserer Seite stehen?“

Nicht immer aber sprachen sie von der leidigen Politik. Das kleine Fräulein war eine Kennerin der russischen Literatur. Nicht etwa in dem Sinne, daß sie fertige Urteile nachplapperte, sondern sie hatte sich mit liebevollem Verständnis in die russische Dichtkunst vertieft. Sie kannte Gogol und Puschkin, Lermontoff und Turgenjew, Dostojewskij und Tolstoi — den mochte sie nicht, weil hinter seinen Werken immer der Weisheitstriefende Schulmeister stand mit aufgehobenem Zeigefinger — und von den Neueren Gorski und Arzibascheff. Den „Helden unserer Zeit“ von Lermontoff kannte sie fast auswendig, und auch er entsann sich aus seiner Kadettenzeit, wie er mit heißen Wangen über diesem russischsten aller russischen Bücher gelesen . . . Das wob zwischen ihm und dem kleinen Fräulein ein ganz besonderes Band. Wenn er über sich nachdachte, fand er zwischen sich und dem Helden Lermontoffs

eine gewisse Ähnlichkeit heraus. Beide litten sie an der „russischen Krankheit“, daß sie zuviel grübelten und mit dem Leben nicht fertig werden konnten . . .

Er war so in Gedanken versunken, daß er gar nicht merkte, wie drei elegante Schönheiten ihm geflüstertlich den Weg versperrten. Erst als sie lachend die zu einer Kette verschlungenen Hände dicht vor seinem Gesicht hoben, blickte er auf. Es waren drei in der zehnten Armee sehr einflußreiche Damen. Fräulein Piraschot, die Mätresse des Prinzen Pawel, ein üppiges Frauenzimmer mit unsäglich gemeinem Gesicht — daneben eine pikante kleine Französin, Freundin des Grafen Variatinskij, und zuletzt die Napierowna. In einem lächerlich engen Kleid, das ihr nur ein kurzes Trippeln verstattete, dafür aber jede Einzelheit ihres wundervoll gewachsenen Körpers zur Schau stellte. Hinter den Damen gingen drei Kavaliere, jeder mit mehreren Paketen beladen. Die beiden Leutnants Czapta und Opalkin und ein riesengroßer Ulanenrittmeister, Fürst Urusow-Zlatoroski.

Die Napierowna sagte lachend: „Bon jour, M'sieu de Heidedorff! Sieht man Sie endlich auch einmal? Und zählen Sie die Pflastersteine oder grübeln Sie über strategischen Problemen?“

Er führte ihre mit blitzenden Ringen bedeckte Hand an die Lippen.

„Keins von beiden, Jelena Iwanowna! Nur eben hat mich mein General so fürchterlich angeblasen, daß ich ganz tiefsinnig geworden bin.“

Die Napierowna lachte und trat mit ihm ein paar Schritte zur Seite.

„Daraus müssen Sie sich nichts machen! Die Russen — wenn ihnen was schief geht — immer suchen sie einen Sündenbock. Auch mein Sascha ist sehr ärgerlich auf diese kleine Festung, obwohl er sie andererseits als Beweis anführt für die Tüchtigkeit seiner geliebten Deutschen... Aber — was mir im Augenblick wichtiger ist — hat er Ihnen niemals ausgerichtet, wie oft ich Sie eingeladen habe, bei unseren lustigen Abenden im königlichen Hof zu erscheinen?“

„O doch! Der Herr Graf war so gütig, mich einige Male, zugleich in Ihrem Namen, aufzufordern.“

„Und weshalb sind Sie nicht gekommen?“

„Zu viel Dienst, mein Gnädigste! Sie glauben ja gar nicht, was man mir alles aufgepackt hat. Und wenn man seine Pflichten gewissenhaft nimmt, ist man abends immer so stumpf und müde...“

Die Napierowna biß sich einen Augenblick lang auf die Lippen. Plötzlich aber lachte sie wieder auf.

„Jetzt verstehe ich, weshalb mein guter Sascha von Ihnen so begeistert ist und Sie, wo er nur kann, protegirt! Das Ideal eines russischen Offiziers nennt er Sie immer und behauptet, mit einigen Tausend Ihrer Sorte könnten wir die ganze Welt erobern.“

Er verneigte sich unsicher.

„Sehr schmeichelhaft, aber ich verstehe wirklich nicht...“

Sie tippte sich mit dem Finger gegen die Stirn.

„Herrgott, ist denn das so schwer zu begreifen? Weil Sie mir nicht den Hof machen wie alle übrigen, und weil er gemerkt hat, daß ich mich für Sie...“

Sie brach mit einem Male ab, wurde rot und verhaspelte sich... „Das ist natürlich Unsinn, aber ich weiß nicht, was seit einiger Zeit in ihn gefahren ist. Entweder hat er jetzt erst sein Herz für mich entdeckt, oder er will mich loswerden — manchmal macht er mir Eifersuchtszenen! Und das ist so dumm... so dumm... Wenn ich ihn betrügen wollte — ah, Brüderchen!“ Sie wandte sich auf dem Absatz und rief laut: „Fürst Urusow!“

Der Ulan kam mit langen Schritten herbei.

„Meine Königin, Sie befehlen?“

„Wie oft haben Sie mir schon den gemeinen Antrag gemacht, meinen edelmütigen Freund, den Grafen Schuwalow zu hintergehen?“

Der Fürst schlug sich gegen die Brust.

„Mit jedem Atemzug, meine göttliche Jelena Iwanowna! Und ich gestatte mir zu bemerken, wenn er Ihnen Gold unter die Füße breitet, ich bin — Gott sei Dank — in der Lage, Ihnen dasselbe zu bieten in Edelfsteinen.“

Sie nickte hochmütig.

„Es ist gut, Jewsen Porfjrowitsch, Sie können wieder gehen.“

Der Fürst zog sich mit einer übertriebenen Verneigung zurück, die Napierowna wandte sich gelangweilt ab.

„Da, sehen Sie? Wenn ich's darauf anlegen wollte, könnte ich dieses uralische Ungetüm dahin bringen, daß es mich heiratet! Irgendwo weit im Osten hat er ein Fürstentum, so groß wie halb Polen, und sechs Millionen Rubel jährlich schindet er aus seinen Bauern heraus.

Aber ich will nicht, dieses Leben efelt mich an. Ich suche einen Freund, einen wirklichen Freund, der mir nicht nur platte Schmeicheleien sagt . . .“

Egon von Heidedorff stand in einiger Verwirrung. Das sah so aus, als hätte er an der schönen Tänzerin eine Eroberung gemacht. Gott allein wußte, daß er dazu gekommen war wie der Gaul zur Bremse; in keinem Winkel seines Herzens hatte er während der ganzen letzten Wochen an das gepuhte Frauzenzimmer da gedacht. Aber die Klugheit gebot ihm, sich vorsichtig zu verhalten. Er verneigte sich, die Hand am Mützenschirm.

„Jelena Iwanowna, auch ich habe die Begegnung nicht vergessen, damals auf der Straße in Gajewo! Aber wie sollte ein armer Knecht von Linienoffizier es wohl wagen, seine Augen zu der schönsten Frau Europas zu erheben?“

Die Napierowna lächelte geschmeichelt und sandte ihm einen Blick zu, der ihm das Blut in die Schläfen trieb.

„Ich sagte es Ihnen schon damals, Sie gleichen einem, für den ich die größte Dummheit meines Lebens gemacht habe. Einer der höchsten Herrscher dieser Erde interessierte sich für mich, ich konnte mir eine Stellung erringen wie Dolgorucka, die Freundin Alexanders des Gütigen, aber mein törichtes Herz sprach leider für den andern . . .“

Egon von Heidedorff wurde der Antwort überhoben, zu seiner großen Erleichterung. Aus einem der Läden am Markt kam eine robuste Kaufmannsfrau gelaufen, suchte dem Leutnant Opalkin mit einem Geldschein vor dem Gesicht herum und schrie laut:

„Alles brauchen wir uns doch von euch nicht gefallen zu lassen? Sind die Befehle von Ihrem General, in den Läden soll ehrlich und bar bezahlt werden, denn für die Raß'? Und ich habe Ihnen doch gute Ware geliefert. Wie können Sie sich da erlauben, mich mit einem falschen Hundertrubelschein anzuschmieren? Und sich noch dazu sechzig Mark ehrliches deutsches Geld herausgeben zu lassen?“

Die Napierowna, die kein Deutsch verstand, ließ sich die Anklage von dem Rittmeister übersehen, trat auf den in einiger Ratlosigkeit dastehenden Leutnant Opalkin zu und spie aus.

„O Sie Schmutzfink! Für den Spitzenträger, den ich bei dieser armen Frau kaufte, habe ich Ihnen doch zur Bezahlung hundert Mark in gutem deutschen Gold gegeben?“

Der Leutnant Opalkin lächelte frech.

„Gewiß, Jelena Iwanowna, aber das süße Goldchen ist in diesen Zeiten knapp. Da hab' ich mir erlaubt, es einzuwechseln. Und das Papier ist gut, ich hab's von meinem Regimentszahlmeister als Gage bekommen . . .“

Die Kaufmannsfrau schrie auf.

„Nein, es ist falsch! In meinem Laden ist es dunkel . . . erst, wie ich damit ans helle Fenster ging, hab' ich's gemerkt . . .“

Der Leutnant Opalkin schrie zurück:

„Du dummes Peststüd, sei froh, daß man dich überhaupt bezahlt! Und wer sagt mir denn, daß du meinen echten Schein nicht inzwischen mit einem falschen vertauscht hast? . . .“

Die Napierowna blähte verächtlich die feinen Nasenlöcher.

„Leutnant ... wie heißen Sie doch gleich? ... Ach so, Opalkin. Sie machen mehr Feinde als ein ganzes Regiment Kasaken. Nur mit dem Unterschied, bei Ihnen gittert man vor dem Geldwechseln, bei den andern vor den Lanzen!“ Sie wandte sich zu dem langen Ulan.

„Jewjen Borsgrowitsch, Ihre Briestasche ...“

„Da bitte, meine Göttin ...“

Sie nahm hastig drei Hundertrubelscheine und drückte sie der Kaufmannsrau in die Hand.

„Da, für den ausgestandenen Schreck! Und ich bitte Sie zu glauben, daß unser Offiziercorps nicht aus lauter Betrügern besteht ...“

Die Kascha Piraschof, die Freundin des Prinzen Pawel, klappte ihren Sonnenschirm zusammen, nahm ihn wie eine Waffe in die Hand und trat auf die Napierowna zu. Ihre Stimme schnappte über vor Zorn.

„Sie, also Sie, ich sage Ihnen! Was sind Sie denn, daß Sie sich solche Frechheiten gegen einen Offizier erlauben? ... Ich bin mehr wie Sie, denn ich habe einen kaiserlichen Prinzen zum Freund und Sie nur einen lumpigen Grafen.“

Die Napierowna gab giftig zurück: „Sie aus dem Rinnstein aufgelesene Troßdirne, wie dürfen Sie's sich herausnehmen, mich — eine Dame — ohne Erlaubnis anzureden?“

Die Piraschof lachte höhnisch auf.

„Hat sich was mit ‚Dame‘! Hochwohlgeboren in einem öffentlichen Haus in Zwangorod, Vater ‚Fünfrubel‘ ...“

Weiter kam sie nicht. Die Napierowna sprang ihr wie eine Rake an den Hals, schlug ihr mit einer gewandten Bewegung die Beine unter dem Leib weg und stupfte sie mit dem Kopf auf das Straßenpflaster.

„Da, du Zehnkopekenstück, das ist für das ‚öffentliche Haus‘, und das da für den ‚Fünfrubelvater‘ ...“

Egon von Heidedorff stand wie gelähmt. Der lange Fürst Urusow lachte, daß seine weißen Zähne bligten.

„Nein, ist das gottvoll! Hat das süße kleine Frauenzimmer ein Temperament!“ Und er schrie, mitten in das hitzige Handgemenge: „Sau ihr die Perrücke vom Kopf, Jelena! Der Prinz hat gesagt, ihr fehlt ein Ohr, das ein Uralkasak ihr mal abgebissen hat. Und du, Kascha ... tausend Rubel, wenn du ihr die Bluse an der rechten Schulter zerreißt! Da soll sie ein geradezu himmlisches Muttermal haben ...“

Alle Fenster am Markt waren von neugierigen Zuschauerinnen besetzt, und Gott mochte wissen, woher mit einemmal all die Frauenzimmer kamen, die ringsum den Marktplatz füllten. Die in der vordersten Reihe Stehenden klatschten in die Hände, riefen „Bravo!“ Und etliche schrien: „Ach, ach,“ als wenn sie Hunde aufeinanderbekten ...

Dem Rittmeister von Heidedorff trieb die Scham fast die Tränen in die Augen. Er riß die Napierowna an der Taille empor und parierte einen Fauststoß der Piraschof mit dem Rücken ...

Der Leutnant Czapka hatte sich aufgerichtet und schrie laut: „Verfluchte deutsche Weibsvölker — wenn nicht gleich von Strasse weg, ich lasse Kasaken anreiten ...“

Der weibliche Zuschauerring stob kreischend auseinander. Der Fürst Urasow bot der Napierowna den Arm.

„Ich bitte, sich nicht weiter zu bemühen, Herr von Heidedorff, ich bringe die Gnädige sicher nach ihrem Hotel...“

Der Rittmeister verneigte sich, die Hand am Mützen-
schirm: „Wie Sie befehlen, mein Fürst...“ Und mit einem Gefühl der Erleichterung wandte er sich auf den Heimweg. Die Napierowna, zerzaust und er-
hitzt, versuchte ein Lächeln: „Auf Wiedersehen, heute
abend...“ Er wandte nicht den Kopf, hörte aber
deutlich, wie der Fürst hinter seinem Rücken sagte:
„Göttliche Jelenka, das Klingt ja fast, als wollten Sie
sich bei diesem Deutschen entschuldigen? Was ver-
stehen diese langweiligen Kerle von dem Temperament
einer edlen Frau...?“ Und die Napierowna erwiderte
ihm: „Die Pest auf ihn, daß er mich zurückgerissen hat!
Mit der Linken hatte ich sie am Hals und mit der Rech-
ten schon die Hutnadel herausgerissen...“

Egon von Heidedorff ging weiter, ohne sich umzu-
sehen. Er hatte die Empfindung: das waren noch gar
keine Menschen. Von denen hatten sie nur die auf-
rechte Haltung, die Bewegungen und die Sprache ge-
borgt. Bei der geringsten Erregung fiel die menschliche
Tünche von ihnen ab, sie fuhren sich an den Hals wie
Tiere. Die deutschen Zuschauer aber sagten: Da seht
her, so sind die Russen! Das sind russische Offiziere!
Und er mußte denken, ob es wohl auch im deutschen
Heere so aussehe! Er kannte nur einen einzigen deut-
schen Führer vom Sehen, den General von Klud.

Während der die Ordensburger Dragoner nach an-
strengender Befichtigungsübung auf dem Marktplatz
in Sektionskolonne vorbetreten ließ, hatte er am Krie-
gerdenkmal in seiner Spionenverkleidung als Philippone
mit seinem Obstkarren gehalten. Es war schon eine
Reihe von Jahren her, aber er entsann sich noch ganz
deutlich der imponierenden Gestalt mit dem eisernen
Gesicht, in dem ein paar scharfblickende Augen standen.
Wie eine lebendig gewordene Prüfungsmaschine saß
der Mann da, in einer Atmosphäre von nüchterner
Sachlichkeit; mit einem kalten Schein in den Augen,
als wäre er imstande, den eigenen Sohn zu kassieren,
wenn der den strengen Anforderungen des königlichen
Dienstes nicht genüge... Und im Gegensatz dazu
dachte er an seinen eigenen Kommandeur, den Grafen
Variatinstj. Immer, wenn er ihn zu einer dienstlichen
Meldung aufsuchte, saß die gepukte kleine Französin
im Zimmer und drehte Zigaretten. Der Graf aber
posierte vor ihr beim Anhören des Vortrags wie ein
Schauspieler — der Graf Variatinstj, von dem man
vor dem Kriege gesprochen hatte, er sei eine der großen
Soffnungen Rußlands!

Aber weshalb sollte der sich versagen, was der oberste
Generalissimus für erlaubt hielt? Auch der Großfürst
Nikolai hatte ja ein Frauenzimmer mit in den Krieg
genommen; man wußte nicht recht, die durchgegangene
Frau eines Generals oder eine Petersburger Schau-
spielerin. Sie wäre seine „Maschette“, sagte er, und in
Offizierstreifen muntelte man, von ihren Launen wäre
schon manches Männerschicksal zerbrochen worden...

Und der Rittmeister von Heidedorff sah einen langen, steinigten und mühseligen Weg, den das große Mütterchen Rußland wandern mußte, ehe unter ihrem ausgestreckten Arm die Völker, die sie an sich raffte, zu Zucht und Gesittung erzogen wurden... Wo aber waren die Männer, die in eigener strenger Lebensführung als Vorbilder zu dienen hatten?

Mitten in allem schmerzlichen Grübeln mußte er hell auslachen. Ihm war plötzlich eingefallen: wieso eigentlich hatte sich die dicke Rascha Piraschof so für den Leutnant Opalkin ins Zeug gelegt? Daraus konnte man doch schließen, daß der kleine Prinz Pawel auf seinem hohlen Kopfe ein recht stattliches Geweih trug... Und diese Vorstellung belustigte ihn so, daß er halbblaut ein freches Liedchen vor sich hinsummte. Der „Sieger von Groß-Heinrichsdorf und Neuendorf“, der von einer gepukten Troßdirne betrogen wurde — es war zum Schreien komisch...

Der Rittmeister von Heidedorff schritt rascher aus. Eine seltsame Sehnsucht trieb ihn nach dem kleinen Häuschen vor dem Deutschen Tor. Eigentlich hätte er auf die Druckerei der Ordensburger Zeitung gehen müssen, um die für das Abendblatt bestimmten Artikel zu prüfen, aber in seiner augenblicklichen Stimmung pffte er auf diese Pflicht — mochte der Kerl doch drucken, was er wollte! Sollte er — als der ewige dumme Deutsche — vielleicht allein arbeiten, während der ganze übrige Stab hummelte? Und in einem plötzlichen Umschlag der Stimmung legte sich ihm ein Drud auf die Brust, als müsse er eilen, um von den Frauen in dem kleinen Häuschen schweres Unheil abzuwenden...

Als er aber in den schattigen Garten trat, bot sich ihm ein Bild sorglosen Friedens. Der brave Litauer Pritupatis hatte seinen geladenen Karabiner an die dicke Pappel neben dem Tor gelehnt, saß neben der drallen Dienstmagd Sochia unter einem Apfelbaum und schälte Kartoffeln. Trotz des Unterschiedes zwischen lettischer und masurischer Sprache schienen sie ein Verständigungsmittel gefunden zu haben, denn von Zeit zu Zeit lachten sie sich an. Und wenn sie gelacht hatten, küßten sie sich. Der tapfere Pritupatis strich danach seinen gewaltigen Schnurrbart, die Sochia aber bläute verschämt in die große Wasserschüssel mit geschälten Kartoffeln.

Dem Rittmeister tat es leid, das zärtliche Beisammensein stören zu müssen, aber er hatte keinen anderen Weg zum Hause. Der Litauer sprang auf und entschuldigte sich mit rotem Kopfe, daß er seinen Posten verlassen hätte. Aber die vier Dragoner Einquartierung fräßen so viel, daß das arme Mädel allein mit dem Kartoffelschälen nicht fertig würde. Der Rittmeister nickte, gutgelaunt.

„Na schön, aber wie verständigt ihr euch eigentlich?“

Der stämmige Litauer lachte übers ganze Gesicht.

„Immer mit Zeigen und Fragen. Ich zeige auf Haus, sagt sie: dom! Ich zeige auf Kartoffel, sagt sie: bulwa! Und mit einem listigen Schmunzeln fügte er hinzu: „Ich zeige auf Mund — übersetzt sie gleich in ‚heiraten‘!“

„Na, warum denn nicht, Priupatis?“

Der Litauer seufzte mit einem Male tief auf.

„Ja, warum nicht, Herr Rittmeister? Sie is ein Frauenzimmer, das in die Welt paßt! Einen Zweischeffelsack Kartoffeln hebt sie auf den Rücken wie nichts, und auch sonst . . . Von evangelischem Glauben is sie, hat mal von ihrem Vater ein großes Vermögen zu erwarten . . . über achthundert Mark! Da möchte man schon! Aber morgen zieht man weiter, und übermorgen wird man totgeschossen . . .“

Der Rittmeister nickte. Ihm war plötzlich etwas in die Kehle gefahren, was ihm die Antwort verwehrte. Der schlichte Dragoner hatte recht. Wozu sich in flüchtigem Quartier das Herz beschweren? Morgen zog man weiter, und übermorgen wurde man totgeschossen . . .

Er hatte das ganze Haus durchsuchen müssen, ehe er das Fräulein von Gorski fand. Sie stand in der blüh-

sauberen kleinen Küche am Herd, ein weißes Tuch um die Haare gewunden, und rührte mit einem großen hölzernen Löffel in einem umfangreichen Kessel. Als er die Küchentür öffnete, fuhr sie zusammen.

„Ja, wo kommen denn Sie auf einmal her, Herr von Heidedorff, so außer der Zeit?“

Er mußte auflachen.

„Ist das nicht erlaubt? Und habe ich Strafe verdient, daß ich einen langweiligen Dienst schwänzte, um mal nachzusehen, was Sie in meiner Abwesenheit so eigentlich treiben?“

„Nichts Staatsgefährliches!“ gab sie lachend zurück. „Ich kochte Apfel zu Gelee ein. Man darf doch den lieben Gottesegen nicht verderben lassen.“

Er nickte ernsthaft.

„Sehr richtig, aber wie ich die Lage überschauere, werden wir in einigen Tagen weiter nach Westen vorrücken, und Sie verschwenden Ihre Arbeit an Menschen, die . . . na, ich will über das, was hinter uns kommt, nichts sagen! Nur ich frage mich manchmal ängstlich: Was wird aus Ihnen hier, wenn ich fort muß?“

Das kleine Fräulein nahm den Kochlöffel fest in die Hand und rührte energisch: „Keine Sorge, Herr von Heidedorff, dann kommen die Preußen! Aber eine im Augenblicke dringlichere Frage: Sind Sie hungrig?“

„Mächtig!“

„Dann nehmen Sie bitte hier den Löffel . . . das Gelee darf nämlich nicht anhängen, ja . . . und ich trage ihnen inzwischen in Ihrem Zimmer rasch ein Frühstück auf.“

„Und wenn ich um die Erlaubnis bitten würde, hier mein Butterbrot essen zu dürfen?“

Sie errötete ein wenig und zuckte mit den Achseln.

„Wie es Ihnen beliebt!“

Er rührte heftig in dem schäumenden Kessel und sah zu, wie sie über den blankgeschauerten Küchentisch ein weißes Tuch breitete, aus der Speisekammer Brot, Butter und einen geräucherten Schinken herbeibrachte. Und es wollte ihm scheinen, als sähe sie es nicht ungern, wenn er in ihrer Gesellschaft den Imbiß einnähme. Es wurde ihm warm ums Herz . . . zu heimelig war es, wie sie gleich einem kleinen Hausmütterchen hin und her ging, mit leichten und anmutigen Bewegungen den Tisch richtete.

„So, bitte,“ sagte sie und nahm ihm den Löffel wieder ab. Ihre Hände berührten sich dabei, und — obwohl sie sich hastig abwandte — er sah deutlich, wie ihr eine feine Röte an Hals und Wangen emporstieg. Da war es um all seine fühle und nüchterne Überlegung geschehen. Er atmete tief auf und beschloß, sich Gewißheit zu holen, ob sie ihn willkommen heißen würde, wenn er im Frieden wiederkäme. Aber die Erregung übermannte ihn so, daß er vergebens nach einem schicksalichen Anfange suchte. Und sie schien seine Absicht zu erraten, wick ihm aus . . .

„In der Stadt ist ein Gerücht verbreitet,“ sagte sie plötzlich, „in der Gegend von Gilgenburg und Reidenburg soll eine große Schlacht im Gange sein. Und es heißt, sie steht für Sie nicht günstig.“

Er machte eine abwehrende Handbewegung.

„Halte ich für ausgeschlossen. Wir, in unserem Hauptquartier, müßten doch auch was davon wissen. Aber, mein gnädiges Fräulein — es klingt seltsam im Munde eines russischen Offiziers — ich würde mich freuen, wenn das Gerücht recht behalten sollte.“

Sie blickte überrascht auf, als hätte sie nicht recht verstanden.

„Ja, aber neulich sagten Sie doch noch . . .?“

Er zuckte mit den Achseln.

„Das war wohl nur, um Ihnen zu widersprechen! Sie gerieten dann immer in einen so niedlichen Zorn, daß ich manchmal meine bessere Überzeugung verleugnete, bloß um Ihnen zuhören zu dürfen.“

Sie schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Herr von Heidedorff, das ist eine so ernsthafte Sache . . . Wenn Sie mir durchaus ein Kompliment machen wollen — was im übrigen höchst unnötig ist — ja also, dann, bitte, nicht auf Kosten Ihrer wirklichen Gesinnung!“

„So,“ gab er heftig zurück, „und neulich sagten Sie erst, Sie begreifen nicht, wie ich als Abkömmling eines alten baltischen Geschlechts nicht auf Ihrer Seite stehe? . . .“

„Ganz recht,“ sagte sie, „aber inzwischen habe ich nachgedacht. Es ist eine törichte Einbildung von uns, daß die Balten immer noch deutsch empfinden müßten. Es wäre genau dasselbe, als wenn die Franzosen verlangen würden, die Abkömmlinge der nach der großen Revolution vertriebenen Geschlechter sollten noch heute für ihre alte Heimat Partei ergreifen!“

„Ah nein, mein Fräulein,“ erwiderte er lebhaft, „bei uns liegt der Fall doch anders! Der baltische Adel und das baltische Bürgertum war noch vor nicht langer Zeit deutsch; deutsch in der Gesinnung, deutsch in seiner Sprache und deutsch in seinem Sonderrecht. Daß sich daran vieles geändert hatte inzwischen, war nicht seine Schuld. Aber das alles geht nicht meinen besonderen Fall an! Aus Gründen, die nur mir allein gehören, haßte ich die Deutschen... nun, ich glaube, es kann wenig echt russische Offiziere geben, die mit so heiligem Zorn gegen Deutschland die Waffen ergriffen haben wie ich. Und jetzt? Nach kaum fünf Wochen Krieg? Ich schäme mich, daß ich eine russische Offiziersuniform trage, denn sie ist in dieser Zeit hundertfach geschändet worden! Alles aber, was ich von deutschem Wesen gesehen habe, ringt mir Achtung, Bewunderung und Liebe ab... Ich habe es nur widerwillig aufgenommen, und jetzt...“ Die Stimme geriet ihm ins Schwanken, er brach ab und sah zu dem schmalen Fenster hinaus, vor dem die fruchtbeladenen Äste schwer zu Boden hingen. Erst nach langer Pause fügte er hinzu: „Jetzt weiß ich nicht, was aus mir werden soll. Jetzt treibe ich wie ein entwurzelter Baum in einem wilden Strom... Gott allein weiß, wo ich mal als Strandgut ans Ufer geworfen werde.“

Sie machte sich am Herd zu schaffen, rückte den schweren Kessel zur Seite und warf das Feuerloch mit Ringen zu. Er wollte ihr helfen, sie wies ihn mit kurzer Bewegung zurück. Und nach einer ganzen Weile erst sagte sie: „Ich verstehe immer nicht — Sie sind doch

ein Heidedorff! Haben Sie da an Ihrer Familie gar keinen Rückhalt gefunden?“

„Bei meiner Familie?...“ Er lachte bitter auf: „Mein Vater wurde von ihr ausgestoßen, weil er meine Mutter heiratete, und meine Mutter — als sie sich in ihrer Not und Verzweiflung an die hochmütigen Herrschaften wandte, deren Namen sie doch immerhin trug — also ich stand dabei, wie sie von einem Diener als lästige Bettlerin von der Schloßrampe gewiesen wurde!... Hätte ich dieses Vieh heute in meiner Gewalt, ich würde es zollweise an einem langsamen Feuer rösten für die Schmach, die es meiner Mutter angetan hat...“

Das kleine Fräulein sah verworren vor sich hin.

„Also der Heidedorff sind Sie! Vor einem Jahre etwa war ich mit meinem Mütterchen zu Besuch in Schwentawinne. Da hörten wir die Geschichte Ihres Vaters. Ich vermochte die Entrüstung, die sich mehr als dreißig Jahre in gleicher Stärke erhalten hatte, nicht zu teilen. Wenn wir hier in Deutschland jedem Tropfen jüdischen Blutes in unseren Adelsgeschlechtern nachspüren wollten, kämen wir zu seltsamen, auch ziemlich hoch hinauf reichenden Ergebnissen. Aber ich machte mich mit diesen Ansichten reichlich unbeliebt bei der baltischen Vetternschaft. Zumal man dort eifrig studierte, in Ermangelung direkter Nachkommenschaft das Majorat der Linie vom Rauhen Hause zuzuschütern. Nur irgend etwas schlappte nicht. Der stiftende Urahn hatte — glaube ich — vergessen, Nachkommen auszuschließen, die aus unebenbürtiger Ehe

stammten. Zu seinen Zeiten gab es so etwas nicht. Und dieses Versehen sollte nachträglich korrigiert werden, durch eine Eingabe an irgendeine Behörde. Aber die war halsstarrig; wahrscheinlich weil in ihr deutsche Männer zu entscheiden hatten.“

Egon von Heidedorff war aufgesprungen, seine Wangen glühten vor Erregung.

„Schwentawinne! Immer hab' ich in meinem Gedächtnis nach dem Namen gesucht. Und, nicht wahr, vor dem Schlosse liegt eine weite Terrasse? Die Mauer fällt steil ab zum Meer, von weit her kommen die Wellen gezogen, schlagen an ihr hinauf... Herrgott, himmlischer Vater“ — es kam wie ein Schrei aus seiner Brust — „da einmal als Herr einziehen dürfen! Meine Mutter auf der einen Seite, und auf der anderen eine“ — er sah das kleine Fräulein mit einem schier flehenden Blicke an — „der ich die Hände unter die Füße breiten würde, wenn sie die Gnade haben wollte, sich mir günstig zuzuneigen...“

Amelie von Gorski war zurückgetreten. Sie schüttelte den Kopf.

„Herr von Heidedorff, Sie verwechseln die gute Botschaft mit der Bringerin. Hätten Sie sich früher ausgesprochen über das Verhältnis zu Ihrer Familie, hätten Sie die gute Nachricht schon längst haben können. Aber noch ist's wohl nicht zu spät, damit Sie Ihre Rechte wahrnehmen können. Und jetzt möchte ich Sie bitten, mir mein kleines Reich hier wieder allein zu überlassen!“

Er trat einen Schritt näher und neigte nach russischer Sitte demütig das Anie.

„Ich habe Sie erschreckt, mein liebes Fräulein — zürnen Sie mir deswegen nicht! Ich wollte es viel zarter anfangen... nur fragen, ob Sie mich später einmal nicht ungünstig aufnehmen würden, wenn der unglückselige Krieg vorüber ist?“

Sie nahm sich mit einer mechanischen Bewegung das weiße Tuch von den Haaren.

„Stehen Sie auf, Herr von Heidedorff — bei uns knien die Männer nicht, wenn sie werben. Und nun lassen Sie uns eine Minute lang vernünftig miteinander reden! Ich bin kein Bockfisch mehr, der sich in unklaren und überschwenglichen Gefühlen ergeht, sondern ein nüchtern erzogenes und nüchtern denkendes Mädchen, den Dreißig näher als den Zwanzig...“

Er unterbrach sie ungestüm.

„Für mich sind Sie die Jüngste und Schönste auf der Welt...“

Amelie von Gorski hob abwehrend die Hand.

„Lassen Sie mich bitte aussprechen!... Ich wollte also sagen, ich bin nicht mehr jung genug, um aus Empfindungen nur über meine Zukunft zu entscheiden... Ein Schicksal, das auf Liebe und praktischen Erwägungen sich baut, kann niemals zu schlimmen Enttäuschungen führen. Auf der anderen Seite aber, auch eine Entscheidung wird leichter, wenn man sich vernünftig klar macht, daß sie notwendig ist. Und deshalb sage ich Ihnen ganz offen, auch Sie haben mir recht gut gefallen.“

Er griff hastig nach ihrer Hand. Das war doch nichts anderes als mädchenhafte Ziererei. Das Glück machte ihn übermütig, und er wollte sie an sich ziehen...

In ihren Augen blühte es zornig auf, sie riß sich heftig los.

„Herr von Heidedorff, daß Sie stärker sind als ich, das weiß ich. Aber damit beweist man doch nichts . . .“

Sie strich sich eine widerspenstige Locke aus der Stirn und sprach wieder ruhiger.

„Also Sie hatten mir recht gut gefallen, von dem Augenblicke an, wo Sie mir sagten, ich sollte meiner Ausine Annemarie ausrichten, es täte Ihnen leid, vor ihr so renommirt zu haben. Das war anständig von Ihnen! Und als am Nachmittag Ihre famose Schußwache kam, schwärmte ich für Sie . . . Dann aber fing ich an zu überlegen. Ich rechnete viel Plus auf Ihre Seite . . . die baltische Vetternschaft . . . Ihre russische Erziehung, die naturgemäß den Blick beschränkt . . . es ging nicht! Den Krieg haben weder Sie noch ich gemacht, aber er steht zwischen uns. Ich kann Ihnen nicht zumuten, zu uns überzulaufen, das wäre ehelos. Und ich vermag wiederum den Gedanken nicht zu ertragen, Sie könnten meinem letzten Bruder mit der Waffe in der Hand gegenüberstehen. Da müßte ich doch für ihn beten, und nicht für Sie . . . Einen Bruder habe ich in diesem fürchterlichen Krieg schon verloren und mein Väterchen dazu . . . beide gleich am ersten Tag.“ Sie sah an ihm vorbei, und zwei klare Tränen rollten ihr die Wangen hinab.

Aber er hörte aus allem nur, daß auch sie ihn lieb habe. Es wurde ihm rot vor den Augen, er faßte sie mit wildem Griff, und trotz ihrem Sträuben fand er ihren Mund. Ein paar Sekunden hing sie, wie ge-

brochen, in seinen Armen, aber er fühlte deutlich, ihre Lippen blieben kalt. Da ließ er sie frei und führte sie zu dem Stuhl am Fenster.

„Verzeihen Sie,“ sagte er rauh, „ich verstehe mit deutschen Mädchen wohl nicht umzugehen! Woher sollte ich es auch gelernt haben? Mein Vater war ein Trunkenbold, meine Mutter arm, vom Unglück geschlagen . . . Mit zwölf Jahren kam ich auf die russische Militärschule . . . na, ist gut! Ich werde mir natürlich sofort ein anderes Quartier suchen, um Sie nicht länger zu behelligen.“

Sie weinte still vor sich hin, schien gar nicht gehört zu haben, was er sprach. Da schossen auch ihm mit einem Male die Tränen in die Augen.

„So fortzugehen ohne einen Schimmer von Hoffnung! . . . Mein ganzes Herz habe ich vor Ihnen ausgebreitet, und Sie stoßen mich zurück . . .“

Es dauerte eine Weile, bis sie antwortete. Aber sie sprach mehr zu sich selbst:

„Alle Überwindung ist schwer, aber muß sie immer in lauten Worten ausgesprochen werden? Jetzt ist es so häßlich . . . Das heimliche Band ist zerrissen und die Erinnerung beschmutzt . . .“

Er bat dringlicher: „Liebes Fräulein, ich will ja nichts weiter, als daß Sie mir nicht mehr zürnen! Was geht uns beide dieser unsinnige Krieg an? Ich verfluche ihn schon heute! Und nach ihm muß doch mal wieder Frieden kommen. Darf ich da noch einmal vor Sie hintreten, falls ich noch am Leben bin, und Sie fragen, ob Sie mir verzeihen haben?“

Sie antwortete nicht, sah starr geradeaus. Da rich-

tete er sich auf und verließ mit klirrenden Sporen das Haus. In zorniger Erregung machte er sich wieder auf den Weg zur Stadt... Der Teufel hatte ihn geritten, sich vor diesem zimperlichen kleinen Frauenzimmer so zu demütigen. Die Tränen waren nur Verstellung, und jetzt lachte sie vielleicht hinter ihm her, daß sie ihn so geschickt getäuscht hatte... Vater und Bruder wollte sie an ein und demselben Tage verloren haben? Da schlug es ihm plötzlich gegen die Brust, daß ihm der Atem stockte: Sie hatte ja recht! Ein Schleier fiel ihm von den Augen, und er wußte mit einem Male, wo er das Gesicht schon einmal gesehen hatte. An jenem unglückseligen ersten Kriegstage, als er in Groß-Heinrichsdorf den tapferen kleinen Leutnant aus dem Sattel schoß... Als sie in zorniger Abwehr die Lippe über die weißen Zähne hob, hatte sie genau so ausgesehen wie der arme Junge, der mit dem kleinen Loch in der Stirn auf dem Rücken lag... Und dreißig Schritte davon lag ihr Vater, und wenn sie immer von baltischer Vetternschaft sprach, dann meinte sie das Bild mit den seltsamen Augen, das der Dragoner aus dem brennenden Schloß gerettet hatte... „Amélie de Gorski, née Baronne de Heidedorpf“ hatte in der rechten Ecke gestanden unter demselben Wappen, das die erbeutete Pistole trug. Er hatte sie gegen die eigene, ausgeleierte Waffe eingetauscht, führte sie rechts an seinem Gürtel... Das alles wußte sie nicht, die kleine Dunkelhaarige, sonst wäre ihr Abscheu wohl noch größer gewesen. Aber sie ahnte und fühlte es vielleicht, stieß ihn deswegen zurück...

Er lachte bitterlich auf, unversehens aber wurde ein Aufschluchzen daraus. Der liebe Gott da oben meinte es schon recht gut mit ihm! Von seiner Familie war er ausgespien worden, dem einzigen Mädels, um das sich's zu werben verlohnte, hatte er den Bruder totgeschossen. Die Volksgenossen im eigenen Lager verachtete er, ins andere überzulaufen wäre ehrlos gewesen. Also was sollte er da noch auf der Welt? Am besten, er verkroch sich irgendwo im Dickicht wie ein weidundes Stück Wild und machte ein Ende. Mit der Waffe, die er dem Bruder der kleinen Dunkelhaarigen abgenommen hatte... Oder er suchte geflissentlich den Tod in der nächsten Schlacht. Aber die deutsche Kugel traf vielleicht nicht so gut, als wenn er selbst sie lenkte, und eher hätte er sich ein Auge ausgerissen, als daß er noch einmal eine russische Horde gegen die Menschen führte, die ihr Vaterland gegen einen hinterlistigen und schändlichen Überfall verteidigten...

Ganz weh und wund fühlte er sich in seinem Innern, ging teilnahmslos dahin und sah nicht, daß über die lange Brücke, die vom Städtchen zum Ostufer des Sees führte, Regimenter und Regimenter Soldaten marschierten. Nur eins fiel ihm auf, die Deutschen, die ihm auf der Straße begegneten, wichen nicht mehr so scheu aus wie sonst. In Gruppen standen sie beisammen, sprachen erregt und hatten freudige Gesichter...

Vor dem Schilde einer kleinen Weinstube am Markt fiel dem Freiherrn von Heidedorff ein, daß er seit dem frühen Morgen nichts gegessen hatte. In der sauberen Küche draußen vor dem Tor hätte er dazu Gelegenheiten gehabt, aber er hatte es vorgezogen, törichte Liebeserklärungen zu machen. Er verspürte keinen Hunger, nur wie sollte er die Zeit herumbringen bis zum Abend ... bis zu der Stunde, wo er sich bei seinem General zu melden hatte? Er mußte erst eine Weile nachdenken, ehe ihm wieder einfiel, weshalb ... Ach so! Der Herr Graf Variatinskij, Erzellenz, wollte ihm beibringen, daß man das einem Deutschen gegebene Ehrenwort nicht zu halten brauchte! Eine gewisse Neugierde erfüllte ihn schon jetzt, wie er diese Belehrung wohl aufnehmen würde. Vielleicht, wenn er gerade gut ausgelegt war, fuhr er diesem jeden Ehrgefühls baren hohen Herrn vor versammeltem Stabe an den Hals ...

In der dämmerigen Weinstube, die ihr Licht nur von zwei niedrigen Fenstern empfing, saßen zwei Offiziere an getrennten Tischen. Der eine war sein alter Regimentskamerad Jergunow, den anderen kannte er nicht. Irrend ein Hauptmann von der Infanterie.

Der Rittmeister rief ihn an.

„Sdraszd' Heidedorff!“

„Guten Tag, Jergunow! Was machen Sie denn hier?“

Der Rittmeister hob die schweren Augenlider, man sah es ihm an, er hatte schon reichlich getrunken.

„Was soll man machen, mein geliebtes Brüderchen, bei diesen schlimmen Zeiten? Man besäuft sich, um ein bißchen wenigstens seinen Kummer zu vergessen.“

„Wie so? Was ist Ihnen denn passiert?“

Der Rittmeister Jergunow versuchte, sich zu erheben.

„Mir? Ja, Heidedorff, wissen Sie denn nicht, was geschehen ist? Die Armee Sasonow ist geschlagen ... Unsinn, vernichtet, zusammengehauen, zerschossen oder gefangengenommen ... nur Fesseln haben sich über die Grenze zurück gerettet.“

Egon von Heidedorff ließ sich in den nächsten Stuhl fallen.

„Jergunow, Sie sind verrückt! Das heißt, entschuldigen Sie, ich wollte sagen, das ist so undenkbar ... so unmöglich und hirnverbrannt ...“

Der Rittmeister fuhr sich über die Augen.

„Sollte man glauben, ja ... aber es ist die Wahrheit! Vor zwei Stunden ist ein Offizier vom Stabe der Narew-Armee angesprengt gekommen, vor unserm Hauptquartier brach er mit seinem abgehefteten Gaul zusammen. Er war verwundet, der arme Kerl, und als er sich aufrichtete, schrie er den Grafen Variatinskij an: „Herr, wir haben nach Ihnen gerufen wie nach dem Heiland, weshalb sind Sie uns nicht zu Hilfe gekommen?“ ... Da sind denn Seine Erzellenz mit einem Teil unseres Armeekorps ausgerückt“ — der Rittmeister stürzte mit einem höhnischen Auflachen den Inhalt des vor ihm stehenden Rognatglases hinab — „wozu, weiß

ich nicht! Mir wurde gesagt: Aufnahmestellung! Für wen, bitte ich Sie? Vielleicht für die Hunderttausend von unseren armen Kerls, die im Kartätschenfeuer verblutet oder in den Moorlöchern ertrunken sind?“

Egon von Heidedorff saß wie in einer Betäubung. Einen Augenblick lang hatte es ihn wie eine Art von Genugtuung durchzuckt, aber — pfui Teufel — so weit war er denn doch noch nicht, daß er über den Tod so vieler alten Kameraden Freude empfinden sollte! Er entsann sich, seit mehreren Tagen schon war die Fernsprechverbindung mit der Narew-Armee unterbrochen gewesen. Auch die Funkentelegraphen hatten nicht gearbeitet, weil sie fortwährend von starken Strömen gestört wurden. In echt russischer Sorglosigkeit hatte man keinen besonderen Wert darauf gelegt. Er schüttelte sich an den Kopf.

„Ich verstehe nur nicht... hundert Werst nördlich von diesem Schlachtfeld hat die gewaltige Armee des Generals Rennenkampf gestanden. Es ist doch ganz unsagbar, daß sie der Vernichtung ihrer Schwesterarmee untätig zugeesehen haben sollte.“

Der Hauptmann am Nachbartische mischte sich in das Gespräch.

„Die Erklärung ist sehr einfach, meine Herren! Ehe wir die Sauhunde von Deutschen nicht aus unseren obersten Führerstellen verjagt haben, werden wir gegen unsere Feinde keine Schlacht gewinnen.“

Egon von Heidedorff wandte den Kopf über die Schulter.

„Herr, was wollen Sie damit sagen?“

Der Hauptmann zuckte mit den Achseln.

„Was Sie, meine Herren — wenn Sie gute Patrioten sind — sich wahrscheinlich schon längst selbst gesagt haben: Der Rennentkampf ist ein Deutscher, von dem Sasonow wird erzählt, er hätte eine deutsche Frau...“

Der Rittmeister sprang auf, der Zorn verdunkelte ihm die Augen.

„Herr, das ist so infam! Immer wenn es euch schlecht geht, schiebt ihr die Schuld auf verkaufte Spione und Verräter! Vor zehn Jahren habt ihr's ebenso gemacht, wie ihr von den Japanern Prügel bekam... Steckt lieber die Nasen in eure Schlamperie und gewöhnt euch das verfluchte Wort ab: Nitschewo!... Das ist die Wurzel all eurer Fehler!“

Der andere war ebenfalls aufgesprungen.

„Ihr, ihr“, wiederholte er. „Wie kommen Sie, mit einer russischen Uniform am Leibe, dazu, von dem russischen Volke per ‚ihr‘ zu sprechen?“

Der Rittmeister Jergunow legte sich ins Mittel.

„Um Gottes willen, Ruhe, meine Herren! Und — entschuldigen Sie, Herr Hauptmann — mein Kamerad hat sich mit Recht beleidigt gefühlt. Er trägt einen deutschen Namen, aber im Innern fühlt er genau so echt russisch wie Sie und ich! Und gestatten Sie, meine Herren, daß ich vorstelle: Mein alter Freund, Rittmeister von Heidedorff — Herr Hauptmann“ — er unterbrach sich — „pardon wie war doch gleich der wahre Name?“

Der andere verneigte sich militärisch und sprach seinen urdeutschen Namen mit russischer Betonung aus:

„Wagner! Iwan Kristoforowitsch Wagner!“

Egon von Heidedorff mußte sich gewaltsam zusammenenehmen, um nicht laut aufzulachen.

„Bardon,“ fragte er mit ironischer Höflichkeit, „seit wann ist Ihre liebe Familie echt russisch, Herr Kamerad? Der Name klingt nämlich genau so verdammt deutsch wie der meinige...“

Der Herr Hauptmann schob gravitatisch zwei Finger der Rechten zwischen die Knöpfe seiner Uniform.

„Ein Irrtum, Herr Kamerad! Der Ursprung meiner Familie verliert sich im Dunkel der russischen Geschichte. Unter Peter dem Großen, der in so verhängnisvoller Weise den Westen begünstigte, fühlte sich mein Vorfahr veranlaßt, seinen gut russischen Namen in einen deutsch klingenden umzuwandeln...“

Der Rittmeister Jergunow in seiner Vermittlerrolle atmete erleichtert auf.

„Na, Gott sei Dank, damit sind wohl alle Mißverständnisse beseitigt. Und ich sehe nicht ein, wieso wir nicht gemeinschaftlich die Ursachen unserer bedauerlichen Niederlage erörtern sollen?“

„Einverstanden,“ sagte der Hauptmann mit Würde. „Vorher aber muß Ihr Herr Kamerad den Ausdruck ‚insam‘ zurücknehmen, sonst ist es mir unmöglich, mit ihm an einem Tische zu sitzen!“

Egon von Heidedorff verneigte sich ironisch.

„Wenn der Herr Hauptmann damit zufrieden sind? Das eine Wort nehme ich gern zurück!“ Er schlug mit der Säbelscheide gegen das Tischbein: „Seda, Fräulein!“

Eine verschlafene Kellnerin näherte sich langsam.

„Sie wünschen?“

„Zwei Flaschen Champagner, eine Flasche Kognat und eine Kanne, um daraus eine Bowle zu machen!“

„Sehr wohl, mein Herr! Aber seit einiger Zeit werden hier Getränke nur gegen vorherige Bezahlung verabfolgt!“

Er warf einen Fünzigrubelschein auf den Tisch.

„Da, den Rest als Trinkgeld!“

Das schläfrige Mädchen steckte den Schein gleichgültig in ihre an der Seite hängende Ledertasche und ging mit müden Schritten zum Schenktisch zurück. „Ausgezeichnet,“ sagte der Herr Hauptmann, „da gibt es nachher keine Streitigkeiten, wer bestellt hat!“ Und er ging zu dem Kleiderrechen an der Wand, aus seinem Mantel die Zigarettendose zu holen. Der Rittmeister Jergunow neigte sich über den Tisch, die Hand am Mund: „Bruderherz, nimm dich in acht! Der Kerl gehört zur Dschana...“

Egon von Heidedorff warf den Kopf in den Nacken.

„Er kann mir gewogen bleiben! Erst besauf' ich mich mal jetzt, und dann...“ er brach ab: „Na, schön, was weiter geschieht, wird sich finden...“

Die Kellnerin kam mit den drei Flaschen und goß sie in eine eisgekühlte Kanne.

„Vielleicht auch etwas Zitrone gefällig?“

Er nickte schweigend. Es war ja so egal, wie das Gebräu schmeckte, in dem er sich Mut antrank zu dem letzten Schritt... Ein Wort fiel ihm ein, das er in einer dunklen Nacht vor langen Jahren gehört hatte: „Gott sei seiner armen Seele gnädig, denn sie ist betrunken aus seinem Leibe gefahren.“ Das war natürlich ein kindischer

Aberglaube. Was kümmerte sich der liebe Gott darum, wie man das verpfuschte Leben von sich warf, im Rausch oder in der Nüchternheit? Sätte ihm lieber die Hand lenken sollen, als er auf den kleinen deutschen Leutnant schoß, damit er vor der Dunkelhaarigen nicht als Mörder ihres Bruders zu stehen brauchte...

Der Hauptmann kostete schlürfend das perlende Getränk.

„Ah, prächtig, nur noch ein bißchen kräftiger könnte es sein! Aber ich setze natürlich voraus, es bleibt streng unter uns, daß wir so leichtfertig das heilige Verbot unseres allergnädigsten Herrn übertreten?“

Egon von Heidedorff hob sein Glas.

„Mein verehrter Herr Kamerad, wir übertreten und unterlassen so vieles — da wird es auf diesen einen verbotenen Schluck nicht ankommen! Also ich trinke auf die Zukunft Rußlands. Möge dieser Krieg es von allem Ungeziefer befreien, das an seinem Leibe schmarozt!“

Der Hauptmann stimmte begeistert ein.

„Bravo, hurra, und die Pest auf alle Deutschen!“

Egon von Heidedorff hatte einen Augenblick lang das Gefühl, als müßte er dem Kerl da drüben, der so weit das Maul aufriß, mit der Flasche über den Kopf hauen. Aber es wäre unnützer Aufwand gewesen. Eine dieser verächtlichen Wanzen schlug man tot, tausend andere blieben am Leben. Er beugte sich über den Tisch, da gab es nur blutiges Verhöhnern...

„Euer Hochwohlgeboren scheinen über die Familienverhältnisse unserer oberen Heerführer sehr genau unterrichtet zu sein?“

Der andere verneigte sich geschmeichelt.

„Es ist, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, mein Steckenpferd gewesen, das ich in meinen Mußestunden zu reiten pflege.“

„Also gut, den Kerl, den Sasonow gebe ich Ihnen unbedingt preis. Wenn jemand eine deutsche Mutter hat...“

„Frau habe ich gesagt,“ verbesserte der Hauptmann.

„Na, ist egal, ob Frau oder Mutter, jedenfalls ist es sonnenklar, daß er durch dieses Weibsstück zum Verrat gebracht wurde. Aber nun erklären Sie mir, bitte, diesen Rennenkampf! Bei ihm befindet sich doch unser erhabener Generalissimus, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch! Der größte Heerführer aller Zeiten. Hat er nun mit verraten, oder liegt es an seiner Unfähigkeit, daß er die Operationen des deutschen Generals nicht durchkreuzt hat?“

Der Hauptmann Waggner fuhr entsetzt zurück und sah sich ängstlich um.

„Gott sei Dank, außer uns scheint es niemand gehört zu haben! Wie kann man bei einer so hohen Persönlichkeit von ‚Unfähigkeit‘ reden. Entweder hat ihn der Verräter Rennenkampf getäuscht, oder Seine Kaiserliche Hoheit verfolgen einen strategischen Plan, den wir in unserem beschränkten Verstande nicht ermessen können.“

Egon von Heidedorff hob mit ironischem Lächeln sein Glas.

„Also trinken wir auf diesen geheimen Plan unseres erhabenen obersten Führers!“

Der Hauptmann stürzte sein volles Glas hinunter.

„Hurra, hurra, hurra!“ Und nachdem er sich den

feuchten Schnurrbart gewischt hatte, bog er sich vertraulich vor.

„Ich, in meiner besonderen Stellung, erfahre und höre ja so mancherlei . . . also ich sage Ihnen, meine Herren, dieser deutsche General von Hindenburg wird über seinen Sieg nichts zu lachen haben. Ich kann mich natürlich nur auf eine Andeutung beschränken, aber verlassen Sie sich darauf, es gibt eine große Mausefalle.“

„Ausgezeichnet,“ sagte der Rittmeister von Heidedorff und schenkte dem anderen von neuem ein. „Aber wie ist's nun, wenn auch dieser geniale Plan von einem Deutschen an die Feinde verraten wird? Dagegen müßte man sich doch irgendwie sichern?“

Herr Wagner nahm einen herzhaften Schluck.

„Kommt bald, verehrter Herr! Deshalb begrüßte ich vorhin so freudig Ihren Trinkspruch gegen das „Ungeziefer“! Dieser Krieg wird auch gegen die deutsche Pest in Rußland geführt. Es sind da zum Beispiel ein paar niedliche kleine Maßregeln gegen die deutschen Grundbesitzer im Gange . . . zum Fingerableben, sage ich Ihnen! Und wenn man Bescheid weiß, ist eine Masse Geld daran zu verdienen . . .“

Egon stieß seinen Nachbar zur Linken in die Seite.

„Schlaf nicht ein, Bruder Jergunow, hier werden die interessantesten Sachen erzählt! Vom Geldverdienen! Wäre ich nicht ein so armes Luder, würde ich mich an dem Geschäft beteiligen. Aber — verzeihen Euer Hochwohlgeboren gütigst — was sagt nun unser geliebter Alleinherrscher dazu?! Er ist doch selbst immerhin noch ein Stück Deutscher, hat außerdem eine deutsche Frau . . .“

Der Hauptmann, dem der scharfe Trunk schon zu Kopf gestiegen war, zwinkerte vergnügt mit den Augen.

„Mein Lieber, da werden wir auch noch manches erleben nach diesem siegreichen Krieg! Nicht einmal andeutungsweise darf man darüber sprechen, aber alle echt russischen Herzen fühlen und hoffen es. Meinen Sie, unser geliebter Großfürst Nikolai führt den Krieg bloß wegen des bißchen Deutschland? Und sollte ihm nicht noch ein höheres Ziel vorschweben? Ein Ziel, bei dem der Zwan Belikij läutet im Kreml zu Moskau?“

„Prost!“ sagte der Rittmeister von Heidedorff, „und Hochwohlgeboren brauchen Ihre Andeutungen nicht weiter auszuführen, ich verstehe auch so . . .“ Er stürzte sein volles Glas hinunter, in seinem Hirn regte sich der erste Reim zu einer unerhört gewaltigen Tat . . . Wenn er sein Leben still auslöschte, wem war damit geholfen? Ein Untauglicher weniger, das war alles. Aber wie, wenn er einen mitnahm in das dunkle Land, aus dem es keine Wiederkehr gab? . . . Den einen einzigen, der an all dem namenlosen, über die Welt gekommenen Unheil schuld war? . . . Der Gedanke sagte ihm die Frieseln über den Rücken und erregte ihn so, daß er sein Herz bis in den Hals hinein klopfen hörte. Er zwang sich zu einer gleichgültigen Miene, indessen sein Hirn an dem Plan weiter arbeitete . . .

Der Hauptmann Wagner erzählte dem schläfrig zuhörenden Rittmeister Jergunow eine lustige Geschichte, wie ein dummer Deutscher von zwei pfiffigen Russen übertölpelt worden wäre. Bei der Eroberung der ersten deutschen Vorstellung zwischen dem Baranner Moor

und dem Sdrinsnosee. Der Rittmeister mit dem deutschen Namen kannte einen heimlichen Weg durch das Moor und nahm die feindliche Stellung auch ein. Einer seiner Leutnants aber hatte von dem heimlichen Plan Kenntnis bekommen und ritt mit dem Regimentskommandeur Prinz Pawel nach. Aber schon nach hundert Schritten waren sie froh, daß sie aus dem Sumpf wieder draußen waren. Und der Leutnant, ein echt russisches fluges Köpfchen — also der lachte: „Großfürstliche Hoheit, wir machen es ja ebensogut auch von dieser Seite! Hauptsache, daß wir zuerst da sind, wenn es zur Meldung kommt.“ „Ja,“ sagte der Prinz, „es ist ebenso wie bei den Orden. Gscheiter, man ist da, wo sie verteilt werden, als dort, wo man sie verdienen muß.“ „Und so ist es denn gekommen,“ sagte der Hauptmann Waggner. „Der Prinz hatte die Ehre, der dumme Deutsche das Nachsehen! Die ganze Armee hat darüber gelacht...“

Egon von Heidedorff stand auf.

„Euer Hochwohlgeboren haben recht, die Geschichte ist furchtbar komisch. Der dumme Deutsche nämlich war ich! Empfehle mich gehorsamst...“

Der Rittmeister Jergunow talpschte nach seiner Hand. „Bruderherz, wozu so empfindlich? Du bist doch danach die Treppe hinaufgefallen! Und jetzt willst du gehen, wo es anfängt gemütlich zu werden?“

Er griff nach seiner Mütze.

„Bedaure, ich habe Dienst... Muß außerdem noch über einer sehr schwierigen Frage studieren...“

Er ging über den Marktplatz und bemühte sich, eine möglichst gleichgültige Miene zur Schau zu tragen.

Sein Plan erfüllte ihn so ganz und gar, daß er fürchtete, man könnte ihn auf seinem Gesichte lesen...

Vor dem Hotel hielt ein Auto, drei Damen saßen darin mit zwei Herren. Die Napierowna am Steuer, die Französin und die Piraschok auf den Rücksitzen, vor ihnen der Prinz Pawel und sein Adjutant Czapsa... Er mußte auflachen. Die Frauenzimmer, die sich am Vormittag geprügelt hatten, hatten sich am Nachmittag schon wieder vertragen.

Er wollte mit höflichem Gruße vorübergehen, die Napierowna rief ihn an: „Seda, Herr von Heidedorff!“

Er trat näher.

„Gnädigste befehlen?“

„Haben Sie Dienst?“

„Sehr wohl, meine Gnädigste. Um sieben Uhr antreten bei Seiner Exzellenz dem Herrn General, um einen furchtbaren Rüssel in Empfang zu nehmen.“

„Ah bah... der General ist mit seinem ganzen Gefolge an die Front gefahren, ich armes Wurm bin ganz allein. Auch der Fürst Urusow mußte mit... sehr ungerne natürlich. Die anderen beiden Damen sind versorgt, nur ich bin Strohwitwe. Also steigen Sie ein und trösten Sie mich! Wir wollen an dem Tatarensee im Beldahner Wald ein lustiges Picknick veranstalten...“

Er verneigte sich gemessen.

„Meine Gnädigste... nehmen Sie's mir nicht übel, ich bin nicht in der Stimmung. Unsere Armee hat eine schwere Niederlage erlitten...“

Sie sah ihn unter halb gesenkten Lidern an, wie damals auf der Straße von Grajewo.

„Wenn Sie sich hier bis zur Rückkehr des Generals im Städtchen langweilen, können Sie dadurch diese Niederlage ungeschehen machen?“

Da lachte er auf und stieg ein.

„Sie haben recht, Jelena Iwanowna...“ Und während das Auto ansprang, mußte er denken, daß seinem Leben ein ganz bestimmtes Ziel gesetzt war. Wem tat er einen Gefallen, wenn er in den letzten Tagen nicht alles mitnahm, was sich ihm bot? Jeden Genuß und jeden Frevel... Wem brauchte er denn Rechenschaft abzulegen, wenn er den Mann betrog, der ihm in schweren Stunden ein hilfreicher Freund gewesen war? Auch die betrog, der er sein Leben hatte weihen wollen? Wie lange das her war, wußte er nicht mehr. Ihm war zumut, als wären Jahre vergangen seit dem Augenblicke, wo er das kleine Häuschen vor dem Tor verlassen hatte...

Die Napierowna, die mit sicherer Hand das Steuer führte, hatte sich an ihn geschmiegt, daß er durch den dünnen Mantel die Wärme ihres Körpers spürte. Das Blut lief ihm rascher durch die Adern... er wußte, diese Günst verdankte er nur einer augenblicklichen Laune der gefeierten Diva... einer Erinnerung vielleicht an einen anderen... Aber das war alles ja so gleichgültig wie die Lüge, die sie ihm am Vormittag erzählt hatte. Von dem Allerhöchsten Herrn, dem sie den Laufpaß gegeben hätte, um sich seinem Doppelgänger aus der Sippe der Heidedorffs zu widmen. Vor einigen Wochen in Grajewo war dieser „Allerhöchste Herr“ noch ein simplex Moskauer Getreidehändler gewesen...

Sie fuhren durch ein freundlich an einem blauen Seeauge liegendes Dorf — überall waren die geduldigen grauen Tiere an der Arbeit, Gräben auszuheben und Drahtverhaue zu spannen. In diesen Gräben ließen sie sich zusammenschießen, ihr Blut floß dahin, und die Mütter daheim im großen Rußland weinten... Warum und weshalb? Weil in dem Hirn eines einzigen größtenwahnsinnigen Menschen der verbrecherische Gedanke gekeimt war, durch ein Meer von Blut und über einen Berg von Leichen zur höchsten, auf dieser Erde erreichbaren Macht zu schreiten... Wenn man dies Hirn auslöschte, hatte alle schwere Not ein Ende...

An einem mitten im schweigenden Hochwalde sich dehrenden See machten sie halt. Wie eine Zuflucht des überall sonst verjagten Friedens nahm sich das Plätschen aus. Hohe Kiefern und Tannen spiegelten sich in dem grünlich schimmernden Wasser, im dichten Uferschilf jagten sich die Bleghühner. Der dienstfeilige Adjutant Czapka hatte ein Feuerchen entzündet. Seine Hoheit der Prinz Pawel ruhierten in etwas verlegener Weise sehr gnädig zu sein. Versprachen dem Rittmeister von Heidedorff eine hohe Ordensauszeichnung, wenn demnächst der oberstkommandierende Vetter zur Besichtigung käme. Die Piraschof erzählte eindeutige Wiße, und die Zeit ging höchst angenehm herum, bis die in der Asche bratenden großen Kartoffeln gar waren. Danach knallten die Sektspitzen, eine riesige Büchse Raviar wurde aufgeschnitten; man brach die Kartoffeln in der Mitte auseinander, aß sie aus der freien Hand mit dem großkörnigen hellgrauen Störrogen. Es schmeckte

fast so gut wie Plini mit Malossol. Die entzückende freie Natur ringsum glich den kleinen Unterschied aus.

Als die Zigaretten brannten, gab es eine Pause gesättigter Trägheit, bis der Prinz sich entsann, daß er nicht nur zu seinem Vergnügen die Fahrt unternommen hätte. Sein Leibjäger hatte auf den Seewiesen einen kapitalen Rehbock ausgemacht, den galt es zu erlegen. Er nahm die mitgebrachte Büchse aus dem Futteral und begab sich in Begleitung der Piraschof auf die Pürsch. Der Leutnant Czapka forderte die kleine Französin zu einem Spaziergang auf, um ihr am Seeufer einen besonders schönen Aussichtspunkt zu zeigen. Die Napierowna blieb mit dem Rittmeister von Heidedorff allein.

Sie legte sich zurück, die Arme unter dem Kopf verschränkt, und lachte kurz auf.

„Welch ein Glück, daß unser verehrter Herr General im offenen Auto zur Schlacht gefahren ist! In einem geschlossenen Wagen hätte er mit dem Riesengeweiß, das er seit einigen Tagen trägt, keinen Platz gehabt.“ Und als er nicht antwortete, sah sie ihn unter halbgeöffneten Lidern an, die Zigarette schief im Munde.

„Wovon träumen Sie eigentlich, Sie deutscher Jüngling?“

Da entzündeten sich seine Sinne, er neigte sich trunken über sie.

„Von einer schönen Frau, die ich schon liebte, als ich zum ersten Male ihr Bild in einer Zeitung sah. Nur, wie hätte ich armseliger Knecht jemals daran denken können, ihr so nahe sein zu dürfen?“

Sie stieß ihm mit der kleinen Faust gegen die Brust.

„Das ist nicht wahr! Der Leutnant Opalkin hat mir erzählt, Sie haben in dem kleinen Häuschen vor dem Tor ein deutsches Mädchen. Und auf die sind Sie so eifersüchtig, daß Sie eine Schildwache an den Eingang gestellt haben!“

„Das ist Verleumdung! Die Wache steht da, weil ich geheime Intendanturakten in meiner Wohnung habe!“

Sie schleuderte die Zigarette in das noch leise glimmende Feuer.

„Du lügst, mein Bürschchen! Wenn ich dir glauben soll — verleugne das Mädchen!“

„Wie soll ich denn das? Ich kenne sie ja kaum!“

„Sag', sie ist häßlich!“

„Sie ist häßlich!“

„Sag', sie soll die Krätze bekommen!“

„Wie du befehlst, Göttliche! Meinetwegen auch auf der Stelle den Tod...“

Da griff sie ihm mit der von kostbaren Ringen blizenden Hand in das krause Haar und zog ihn näher heran.

„Alle seid ihr Lumpen, einer wie der andere — für den Augenblick verkauft ihr euer Seelenheil! Ich weiß genau, wenn du mich auch noch so schmachkend ansiehst, du denkst doch an sie!... Aber bin ich denn besser? Ich liebe dich doch auch nur, weil ich einen anderen nicht vergessen kann...“

Es war lange nach Mitternacht, als der Rittmeister von Heidedorff sein altes Quartier aussuchte. Mit unsicherem Tritt und schwerem Kopfe. Nach dem Picknick an dem verschwiegenen Waldsee hatte es noch

eine lustige Feier im Hotel gegeben. Im ganz intimen Kreise, denn der General mit seinem Stabe war nicht heimgekehrt. Eine unbestimmte Meldung lag vor, die Deutschen hätten nach dem Siege über die Narew-Armee auch den General Rennenkampf angegriffen und holten mit ihrem rechten Flügel um die Masurischen Seen zu einer weiten und groß angelegten Umfassungsbewegung aus. Das störte aber nicht die Gemütlichkeit. Prinz Pawel, das „Feldherrngenie aus dem Hause Romanow“, erklärte das Ganze für ein verfehltes strategisches Manöver, bei dem der Angreifer mehr Gefahr ließe als der Verteidiger, und die verlorene Schlacht im Südostwinkel Ostpreußens nannte er geringschäßig ein „Vorpостenscharmügel“. Als er der dicken Piraschof versprach, sie würde in vierzehn Tagen im Berliner Kaiserstschloß in seidenen Betten schlafen, bekam er einen schallenden Ruß. Der einzige in der Gesellschaft, der trotz seinem vom schweren Trunke umnebelten Kopfe die nahende Gefahr klar erkannte, hieltete sich zu widersprechen. Sein Herz war so voll von Freude über den Triumph der Deutschen, daß er befürchtete, sich mit jedem Worte zu verraten. Nur er lachte immerfort, und die Napierowna, die ihm zärtlich den Arm um den Hals gelegt hatte, sagte, sie habe gar nicht gewußt, was für ein lieber, lustiger Kerl er eigentlich wäre. Und weil sie bald wieder nach Petersburg zurückkehren wollte, versprach sie ihm eine Anstellung im Kriegsministerium. Bei ihren „Beziehungen“ wäre es eine Kleinigkeit, ihm einen Posten zu verschaffen, bei dem er an den Kriegslieferungen der großen Armee-

betrüger ein Vermögen verdienen könnte. Innerlich dachte er: Du dummes Tierchen, wenn du eine Ahnung hättest, wo ich schon in wenigen Tagen bin! Laut aber bedankte er sich herzlich und versprach, sich mit einem kostbaren Brillantkollier zu revanchieren. Sie lachte belustigt auf.

„O du großer, törichte Junge du! Zu Hause habe ich eine ganze Kiste voll von dem blühenden Dreck. Und hast du eine Ahnung, wie reich ich bin? Drei solche Grafen wie den dicken Schuwalow könnte ich auskaufen! Aber wenn du weiter so nett und artig bist, heirate ich dich vielleicht...“

Die Piraschof hatte die letzten Worte gehört. Sie schrie fast auf vor Lachen.

„Kinder, es kann uns ja gar nicht schief gehen, wir haben ein Brautpaar im Hause! Also auf, laßt uns echt russische Verlobung feiern!“ Sie setzte sich an das Klavier und spielte das alte Kirchenlied, mit dem daheim in Rußland ein Brautpaar von der Gemeinde begrüßt wurde. Aber der Text, den sie mit verstellter Bassstimme dazu gröhlte, war eine einzige Gotteslästerung...

Prinz Pawel und sein Adjutant brüllten vor Vergnügen und brachten aus den Resten der Abendtafel dem jungen Brautpaar unter Nachäffung der althergebrachten Gebräuche Opfergaben dar. Die Napierowna freischte vor Ausgelassenheit. Und plötzlich schrie sie auf.

„Herrschaft, ich muß tanzen! Mein Bräutigam hat ja noch gar keine Ahnung, wie ich tanzen kann... Auf, ihr Laffen, schafft Platz!...“

Prinz Pawel und der Leutnant Czapka sprangen zu, um die Tische zur Seite zu schieben, die Piraschof rief: „Was soll ich spielen, mein Täubchen?“

Die Napierowna rief zurück: „Was du willst, mein Herzchen! Ich tanze, wenn es verlangt wird, auch auf einen Trauermarsch Kasak...“

Die Piraschof intonierte eine kurz abgehackte Melodie, die Napierowna fing an zu tanzen. Erst langsam und gemessen, dann mit gesteigerten Bewegungen. Zum Schluß begann sie wie eine Mänade zu rasen. Die geschmeidigen Glieder verschlangen und lösten sich. Der Prinz und sein Adjutant klatschten wie besessenen taktmäßig in die Hände, schrien in gemessenen Pausen „hei... hei“ und stießen dazwischen mit Füstelstimme ein seltsames Trillern aus. Egon von Heidedorff sah mit verglasten Augen zu; er war zu sehr betrunken, um irgend etwas zu denken. Nur eine Art von Stolzgefühl blähte ihm die Brust: die berühmte Napierowna tanzte für ihn! Und, wenn er wollte, konnte er den herrlichen Mädchenkörper nachher wieder mit seinen Armen umschlingen...

Die Piraschof spielte immer toller, die Napierowna begann, sich die Kleider vom Leibe zu reißen. Und, stoßweise lachend, rief sie: „Kinder, ich bin ja so wahnsinnig lustig... jetzt sollt ihr was genießen, wofür ein Großfürst erst vor kurzem... zwanzigtausend Rubel... den Tanz der Eva um den Apfel...“ Sie schrie gellend auf, sackte sich nach dem Herzen und sank zusammen. Weißlicher Schaum trat ihr auf die Lippen. Die kleine Französin sprang mitleidig zu.

„O die Armste!“ Sie herrschte den Prinzen Pawel an: „Stehen Sie doch nicht so dumm da! Helfen Sie mir lieber, ihre Daumen wieder nach außen zu brechen, damit der Krampf sie losläßt...“

Egon von Heidedorff stand angeekelt auf und tastete sich unsicher nach der Tür. Erst in der klaren Nachtluft fand er allmählich die Besinnung wieder. Taumelnd lief er über die dunkle Chaussee, die letzten paar hundert Schritt setzte er sich in Trab, überschlug sich, stand wieder auf und rannte taumelnd weiter in der finstern Nacht...

Einer seiner Litauer, der an der Pappel vor dem Gartentor Posten stand, rief ihn an.

„Któ tam?“

In einem Nest von Disziplingefühl gab er die verabredete Parole: „Heidedorff“.

„Kann passieren!“

„Na Gott sei Dank, du Esel, hättest mich doch auch schon an der Stimme erkennen können...“

In seinem Zimmer suchte er nach Licht. Das Herz schlug ihm bis in den Hals, es war eine Art Gier in ihm, die Treppe hinaufzugehen und die kleine Dunkelhaarige anzuschreien: „Nur du hast mich so schlecht gemacht. Ein einziges liebes Wort von Dir, und ich wäre nicht zum Lumpen und Schuft geworden.“ Seine tappenden Hände stießen auf dem Nachttische irgend etwas um, es gab ein polterndes Geräusch, er trat auf einen Gegenstand, der unter seinem Fuße nachgab. Endlich brannte das Licht, am Fuße des messingnen Leuchters lag ein Brief. „Rittmeister von Heidedorff,

Grajewo," lautete die Adresse. Er riß ungeduldig den Umschlag auf und hielt ein Bündel Papiere in Händen, mit Bleistift betrixt. Mühsam versuchte er die vielfach zusammengefalteten Zettel zu entziffern. Und schon bei den ersten Zeilen schossen ihm die Tränen in die Augen, so daß er kaum weiterlesen konnte . . .

„Dir zur traurigen Nachricht, lieber Egon, daß deine Mutter nicht mehr lebt. Sie ist gestorben einen Tag, nachdem der Zar — Gott schenke ihm Leben und Gesundheit bis hundert Jahre — hat verkündigen lassen, die Juden sollen vor seinem Herzen ihm ebenso lieb sein wie alle gut russischen Leute. Eine einzige Freude hat es gegeben auf diesen Ufas, wir haben gelacht und gesprungen wie beschickert von Wein. Auf den nächsten Tag aber schon ist ein Pogrom gewesen. Die Huligans sind gekommen in alle Häuser zu suchen nach einem Verräter. Wir haben geschrien: Wir sind keine Verräter, aber es hat nichts geholfen. Zwanzig von uns sind weggeschleppt als Geiseln ins Gefängnis von Brest-Litowsk, viele sind aber totgeschlagen wegen Widersächlichkeit gegen der Behörde. Unter denen, die sind totgeschlagen, ist auch Deine liebe Mutter gewesen. Weil sie gelähmt saß in ihrem Stuhl, hat sie nicht weglaufen können. Das ist ihre Widersächlichkeit gewesen! Wie ich sie gefunden hab', hat sie noch ein bißel gelebt, aber nicht mehr lange. ‚Grüß dem Egon,‘ hat sie gesagt, ‚und er braucht jetzt keine Unterstützung nicht mehr zu schicken für seine arme alte Mutter in Lodz!‘ Die Vorsteher von der Gemeinde sind gegangen zum Herrn Gouverneur mit Beschwerde. ‚Was soll das heißen,‘ haben

sie gefragt. ‚Gestern hat uns der Zar genannt seine lieben Juden, und heute werden wir totgeschlagen?‘ Hat der Gouverneur mit den Achseln gezuckt: ‚Befehl vom Oberstkommandierenden Großfürst Nikolai Nikolajewitsch. Verrätereien von Juden sollen besonders streng bestraft werden!‘ . . . Da ist der Vorstand wieder gegangen, hat genug gewußt. Auf die Art kann man jeden Tag ein Pogrom machen! Man sucht nach einem Verräter. Man findet keinen, aber man kann dabei plündern, Geld erpressen, morden und schänden . . . Und man weiß ja, wie der Großfürst Nikolai gesinnt ist auf unser armes, geschlagenes Volk! Herrgott unserer Väter, wann wird Dein Antlitz wieder gnädig leuchten über Israel?

Ich getraue mir nicht, mit meiner Unterschrift zu unterschreiben diesen Brief. Gott verhüte, er fällt einem von der Dchrana in die Hände! Aber Du wirst schon wissen, von wem er ist, wenn Du denkst an einen, der Dir manchmal Geld zugesteckt hat, wie Du noch ein kleines Bubchen gewesen bist in der Vorstadt von Lodz . . .“

Der Rittmeister von Heidedorff saß wie in einer Betäubung. Tränen liefen ihm immerfort die Wangen hinab. Der Brief fiel zu Boden, er bückte sich und fand mit tastender Hand ein umgeworfenes Glas und eine zertretene Rose. Eine Rose, wie sie ihn am ersten Abend begrüßt hatte, als er dieses Quartier bezog. Da schrie er laut auf, denn die Erinnerung kam ihm wieder, mit welchem verruchten Vorhaben er heimgeeilt war. Bei der Ausführung hatte ihn sein totes Mütterchen bewacht . . . Da begann er fassungslos zu weinen, das Gesicht in die Kissen gepreßt . . .

Als der helle Morgen zu den Fenstern hereinschien, beruhigte er sich ein wenig. Er warf sich in Kleidern auf das Lager und verschränkte die Hände unter dem Kopf. Und während er mit brennenden Augen zur Decke emporstarrte, entwarf er den Plan, wie er an das Ungeheuer in Menschengestalt, auf dessen Befehl sein Mütterchen ermordet worden war, herankommen sollte. Von einem dreifachen Kreis von Wachen war es umgeben. Aber wozu war er denn im Stabe des Generals Variatinskij, wenn er sich nicht einen Brief verschaffen konnte, der ihn als Überbringer einer geheimen, mündlichen Meldung ankündigte? Dann schoß er der Bestie eine eingekerbte Kugel in den Leib, die sie unter Qualen ins Jenseits schickte. Er selbst aber jagte sich die zweite Kugel in den Kopf und fuhr im Triumph dahin, weil sein verpfushtes Leben doch noch zu etwas nütze gewesen war in der Welt...

15.

Im Waldlager hatten sich trübe Tage eingestellt. Der Proviant war so knapp geworden, daß man sich einteilen mußte wie in einer belagerten Festung. Und was auf den einzelnen Kopf kam, war zum Verhungern zu viel, zum Sattessen zu wenig. Die Kinder krochen tagsüber in der Schonung herum, Pilze zu suchen, und der alte Förster Hahn — sein Weidmannsherz krepelte sich dabei jedesmal um vor Scham — wurde zum Schlingenstein. Aber die Ausbeute war gering. Einen Hasen brachte er ab und zu heim und einmal ein Reh. Von dem Braten aber rührte er nichts an, so sehr ihm auch das Wasser im Munde zusammenlief und der Hunger in den Eingeweiden nagte. Einen Rest von jägerischem Ehrgefühl mußte man doch behalten.

Auch die Ausbeute an Obst wurde immer geringer. Zuweilen brachten die Weiber, die nachts zur Fouragierung ausgezogen waren, insgesamt kaum einen Scheffel nach Hause. Die feindliche Einquartierung hatte die Bäume leergefressen oder paßte zu sehr auf. Und manche von den Weibern kehrten nicht mehr zurück. Sei es, daß sie von den Russen abgefangen waren oder die Schande dem langsamen Verhungern vorgezogen hatten...

Und fast jeden Tag gab es ein Begräbniß.

Zuerst waren die ganz kleinen Kinder darangekom-

men, weil die vor Hunger ausgemergelten Mütter keine Nahrung mehr für sie hatten. Wie Blumen in der Trockenheit siechten sie dahin, bis sie das Köpfchen hängen ließen und welkten.

Nach den kleinen Kindern kamen die ganz Alten an die Reihe. Sie legten sich gottergeben zur Ruhe. Nur sie entbehrten es schwer, nicht beim Läuten der Kirchenglocken begraben zu werden, an der geweihten Stätte, wo ihre Vorfahren lagen. Da aber hatte der Herr Pfarrer verhältnismäßig leichtes Trösten. Überall, so weit sich der Himmel spannte über notbeladenen Menschenkindern, sei geweihte Erde, und der liebe Gott werde sie bei dem Rufe zur Auferstehung gewißlich nicht vergessen. Sie zuallererst an seinen Thron berufen, denn sie hätten ja ausgeharrt bei der heimatlichen Scholle, wären ihr treu geblieben bis aufs Letzte...

Auch die Tapferste aus der arg zusammengeschmolzenen Schar der Waldflüchtlinge, das Fräulein von Streit, war am Rande ihrer Kraft. Sie war noch hagerer geworden als früher, weil sie sich fast nur noch von klarem Wasser nährte und die auf ihren Teil entfallende Ration ihren beiden „Patienten“ zuwandte, dem Rittmeister von Foucar und seiner jungen Gattin. Sie hatte die Genugtuung, daß die beiden sich langsam auf den Weg der Genesung fanden. Sie selbst aber hielt sich nur durch ihre unbeugsame Energie aufrecht. Weil sie sich sagte: wenn sie zusammenbrach, ließ sie ein Häuflein von Menschen zurück, das ohne die tatkräftige Führerin ratlos blieb wie ein Bienenschwarm

ohne Weisel... An ihrem Verlobten aber fand sie nur eine wenig haltbare Stütze. Höchstens daß er ab und zu einen lahmen Scherz machte, daß er in diesem Sommer keine Veranlassung habe, zur Entfettungskur Marienbader Brunnwasser zu trinken, oder daß er — gottloserweise — bemerkte, er hoffe jezt, in Folge starken Gewichtsverlustes, endlich in den Himmel zu kommen. Früher nämlich sei ihm das zweifelhaft erschienen, weil er noch nie einen dickbäuchigen Engel gesehen habe. Aber seine lästerlichen Reden waren nicht so schlimm gemeint. Von seinem Teil Essen fütterte er das „Kleine“, das er aus Borznmnen heimgebracht hatte, und die bei dem Polen Zapieknik auf Borg entnommene Flasche Kognak hatte er in selbstloser Weise den Kranken zur Labfal oder lehten Wegstärkung gestiftet. Insonderheit dem Rittmeister von Foucar, der von Tag zu Tag mehr zu Kräften kam.

Der furchtbare Säbelhieb, der vom Kopfe herab über das linke Auge hinweg fast bis zur Oberlippe reichte, war am Vernarben, das böse Fieber war eines Tages fortgeblieben, und der Genesende fing an, Interesse für seine Umgebung zu zeigen. Aber wenn auch seine körperlichen Kräfte zunahmen, über seinem Gemüt lag es wie ein schwerer Schatten. Immer machte er sich Vorwürfe, er habe bei der Verteidigung der ihm anvertrauten Stellung zwischen Sdrinsnosee und Baranner Moor irgendetwas versäumt. Sei es, daß er im entscheidenden Augenblick, von Müdigkeit übermannt, geschlafen oder das Gelände nicht sorgfältig genug erkundet gehabt habe. Das ganze Grenz-

gebiet habe er durchstreift, zu Pferde, zu Fuß oder zu Rad, niemals aber den Versuch gemacht, festzustellen, ob es über das auf der Spezialkarte als unwegsam bezeichnete Moor nicht doch einen Pfad gäbe, der einem besser unterrichteten Feinde die Umgehung gestattete ... Und es half wenig, wenn der Freiherr von Lindemann ihn zu trösten versuchte, er habe — um Gottes willen — doch keine Verpflichtung, klüger zu sein als die Anwohner des Moors, die es nur zur Winterszeit beschritten, wenn es gefroren war, und weil bei offenem Sommerwetter überall die tiefen Torfkaulen lauerten, die, von grünlichem Moos überwachsen, alles unterschluckten, was unbedachterweise in ihren tödlichen Bereich geriet. Dazu schüttelte der Rittmeister von Foucar nur den Kopf. Eine ganze Schwadron war ihm anvertraut gewesen, und von der war nichts übriggeblieben als der Führer und ein einziger Mann. Durch seine Schuld, denn er hätte daran denken müssen, an der Rückseite des Bruches Posten aufzustellen für alle Fälle ...

Fast noch schwieriger aber hatte es das Fräulein von Streit, wenn es versuchte, die junge Frau von Foucar wieder aufzurichten. Sie probierte es mit allem nur Möglichen. Mit dem Troste, daß der liebe Mann auf dem Wege zur Genesung und der kleine Stammhalter bei den Gorski'schen Damen in Sicherheit wäre. Aber nichts verfring, auf das schmal und blaß gewordene Gesicht der jungen Frau trat kein Lächeln. Seit sie sich wieder ein wenig sicher auf ihren Füßen fühlte, widmete sie sich der Pflege der Kranken, so-

weit es ihre Kräfte zuließen, aber es fehlte der frische Lebensmut, der dem früher so tapferen Mädel zu eigen gewesen war. Und zuweilen saß sie stundenlang regungslos, starrte in trübem Sinnen vor sich hin ...

In mitleidiger Not besprach sich die Herrin von Marzinowen mit ihrem Verlobten, aber der gab einen Rat, mit dem in diesem besonderen Fall nicht viel anzufangen war. Er meinte, man müsse die junge Frau einmal gründlich anbrüllen, sie sollte sich gefälligst keine so törichten Fausen in den Kopf setzen. Aber gewisse Dinge habe man überhaupt nicht nachzudenken, sonst komme man vor lauter Grübeln um den Verstand.

Da zuckte das Fräulein von Streit mit den Achseln: „Wenn sie nun aber doch denkt?“ Und sie setzte sich hin und schrieb mit dem Bleistift auf allerhand Einwickelpapier einen langen Brief. Den trug die verwachsene Anka Kobbuß zur Stadt; aber die Antwort, die sie heimbrachte, war wenig befriedigend. Die alte gnädige Frau von Gorski hatte nur gesagt, es sei gut, nachdem sie den Brief gelesen hatte. Alles übrige würde sich schon zur rechten Zeit finden ... Und das Fräulein Amelie und die Sochia hätten verweinte Augen gehabt. Weshalb, wußte sie nicht zu sagen. Im übrigen aber ließe das gnädige Fräulein schön grüßen. Lebensmittel hätten sie selbst keine mehr. Die wären bei der wochenlangen russischen Einquartierung drausgegangen. Sie nährten sich nur noch von Brot und Apfelgelee, und es wäre Zeit, daß die Deutschen kämen ...

Von diesem Apfelgelee hatte die Anka einen großen Topf mühsam nach Hause geschleppt, und das Fräulein von Streit nahm ihn mit einem Seufzer in Empfang. Apfelgelee war noch immer besser als gar nichts. Im Verein mit Kartoffelslinsen gab es sogar ein wohl-schmeckendes Gericht. Aber es war wirklich Zeit, daß die Deutschen kamen. Im Waldlager hatte sich ein schlimmer Gast angemeldet. Der Hungertyphus. Eines der kräftigsten Tagelöhnerweiber war plötzlich zusammengebrochen, redete irre und lag da mit fieber-heißen Wangen . . . Und der Freiherr von Lindemann hatte recht: Was waren dagegen die Sorgen der Frau von Foucar?

Die Einwohner des Städtchens Ordensburg gingen wie in einem stillen Rausch der Freude herum, die Befreiung war auf dem Wege. Glaubhafte Berichte, die auf heimlichen Pfaden von außen gekommen waren, wußten zu melden, die deutsche Armee sei in siegreichem Vormarsche auf Insterburg; ein Flügel von ihr greife um die Ausläufer des Spirdingsees herum, den Russen den Rückzug abzuschneiden, sie in einem gewaltigen Kessel einzukreisen und zu vernichten, wie bei Hohenstein und Gilgenburg. Ein Name flog von Mund zu Mund, und jedesmal, wenn er erklang, leuchteten die Augen auf in froher Zuversicht:

„Hindenburg!“

Etwas Heimatliches, Altpreußisches hatte der Name, und es war etwas in ihm wie das Blinken eines Schwer-tes, das in Feindesgurgel fuhr . . .

Der Getreidehändler Konieško wußte von ihm zu erzählen, denn er kannte ihn von Ansehen, als er Ein- undachtzig—Zweiundachtzig beim Kronprinzenregiment in Königsberg sein Jahr abgedient hatte. Damals war der heutige General noch simpler Oberstleutnant gewesen unter dem „alten Christian“, dem wegen seiner hahnebüchernen Grobheit berühmt gewordenen General von Barnekow . . . Freilich hatte er eine ganz besonders hervorragende Stellung schon damals be-fleidet. Chef des Generalstabes beim ersten Armee-korps war er gewesen, und Herr Konieško schilderte ihn als einen hochgewachsenen Mann von gewal-tigen Gliedmaßen, der seine Umgebung immer um Haupteslänge überragte. Wie man sich so die alten Ritter vorstellte, sah er aus, als sie noch den Eisenpanzer trugen. —

Später hatte Herr Konieško die Laufbahn des Generals von Hindenburg nicht mehr verfolgt, aber er freute sich, daß ihn sein Scharfblick nicht getäuscht hatte. Schon damals nämlich hatte er angeblich immer gesagt: „Paßt mal auf, aus diesem Oberstleutnant wird noch ganz was Besonderes werden . . .“

Und, wie das so zu gehen pflegte, je öfter Herr Ko-nieško von dieser Bekanntschaft im streng vertrau-lichen Kreise erzählte, desto mehr schmückte er sie aus. Zuletzt wußte er von einem Zusammentreffen im Manöverbiwak zu berichten, wo er mit Hindenburg den letzten Schluck Rotwein geteilt hatte. Da saßen sie einen ganzen Abend zusammen, und Hindenburg sagte neben manchem anderen Vertraulichen: „Die-

ber Konieško, wissen Sie, was mein einziger Wunsch ist für Leben und Sterben?"

"Na was denn, Oberstleutnantche, liebes?"

"Mal den Krieg gegen Rußland führen zu dürfen! Die Sach' hab' ich studiert, mein Jungchen, können Sie sich danken! Pläne hab' ich mir ausgediffelt, da is das Ende von wech... In sechs Wochen hab' ich dem Kärl, dem Zar, im Saß und dann geh' ich nach Wästen, die Franzosen verdrätschen..."

Dann sagte wohl der Kaufmann Gumbalies: "Züg' du und der Deuwel, Konieško! Wänn einer ein großberiehmter Mann geworden is, hat er mit einem Schlag Freunde wie Sand am Meer. Nächstens wirst du erzählen, du hast mit ihm Dukbriederschaft getrunken..."

"Na hätt' auch nicht viel gefehlt," schrie Herr Konieško ärgerlich zurück, "bloß wir sind nachher nur immer dienstlich zusammengekommen!" Und die Zuhörer waren geneigt, ihm recht zu geben. Denn aus seinen Erzählungen schöpften sie die Hoffnung, all ihre heißen Wünsche könnten in Erfüllung gehen...

Nur ihre Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Der September neigte sich schon zur Mitte, als die ersten Anzeichen kamen, daß die Russen selbst ihre Sache verloren gaben: die Frauenzimmer rückten aus! Der ganze weibliche Troß, der im Gefolge der Russen sich im Städtchen breit gemacht und die Kaufläden gebrandschatzt hatte, fuhr eines frühen Morgens fluchtähnlich von dannen, nach dem Osten zurück. Den wenigen Zuschauern, die auf der Straße standen, blickten diese schamlosen Weibspersonen die Zunge:

"Paßt auf, wir kommen bald wieder, und dann geht's euch schlecht..." Die Leute von Ordensburg aber hielten sich schweigend und bargen die Freude in ihrer Brust, denn noch lauerten überall die Späher der russischen Geheimpolizei herum...

Gegen die zehnte Vormittagsstunde endlich war aus zwei Gegenden zugleich heftiger Kanonendonner zu vernehmen. Nordwestlich von Widminnen her und südlich aus der Richtung von Johannisburg. Da schlichen sich gar viele einzeln in die Kirche oder warfen sich im verschwiegene Kämmerlein auf die Knie, von dem himmlischen Vater da oben für die deutschen Waffen Sieg zu erleben. Und wohl noch nie war in dem Städtchen so inbrünstig gebetet worden wie an diesem Tage...

Um Mittag herum kamen die ersten Züge mit Verwundeten vom Schlachtfelde. Wagenweise wurden sie ausgeladen, hockten zum großen Teil stumpf und geduldig auf dem freien Felde am Bahnhofe, weil die russische Sanitätsbehörde für den Fall einer Niederlage keine Vorkehrungen getroffen hatte. Dann aber kamen die geschlagenen Regimenter, in wüster Unordnung alle Truppengattungen durcheinander. Wie ein einziger lehmgrauer Strom flutete es durch die breite Hauptstraße nach Südosten, floß stundenlang dahin, bis es mit einem Male eine Stodung gab. Deutsche Granaten sausten im Steilflug über die Stadt, eine von ihnen hatte vor dem Polnischen Tor die über den Fluß nach Osten führende Brücke zerschmettert. Und plötzlich kam vom anderen Ende des Städtchens

bellendes Gewehrfeuer und brausendes Hurra . . . deutsches Hurrageschrei . . .

Die in der Straße gekniet stehenden Russen warfen die Waffen fort, suchten heulend und brüllend Zuflucht in den Häusern, aber sie stießen auf verrammelte Türen . . . Und dann jagte mit einem Male aus der Bahnhofstraße ein Zug Dragoner in die graue Masse. Ordensburger Dragoner, an der Spitze der ältere Leutnant von Gorski! Da schrie es aus allen Fenstern: „Sei und heda, Karlchen! Gib's ihnen ordentlich, den Banditen!“ Die meisten verwechselten ihn wegen der Ähnlichkeit mit seinem jüngeren Bruder, der unter dem Spitznamen „Karlchen“ in der ganzen Stadt beliebt gewesen war. Und nur wenige wußten, daß der Kleine, von dessen lustigen Streichen man sich Wunderdinge erzählte, schon längst den langen Schlaf schlief ein paar Meilen weiter im Osten . . .

Die Gefangenen wurden truppweise abgeführt. Die sanfte Lämmer ließen sich die wilden Unholde treiben, die in den Dörfern der Umgegend wie Bestien gehauft hatten. Die Todesfurcht saß ihnen an der Kehle, machte sie zahm . . . Und mitten durch das graue Gewimmel zog die deutsche Infanterie, marschierte mit hurtigem Schritt zum Tore hinaus, auf rasch wieder hergestellter Brücke dem Beldahner Walde zu. Dort hatte sich der Feind mit allen in der Eile zusammengerafften Reserven zu hartnäckigem Widerstande festgesetzt. Auch er wußte, worum es ging. Die Stellung um Ordensburg war die letzte Flankendeckung der weiter nördlich über Endtkuhnen flüchtenden Armee

des Generals Kennenkampf. Ziel diese Deckung, so wurde der Njemen-Armee daselbe Schicksal bereitet wie der des Generals Sasonow . . .

Am Waldrande, auf dem Berge vor der Dorfmeisterei, war schwere Artillerie aufgefahren und bestreute mit ihren verderbenbringenden Riesengeschossen die Stadt. Es hieß, es wären die Batterien, die der General von Variatinskij endlich herangeführt hätte, um die kleine Festung Boyen, die Sperre zwischen Mauer- und Lewentiensee, einzuschießen. Jetzt waren sie gerade zur rechten Zeit gekommen, den fluchtähnlichen Rückzug zu decken.

Mit Heulen und Saufen kamen die schweren Eisenmassen geflogen, aber sie richteten nicht allzu viel Schaden an. Ein Treffer schlug in den Bahnhof, ein zweiter in die Seitenwand der evangelischen Kirche. Er zerschmetterte den Altar und das darunterliegende Gruftgewölbe der alten Deutschordensritter. Wie durch ein Wunder waren die zahlreichen Beter, die das Kirchenschiff füllten, verschont geblieben. Nur die greise Gattin des von den Russen zu Tode geheßten Superintendenten Stury war getroffen worden, weil sie dicht neben dem Altar gekniet hatte. Man gönnte dem ehrwürdigen, alten Frauen den raschen und schmerzlosen Tod, denn es war nach dem Verluste des Mannes tiefsinnig geworden und haderte immer mit dem lieben Gott, daß er so verruchte Freveltat an einem seiner frommsten Diener zugelassen hätte . . . Und, als die Kirche sich geleert hatte, fand der Rüstler, der in die Gruft hinabgestiegen war, noch ein zweites

Opfer. Die alte Dame, die alle Vormittage gekommen war, an dem Sarge des Herrn von Gorski auf Kalinsinnen zu beten. Sie war so schrecklich zugerichtet, daß der Rüster sie in dem, von der russischen Granate gerissenen Loche begrub. Unweit von der Stelle, an der sie so oft auf den Knien gelegen hatte...

Die schwere Batterie an der Beldahner Torfmeisterei war rasch zum Schweigen gebracht worden. Ein Flieger, der hoch über ihr kreiste, hatte ein Zeichen gegeben, und da faßte sie die deutsche Artillerie, die vor dem Deutschen Tore in den Schedlischer Bergen stand... Ein Hagel von Blei und Eisen deckte sie zu, vor dem es keine Rettung gab. Und gegen die hinter zehnfachen Drahtverhauen am Waldrande eingegrabene russische Infanterie stürmten die braven Hundertsiebenundvierziger, das Regiment Masuren, das sich schon in den Kämpfen um Hohenstein mit unvergänglichem Ruhme bedeckt hatte. „Freie Heimat“, hatte die Parole des Tages geheißt. Die Stürmenden schrien sie nicht laut, aber sie trugen sie im Herzen. Und jeder von ihnen hatte mit den Kerlen da vorn, die im Masurenlande gehaust hatten wie eine Rote Wildschweine im Kartoffelacker, eine besondere Abrechnung. Mit zorniger Inbrunst arbeiteten sie sich unter rasendem Feuer heran, zerschlugen und überkletterten die Verhaue... die auf den Windmühlenberg vorgepreschte Artillerie, die den Angriff hatte vorbereiten sollen, fand keine Arbeit mehr. Nur die im Walde und auf der Chaussee zur Grenze fliehenden russischen Kolonnen konnte sie mit Schrapnells bestreuen. Aber die

Kolonnen waren recht dünn geworden. Das beste Teil von ihnen lag mit durchstochener Brust oder eingeschlagenem Schädel in den Schützengräben. Die Hundertsiebenundvierziger hatten an diesem Tage nur wenige Gefangene gemacht...

Hinter der die Hauptstraße entlang jagenden Artillerie waren drei Autos gekommen und hielten vor dem Kriegerdenkmale. Aus dem ersten stieg ein hochgewachsener Herr in Generalsuniform, der seine Umgebung um Haupteslänge überragte. Unter buschigen Brauen leuchteten ein paar klare, gütige Augen, ein tief hinabhängender starker Schnurrbart beschattete den Mund. Mit fast noch jugendlich-elastischen Bewegungen war der hohe Herr ausgestiegen und sah sich mit suchendem Blicke auf dem Marktplatz um, als frische er eine Erinnerung an längst vergangene Zeiten auf. An Zeiten, in denen er die Schlachten durchdacht hatte, die er heute schlug. Als er noch die Generalstabsreisen der Offiziere beim ersten Armee-korps leitete vor jenen dreißig und mehr Jahren...

Und da kam in dem sonst so bescheidenen Leben des Getreidehändlers Konieko der herrliche Augenblick, in dem er „seinen Oberstleutnant“ vom Kronprinzenregiment wiedererkannte.

„Hindenburg!“ schrie er von der Terrasse des Hotels zum königlichen Hof, und der Ruf pflanzte sich fort über die Gassen und zu den offenen Fenstern. Da kamen sie gestürzt, gerannt und gelaufen, all die Mühseligen und Beladenen, drängten sich um den Befreier ihrer Heimat, küßten ihm Kopf und Hände, konnten

sich in Dank und Jubel gar nicht genug tun. Dem hohen Herrn aber wurden die Augen feucht. Er wehrte ab: „Rinder, macht bloß schon nicht so ein Aufhebens davon, wenn ein preußischer General seine Pflicht tut,“ und versuchte, sich einen Weg zu dem Hotel zu bahnen. Aber das ging nicht so leicht. Erst die Herren seines Gefolges, der Oberstleutnant Hoffmann und der Adjutant, Hauptmann Caemmerer, mußten mit gütlichem Zureden Platz schaffen . . .

Neben dem Höchstkommmandierenden schritt ein gar jugendlich ausschauender Herr in Generalsuniform. Der Chef des Stabes, General Ludendorff. Sein Name, von irgendeinem Wissenden kundgegeben, flog von Mund zu Mund. Ein paar große blaue Augen hatte er in einem stolzen Gesicht, aber auch sie glänzten feucht vor Rührung, denn die Dankbarkeit ringsum war mehr wert als alle hohen Orden; entschädigte für viele sorgenvoll durchwachte Nächte . . . Trotz aller Rührung aber hatte er etwas Gespanntes in seiner Haltung, und seine Augen flogen aufmerksam über die Menge. Gleichsam wachend und in jeder Sekunde bereit, sich vor seinen schwärmerisch verehrten Feldherrn zu werfen, falls von irgendeiner Seite Gefahr drohte . . .

Auf der Treittreppe des Hotels stand Herr Koniektso mit abgezogenem Hut. Das Wort stockte ihm in der Kehle.

Und der General von Hindenburg, der ihn wohl für eine Art von Magistratsperson halten mochte, klopfte ihm auf die Schulter. Aber sein Gesicht flog ein Lächeln: „Falls Sie eine Rede auf dem Herzen

haben sollten, mein Verehrtester — später! Ich habe jetzt noch reichlich zu arbeiten!“

Da sagte Herr Koniektso: „Kann ich verstehen, Exzellenz!“ Und während er seinen Hut schwenkte, rief er mit hallender Stimme: „Unser Befreier von russischer Knechtschaft, er lebe . . . hurra! hurra! hurra!“

Brausend scholl der Ruf über den weiten Marktplatz, die Glocken begannen zu läuten, und aus tausend dankerfüllten Herzen stiegen heiße Segenswünsche für den Mann empor, den der liebe Gott dem bedrängten Lande zur rechten Zeit gesandt hatte . . .

Schon am frühen Morgen, als die ersten dumpfen Kanonenschläge erdröhnten, hatte sich der alte Heinrich aus dem Waldlager geschlichen. Erst am Nachmittage kam er wieder, und es lag eine Art von stillem Schmunkeln auf seinem Gesicht, als er in militärischer Haltung vor seinen Schwadronschef hintrat.

„Härr Rittmeister, unser Regimänt is wieder da, wir müssen uns mällden . . .“

Er führte den vom langen Stillstehen fett und rund gewordenen Hannoveraner am Zügel, der im Kallinzier Biergespann früher links unter der Leine gegangen war, und half seinem noch ein wenig klapprigen Herrn in den Sattel. Und dann zogen sie im Schritt zum Städtchen und machten vor der Bürgermeisterei halt, in der der Regimentsstab sein vorläufiges Quartier aufgeschlagen hatte. Der Rittmeister von Foucar stieg mit Hilfe seines Getreuen ab, aber es schien, als wäre er schon erwartet worden. Der

Oberst Harbrecht kam mit seinem Adjutanten die Treppe hinab und breitete die Arme.

Gaston von Foucar reckte sich heraus und meldete in dienstlicher Haltung:

„Die fünfte Schwadron Dragonerregiments Graf Schmettau zur Stelle, der Rittmeister und ein Mann! Daß es nicht mehr sind, darüber bitte ich gehorjamst eine kriegsgerichtliche Untersuchung einzuleiten, Herr Oberst. Ich habe allerhand Verfehlungen auf dem Gewissen, über die nur ein Gericht aburteilen kann...“

„Schluß,“ sagte der Oberst Harbrecht, umarmte seinen Rittmeister und küßte ihn auf Mund und Wange. „Ich hingegen habe einen Bericht über Ihre glorreiche Attaque auf Groß-Heinrichsdorf, und da... auf Befehl Seiner Exzellenz des Herrn Generals von Hindenburg, was Schwarz-Weißes! Sie sind der erste damit im Regiment, aber hoffentlich nicht der letzte...“

Da hielt der Rittmeister von Foucar still und schielte über den Schnurrbart hinweg auf das Kreuz aus Eisen, dessen Band ihm ins Knopfloch geschlungen wurde. Die hellen Zähnen rannen ihm übers Gesicht, aber auch die Stimme des Regimentskommandeurs klang reichlich verschleiert, als er seinen Untergebenen zu der verdienten Auszeichnung beglückwünschte. Danach unterhielten sie sich noch eine Weile über die kriegerischen Ereignisse, an denen das Regiment in glorreicher Weise Anteil genommen hatte. Auch von den schweren Verlusten sprachen sie, aber der alte Heinrich, der hinter seinem Herrn stand, machte gar bald — gegen allen militärischen Respekt — dem Herrn Obersten

eine abwinkende Bewegung. So weit war sein Rittmeister noch nicht, daß er so aufregende Gespräche vertrug...

Am Abend gab es in dem kleinen Häuschen vor dem Deutschen Tor eine gar stille Siegesfeier. Gerade nämlich, als Frau Annemarie mit dem Wagen vor- gefahren kam, der sie nebst dem Fräulein von Streit und dem Herrn von Lindemann aus dem Waldblager geholt hatte, stand am Garteneingang auf der Straße der evangelische Küster. Und auf die Frage nach seinem Begehr erwiderte er, er habe jetzt rausgefrüht, wer die alte Dame gewesen sei, die er am Vormittag in der Ordensgruft beerdigt habe. Und da wollte er fragen, ob die Herrschaften nicht doch lieber ein ordentliches Begräbnis wollten...

Frau Annemarie schluchzte auf und ließ den Wagen auf der Stelle umkehren. Nur der dicke Herr von Lindemann stieg aus, unter dem Vorwande, er müßte sein halb verschmachtetes Adoptivtöchterlein erst mal ahen und tranken. In Wirklichkeit gedachte er mit dem Fräulein Amelie von Gorski, die er als ein resolutes Mädel kannte, ein ernsthaftes Wörtlein zu sprechen, wie der immer mehr sich ausbreitenden Schwermütigkeit der jungen Frau von Foucar zu steuern sei. Und noch etwas anderes war dabei, was er freilich ebenso wenig laut äußerte: Wozu sich voreilig zu einer Sache drängen, die einem doch einmal bestimmt war? In der kalten Gruft unter der Ordensburger Kirche lagen nämlich auch die alten Lindemänner, der für ihn aus- ersehene Platz war der letzte in einer langen Reihe.

Der ließ ihm nicht fort, und er trug nicht das geringste Verlangen, ihn eher zu besichtigen, als es unbedingt notwendig war. Und dann hatte er ein paar hunderttausend Jahre Zeit, über seinem Sargdeckel die Mauersteine zu zählen, bis die Trompete zur Auferstehung rief...

Ehe es aber zu der Aussprache mit dem Fräulein von Goriski kam, hatte es allerhand freudige Ereignisse gegeben.

Zunächst eine Begrüßung zwischen dem irischen Fuchswallach und dem dunkelbraunen Hannoveraner. Als dieser in den Stall geführt wurde, wieherte der Ringsboy laut auf und riß so lange am Halfter, bis der Braune neben ihm stand. Und dann drängten sie sich dicht aneinander. Es gab ein vertrautes Pusten und Schnauben, als erzählten sie sich auf ihre Art, was sie in den letzten Wochen erlebt hatten. Der alte Heinrich stand als Dritter im Bunde daneben, klopfte mal dem einen auf den Hals, mal dem andern und wunderte sich nicht über die Zwiesprache. Aus langjähriger Erfahrung wußte er, daß die Tiere genau so zu denken vermochten wie Menschen. Nur nicht so viel und so verschiedenartig, weil der ihnen gezogene Kreis ein engerer war...

Und noch eine freudige Aufregung hatte es gegeben, als mit einem Male die dralle Sochia mit drei russischen Gefangenen ankam. Im Holzstalle hätten sich die Kerle versteckt gehabt und wären zitternd vorgekrochen, als sie tapfer mit einem Knüppel auf sie losging. Da lobte der Herr von Lindemann ihre Uner-

schrockenheit. Als er aber die schmunzelnden Gesichter der drei Russen sah, ging ihm ein Licht auf.

„Welchen von den dreien willst du nun eigentlich heiraten?“ fragte er hinterlistig.

Und die Sochia fiel prompt darauf herein:

„Den mit dicke Schnurrbart, Herr Baron. Heißt sich Prikipatis und is sehr ordentliche Mensch...“

Und als der Herr von Lindemann auflachte, merkte sie, daß sie sich verschnappt hatte; schlug schämig die Schürze vor das Gesicht und rannte in ihre Küche... Er aber mußte denken, daß auch unter der harten Faust des Kriegeres die kleinen Menschenschicksale ihren krausen Lauf nahmen wie sonst... Vielleicht auch in üblem Sinne... Wenn es so weiter ging auf der unaufhaltbaren Bahn des Sieges, daß dann auch wieder all das Kläglichke sich ans Licht wagte, das unter dem ersten Sturm der Begeisterung scheu den Kopf geduckt hatte. Die schachernden Profitmenschen, die aus allem ihren Nutzen zogen, selbst aus der Not ihrer Volksgenossen, und die vertrockneten Nichts-als-Politiker, die da verlangten, die in unsäglichen Nöten kreißende Welt sollte das Neue, das sich ihrem Schoße entrang, in ihre Parteischablone hineingebären...

Das Fräulein Amelie hatte das kleine Tagelöhnerkind auf dem Schoße, aus dem das Kriegsschicksal ein Schloßfräulein zu machen gedachte, und päppelte es mit Ei und Butterbrot. Da erzählte der Herr von Lindemann, wie er's gefunden habe zwischen den erschlagenen Eltern, das kleine Tierchen, und wie er sich selbst dabei gelobt habe, ein anderer Mensch zu werden...

Die Amelie hörte still zu, mit einem Male aber fing sie an zu weinen. Er blickte verwundert auf und merkte erst am Schlusse der Unterredung, daß zwischen seiner Wandlung und ihren Gedanken ein gewisser Zusammenhang bestand. Als sie sich nämlich ein wenig ausgeweint hatte, erzählte sie von einem baltischen Offizier, der fünf Wochen lang in dem kleinen Häuschen im Quartier gelegen hätte. Den habe sie abgewiesen, als er nach allmählicher Annäherung um sie warb. Und jetzt machte sie sich Vorwürfe, weil er schon am nächsten Mittag ausgezogen sei, um sich mit den im Hotel zum Königlichen Hof einquartierten „Damen“ des russischen Stabes einem zügellosen Leben hinzugeben. Vielleicht, wenn sie seiner Bewerbung kein so schroffes Nein entgegengesetzt hätte, daß er dann ein anständiger Mensch geblieben wäre...

Da sagte er:

„Kann sein, liebes Ameliechen, kann aber auch nicht sein! Das kommt ganz auf den Fond an, der in einem Menschen steckt... Aber — deinen Kummer mal beiseite — wie kommt man denn der Annemieze Foucar bei, daß sie sich ein bißchen aus ihrer Tief-sinnigkeit rausrappelt?“

Da mußte das Fräulein Amelie in allem Schmerz laut auflachen. Und als ein auf dem Lande aufgewachsenes Mädel tippte sie sich ohne Zimperlichkeit vor die Stirn.

„Herrjeßs, Onkel Gottfried, seid ihr denn lauter verspatete alte Jungfern, daß ihr nicht merkt, wieso sie alles so absonderlich schwer nimmt? Schon beim

erstenmal war sie doch ein bißchen verdreht, und ich mußte ihr allerhand Einbildungen austreden...“

„Ach soo!“ sagte der dicke Freiherr von Lindemann und begab sich schnurstracks zu dem Rittmeister von Foucar, der vor seinem Schreibtisch in trübem Sinnen saß. Und in seiner Herzensfreude fiel er mit der Tür in das Haus.

„Du, Gaston,“ rief er lachend, „ich hab’ eine glänzende Idee. Wenn es ein Junge wird, müßt ihr ihn Kreuzwendedich taufen. Das ist ein guter und für die schwere Zeit passender Name...“

Der Rittmeister sprang auf.

„Was denn? Wen denn?“

„Na, euren Zweiten! Wenn’s aber wider Erwarten ein Mädel werden sollte, hab’ ich auch schon einen feinen Namen: Notburga soll sie heißen!“

Da lachte der Rittmeister von Foucar herzlich auf und warf ein verschlossenes dickes Tagebuch, das er mit der Adresse seiner Frau auf dem Schreibtische gefunden hatte, in das im Ofen brennende Feuer. Wozu in einer dunklen Vergangenheit forschen, wenn die Zukunft offen und verheißungsvoll vor einem lag? —

Zur selben Stunde ungefähr erlitt fern in der Festung Rowno ein russischer Offizier den schmachlichen Tod von Senkershand. Er hatte ein im letzten Augenblicke vereiteltes Attentat auf den erhabenen Generalissimus, den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, verübt. Aber seinen Namen verweigerte er jede Angabe, hatte auch vor der mißglückten Tat die Regimentsnummer auf

seinen Achselftücken entfernt. Als ein Unbekannter wurde er hingerichtet. Nur als der Pope ihn auf der letzten Stufe vor dem Galgen noch einmal nach den Beweggründen seines Verbrechens befragte, brach er für ein paar Worte sein eisernes Schweigen.

„Ich habe ihn erst wie ein Idol verehrt, dann sah ich, er ist das Verderben des Vaterlandes. Hoffentlich kommt nach mir bald einer, der mein Werk vollendet. Der Versöhnung mit Deutschland gilt mein letzter Atemzug...“

Und mit einer inbrünstigen Gebärde steckte er seinen Kopf in die Schlinge, sprang selbst vom Brett, ohne auf den heimtückischen Stoß des Henkers zu warten...



Als Vorläufer der „Schweren Not“ erschienen von Richard Stowronnes früher in der Sammlung der „Mikro-Bücher“:

Sturmzeichen Roman

Wackende Hilber, die wie eine Vorahnung des bereits gebrochenen Krieges wirken, zeigen die todesmütige Bereitschaft der deutschen Truppen zur Abwehr der russischen Soldateska und ihrer Kosakenhorden. Ein aus der Begeisterung geborenes Werk, eine prächtige Schilderung unseres gegenwärtigen nationalen Daseins.

*

Das große Feuer Roman

Bis zum Ausbruch des Krieges hat Stowronnes hier die Handlung von „Sturmzeichen“ fortgeführt. Als preußen ist der Schauplatz des Romans, der Stimmungen und Geschehnisse des Sommers 1914 nach erzählt, bald humorvoll, bald mit tiefem Ernst und durchdringt ist von inniger Liebe zur deutschen Heimat.

Jeder Band 1 Mark

In der Sammlung der Mfstein-Bücher erschienen
von Richard Stowronnet:

Bruder Leichtfuß und Stein am Bein Roman

Die Geschichte zweier Menschen, die sich als Gerichtsassessoren in einem kleinen ostpreussischen Nest treffen. Während das Glück den leichtfertigen Junker Schwiegersohn eines der reichsten deutschen Großindustriellen werden läßt, veräumt und verträumt der andere, „Bruder Stein am Bein“, sein Glück.

Das Verlobungsschiff Roman

Das freie, fröhliche Leben an Bord eines deutschen Luxusdampfers mit all seinen Zwischenfällen, originellen Typen und oft recht komischen Situationen ist hier mit dem Humor und dem Witz, die man aus Stowronnets Lustspielen kennt, geschildert.

J e d e r B a n d 1 M a r k

Von Richard Stowronnet erschien ferner bei
Mfstein & Co, Berlin:

Das Bataillon Sport Roman

Mit Humor und Herzenswärme, aber auch mit einer seltenen Kraft der Steigerung ins Tragische hat Richard Stowronnet in diesem Roman ein Bild aus dem deutschen Soldaten- und Jägerleben entrollt. Im Offiziercorps einer kleinen Garnison befindet sich ein junger Leutnant, den die unbezähmbare Jagdleidenschaft zum Wilddieb macht und um Ehre und Leben bringt. Diese, mit stärkster Kraft dargestellte Tragödie ist in ein anziehendes militärisches Milieu gestellt, in eine kleine Garnison mit überaus humorvoll und anmutig geschilderten Menschen und Verhältnissen. Prächtige Charaktere und die feine Episode der Liebe eines älteren Offiziers zu einem jungen Mädchen fesseln bis zuletzt das Interesse.

Preis 3 Mark

Das Kaiserliche Patentamt
in Berlin

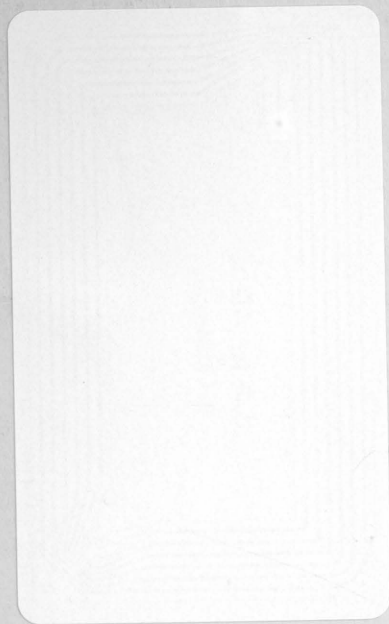
Das Kaiserliche Patentamt in Berlin

Das Kaiserliche Patentamt
in Berlin



Ullstein & Co
Berlin SW 68

Das Kaiserliche Patentamt
in Berlin



1240